In Turan und Armenian auf den pfaden russischer welttpolitik

Paul Rohrbach

11185

In Turan und Armenien.

In Turan und Armenien

auf den Pfaden russischer Weltpolitik

von

Paul Rohrbach.

„Geh' durch die Welt und sprich mit Jedem".

Firdusi.

Mit einer Uebersichtskarte des russischen Gebietes zwischen dem Schwarzen Meer und dem Pamir.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1898.

Herrn Professor Hans Delbrück

als

ein Zeichen aufrichtigster Verehrung

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Der Inhalt dieses Buches wurde im Wesentlichen in Gestalt einer Reihe von Aufsätzen in den „Preußischen Jahrbüchern“ vom Juli bis zum Dezember 1897 veröffentlicht. Für die vorliegende Ausgabe ist das Ganze seiner Form nach einer Umarbeitung unterzogen worden. Was es bringt, sind sowohl Schilderungen von Land und Leuten, als auch politische, historische und wirthschaftliche Reflexionen über Einst und Jetzt aus den nunresmh russichen Gebieten Mittelasiens und Armeniens.

Vor allen Dingen ist es meine Absicht gewesen, ein anschauliches Bild von der Position Rußlands nach ihrem gegenwärtigen Charakter und ihren zukünftigen Aussichten innerhalb der Welt des östlichen Islam zu zeichnen. Die Nothwendigkeit für die deutsche Politik, auf absehbare Zukunft hinaus mit Rußland zusammen gegen England zu gehen, hat mich dabei mehrfach veranlaßt, unter diesem Gesichtspunkt etwas ausführlichere Digressionen über die politische Gesammtlage überhaupt, insbesondere russische Verhältnisse, anzustellen.

Der zweite Hauptzweck, den ich verfolgt habe, ist der gewesen, für eine vernünftige und gerechte Beurtheilung der armenischen Nation gewisse Fingerzeige zu geben. Diese beiden scheinbar auseinanderfallenden Seiten der vorliegenden Arbeit sind insofern keineswegs disparat, als das Armenierthum und die russische Politik gegenüber den Armeniern für die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse in Vorderasien, die jedenfalls unter dem maßgebenden Einfluß Rußlands vor sich gehen wird, sehr gewichtige Faktoren sind.

Im Uebrigen habe ich Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide geschrieben, in dem Bestreben, das was ich vom Pontus und vom Ararat bis zum Jaxartes und den Bergen von Ferghana gesehen und erfahren habe, so darzustellen, daß der Leser, soweit das möglich ist, mit sehen, empfinden und urtheilen möge. Das Buch ist keineswegs nur für Politiker von Fach bestimmt; vielmehr sollte es mich herzlich freuen — obwohl ich in erster Linie an politisch interessirte Leute gedacht habe — wenn sich unter meinen Lesern auch solche finden, denen ich als Erzähler lieber bin, denn als Politiker.

Straßburg i. Els., 6. Februar 1898.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Ueber den Kaukasus.

Wirklich — das war keine Kleinigkeit gewesen. Fünf Tage und fünf Nächte hatte die Eisenbahnfahrt von Berlin bis an den Fuß des Kaukasus gedauert. Man denke sich darnach das Gefühl, mit dem ich in Wladikawkás im gastfreien Hause des Pastors Asmus, des Seelsorgers der kleinen deutschen Ortsgemeinde, die Füße unter den Tisch streckte und die Aussicht auf ein Bett genoß. Um drei Uhr Nachmittags am nächsten Tage begleitete mich der Pastor auf die Poststation, ich nahm meinen Platz auf dem offenen Vordersitz des Wagens ein, neben dem dolchbewaffneten Kondukteur, einem bildschönen, gesprächigen Kosaken in Tscherkessenuniform; das Posthorn schmetterte markdurchdringend durch die Straßen, und fort ging es den Bergen zu, auf einer hohen Brücke über den im Steigen begriffenen schäumenden und brausenden Terek, und dann auf die prachtvoll im Stande gehaltene Chaussee hinaus: die ersten Augenblicke auf der Fahrt in eine neue Welt.

„Von den nördlichen Nomaden führt drei Tage lang ein beschwerlicher Weg bergauf; darnach folgt ein enges Flußthal mit einem nur für einen Menschen passirbaren (abwärts führenden) Wege von vier Tagen.“ Mit diesen Worten beschreibt Strabo das berühmte, 200 Kilometer lange Defilée zwischen dem weiten Kessel von Wladikawkas, einem einstigen Seebecken, dessen nördliche Umwallung der Terek bis auf den Grund durchgenagt und es so trocken gelegt hat, im Norden, und der Erweiterung des Kurthales an der Stelle, wo die Aragwa von links her mündet, im Süden. Sieben Tage nahm also vor 2000 Jahren dieser Weg über den Kaukasus in Anspruch. Heute durchfährt ihn die Schnellpost, die kein Nachtlager macht, in 28 Stunden, falls kein unvorhergesehener Aufenthalt eintritt, was im Frühjahr und Winter leicht passiren kann; die große Postkutsche dagegen ist mit Nachtlager fast 36 Stunden unterwegs. Diese Schnelligkeit der Passage mitten durch den Zentralkaukasus wird durch das Riesenwerk der 1861 vollendeten wojenno-grusinskaja doroga ermöglicht, einer unvergleichlich großartigen Heerstraße, an der ein Menschenalter gebaut worden ist und die Rußland den Besitz von Transkaukasien sicherte, solange die russische Flotte nicht das Schwarze Meer beherrschte. Erst jetzt wird durch den Bau einer Bahn von Petrowsk nach Baku, längs der Westküste des Kaspi, die Bedeutung der Militärstraße endgültig verringert werden, denn sobald eine ununterbrochene Schienenverbindung aus den europäischen Militärbezirken in das Land jenseits des Gebirges führt, ist der schnelle Massentrans-

port von Truppen und Kriegsmaterial auch in dem Falle gesichert, daß eine überlegene feindliche Seemacht durch die Marmara-Meerengen hindurch gelangt und die russische Flotte in die Pontushäfen eingeschlossen oder vernichtet wird. Selbst nach Vollendung der Eisenbahn wird die grusinische Militärstraße aber noch eine äußerst wichtige Hülfslinie zur Verbindung zwischen den Gebieten diesseits und jenseits des Kaukasus bleiben.

Dichter, schwerer Nebel verhüllte die ganze Kette des Hochgebirges, als ich von Wladikawkas ausfuhr; nur die unmittelbar an die Stadt heranreichenden Vorberge tauchten in schattenhaften Umrissen aus dem grauen Schleier hervor. Nach anderhalb Stunden waren wir in Balta, wo Pferdewechsel stattfand. Bis hierher steigt die Straße nur wenig, 135 Meter auf die 13 Kilometer seit Wladikawkas; zu beiden Seiten des Weges dehnen sich noch breite, mit Gras, Buschwerk und allerhand steifen, hohen Kräutern bewachsene Landstreifen aus; nur zuweilen tritt hier und da eine schroffe Felsmasse an die Straße heran und zwingt sie zu einer Kurve. Zur Linken in ziemlicher Entfernung schäumt der Terek, in einem breiten, von mächtigen Geröllmassen bis an den Rand erfüllten Bett vielfach getheilt, mit grollendem Geräusch sein trübes Wasser und die Steine auf dem Grunde vorwärts schleudernd und wälzend. In der nebligen, frischen Luft dampften die Pferde, und wie weiße Wolken drang es aus ihren Nüstern, wenn sie schnaubten; ich wickelte mich fester in meinen Plaid und ließ mir zum dritten Male vom Kondukteur versichern, jenseits Balta, wo die Steigung

sich verstärkt, würden wir aus dem Nebel herauskommen, der erfahrungsgemäß um diese Zeit sich nur in einer wenig mächtigen, aber dichten Schicht an den Fuß des Gebirges zu legen pflege — allerdings mehr als genügend, um dort, wo er liegt, jede Aussicht illusorisch zu machen. Gleich hinter Balta passirt man eine Kosakenbefestigung; das Fort Dscherachowskoje, das aber keine militärische Bedeutung mehr hat, sondern als sommerlicher Lagerplatz für die Garnison von Wladikawkas dient. Die Zeiten sind lange vorbei, wo die Ueberwachung der Route Wladikawkas-Tiflis auch eine militärische Aufgabe war. Von Balta ab änderte sich die Szenerie und mein Kosak behielt Recht: das Nebelmeer, auf dessen Grund wir bisher gefahren waren, besaß keine große Tiefe, sondern bildete nur eine flache Schicht, über deren wallender Oberfläche leuchtender Sonnenschein und klare Himmelsbläue lagen. Unvergeßlich, unbeschreiblich war das allmähliche Emporfahren aus der feuchten, kalten, schattenhaft verschleierten Tiefe mit ihren unklaren Berg- und Felssilhouetten und dem unter qualmend sich zusammenbrauenden Nebelballen unheimlich rauschenden Fluß. Noch ahnte man mehr, als daß man es sah, wie es dem Lichte entgegen ging, man ahnte auch, daß etwas Großes, die Sinne und die Seele Ueberwältigendes ringsum schon da sei, das mit dem ersten Sonnenstrahl von oben dem Auge sichtbar werden mußte. Da endlich zerriß der Wind nun wirklich die bereits ganz dünn gewordenen weißgrauen Massen, lange Streifen wie Kulissen an den Thalwänden entlang schiebend — die letzten in die

Berge hineinragenden Fetzen des Dunstmantels, der über der Tiefe lag; eine himmelhohe Wand tauchte plötzlich hart vor uns auf, und als das Sechsgespann in scharfem Trabe die enge Kurve der Straße um den Felsen herum nahm, öffnete sich mit einem Male der Blick in die mächtige Terekschlucht von Lars. Hier ist von einem weiteren Thal schon nicht mehr die Rede: tausend Meter hohe, zum Theil lothrechte Felswände schließen die unten vielleicht fünfhundert Schritt breite Kluft ein, durch die der Terek hinabschießt. Am Fuße der einen Wand ist die Straße in den Felsen gehauen, so breit, daß zwei Wagen mit je vier nebeneinander gespannten Pferden sich an jeder Stelle bequem ausweichen können; eine Mauer von Brusthöhe mit Durchlaßöffnungen für das Regen- und Schneewasser, das von den Bergen herab auf die Straße stürzt, dient als feste Barrière gegen den Abhang zum Fluß hin. Die ganze Sohle der Thalschlucht ist von Rand zu Rand erfüllt mit einer mächtigen Aufschüttung von Geröll, das aus allen möglichen Felsarten besteht, die der Terek und seine Zuflüsse zertrümmert und herabgeführt haben. Durch diese Steinwüste jagte der Fluß seine trüben, sich überstürzenden Wellen und Strudel mit der Geschindigkeit des fliegenden Pfeils hindurch, hier und da in den aufgeschütteten Massen scheinbar fast verschwindend, dann mit mächtigem Schwall hervorbrechend und in ein zeitweiliges Bett geeint, aber bald wieder in viele wirbelnde Arme getheilt, die sich über den ganzen weiß und bunt im Sonnenschein schimmernden Trümmerstreifen hin verzweigten. Oefters ragten mächtige,

zungenförmige Aufschüttungen von cyklopischen Blöcken in das Strombett hinein, um den Anprall des Wassers von der den Straßenkörper tragenden Felsenböschung abzuhalten — sie treten erst dann in rechte Wirksamkeit, wenn die heiße Sonne des Sommers die Schneekämme und Gipfel bearbeitet und der Terek volles Hochwasser bekommt.

Von Balta bis zur Station Lars beträgt die Steigung ca. 300 Meter auf 18 Kilometer und die Wagen fahren noch ohne Aufenthalt in gutem Trabe, so daß man nicht volle zwei Stunden für die Strecke braucht. Die Terekschlucht dringt immer tiefer in das eigentliche Hochgebirge ein; die Felswände zu beiden Seiten wachsen rasch zu immer imponirenderen Höhen empor: wir näherten uns der prachtvollsten und zugleich schauerlichsten Stelle auf der ganzen Heerstraße, dem berühmten Engpaß des Darjal, den alten Portae Sarmaticae. Diese wahrhaft furchtbare Kluft spaltet die nördliche Vorkette des Zentralkaukasus, deren Kamm- und Gipfelhöhen aber beträchtlicher sind, als die der dahinter liegenden Hauptkette, bis auf 1250 Meter Höhe über den Meeresspiegel quer durch; in ihr bahnt sich der Terek, mit gewaltigem Brüllen in einer fortlaufenden Reihe von Stromschnellen und Kaskaden herabstürzend, seinen Weg, und mit höchster Kunst geführt, schmiegt sich in fallenden und in steigenden Windungen und Kurven die in den Fels gesprengte Straße den Wänden der Schlucht in wachsender Erhebung an.

Unheimlich ist die Szenerie beim Eintritt in den Darjal. Im Vordergrunde, dort wo die Fahrt hin-

geht, schließen sich die Wände der Schlucht scheinbar ganz zusammen, so daß es aussieht, als ob die Straße geradewegs auf den Fuß der senkrechten Felsen losliefe und bei ihrem plötzlichen Aufhören die Pferde sich an dem Gestein die Köpfe einrennen müßten. Zur Rechten ist ein großer Bergsturz von der Höhe in den Terek niedergegangen und am Fuß der beängstigend steilen Schutthalde mit ihren großen und kleinen scharfkantigen Felsblöcken, die aus dem kleineren Getrümmer hervorragen, läuft der hier direkt aus dem Strombett hoch aufgemauerte Körper der Straße. Zur Linken hört man das Wasser jenseits der steinernden Brüstung stellenweise nur noch brausen, sieht es aber nicht mehr, während zur Rechten bei weit zurückgebogenem Kopf das Auge in schwindelnder Höhe den Ursprung des vermeintlich jeden Augenblick den Losbruch drohenden Steinstroms zu erblicken glaubt. Nimmt man dazu, daß von unten nach oben jeder unwillkürlich die Steilheit des Abhanges unterschätzt und daher der Eindruck, daß der Bergsturz nur momentan zum Stillstand gekommen zu sein scheint, sich steigert, so wird man sich eine Vorstellung von dem beklemmenden Gefühl an dieser Stelle machen können.

Plötzlich eine scharfe Wendung — eine Brücke, über die der Wagen jagt — wir sind auf dem rechten Ufer des Flusses und im selben Moment thut sich der eigentliche Darjal, aus dem der Terek hervorstürzt, in seiner ganzen wilden und erhabenen Großartigkeit vor dem überwältigten Auge auf. Die Kurve der Straße hat den Eingang des Engpasses bisher den Blicken entzogen; um so größer ist der Eindruck: förmlich, als

ob sich im Augenblick der tiefe Schooß des Gebirges erst spaltet und in furchtbarem Klaffen aufthut, so wirkt das plötzlich auftretende Bild bei der Einfahrt in das Defilée. Die Wände des Darjal sind zwar nicht durchweg so steil, wie manche Schilderungen es darstellen, sondern nur an einigen Stellen wirklich annähernd senkrecht, aber die Großartigkeit des Ortes beeinträchtigt das nicht. Unten auf dem Grunde stoßen die Seiten der Schlucht in einem spitzen Winkel so hart zusammen, daß neben dem in förmlichem Sichüberschlagen vorwärts tobenden Terek kein Fußbreit Boden übrig bleibt, sondern aus dem Bett des Flusses steigen die Felsen unmittelbar 1200—1600 Meter jäh in die Höhe. Denselben Charakter behält die Straße mehr als eine deutsche Meile bei, indem sie auf dieser Strecke sich etwa 500 Meter an den Thalwänden in die Höhe arbeitet. Die Passage durch den Darjal wirkt auf schwächere Naturen deshalb am meisten so schauerlich, weil der Weg sich in ganz scharfen, in den Fels gesprengten Kehren vom Grunde der Schlucht immer höher emporarbeitet. Dabei sieht man über sich zur Rechten den senkrecht scheinenden Felsen und zur Linken hinter der Brüstung nichts als den leeren, bodenlos gähnenden Abgrund, aus dem das Toben des Flusses herauftönt, drüben aber in wenigen hundert Metern Entfernung die jenseitige Wand der Kluft in ihrer furchtbaren Höhe und zerklüfteten Schroffheit — an vielen Stellen aber kann man ihren Fuß wegen der Steilheit des Absturzes auf dem Grunde der Schlucht nicht gewahr werden, es sei denn, daß man sich weit aus dem Wagen hinaus-

beugt, um über die Barrière hinweg in die Tiefe zu blicken. Sperrt nun ein vortretender Felsen, um den die Straße herumbiegen muß, den Blick nach vorn, so sieht es aus, als ob der Weg keine Fortsetzung mehr hätte und der nächste Augenblick den Sturz geradeaus ins Bodenlose bringen müßte; da plötzlich läßt eine rasche Kurve unter der überhängenden Felsmasse hindurch ein neues Stück der zwischen einem schmalen Streifen Himmelsblau und dem Dunkel der beschatteten Tiefe in die Flanke des Absturzes hineingemeißelten Straße sichtbar werden. Trotz dieses beklemmenden Anblickes ist die Fahrt auf der grusinischen Heerstraße vollkommen sicher, bis auf einen Punkt: die Lawinen. Die gefährlichsten Stellen sind durch z. Th. viele hundert Meter lange, hölzerne Ueberdachungen geschützt, in denen es vollkommen finster ist und daher stets Laternen brennen, aber diese Vorrichtung kann keinen Schutz gegen die furchtbaren Eis-, Schnee- und Steinmassen gewähren, die bisweilen von den Bergen losbrechen und, in die Terekschlucht hineinstürzend, einen häuserhohen Damm auf dem Grunde der Kluft quer vor den Strom legen. Es ist vorgekommen, daß durch solch einen Lawinensturz der Terek Tage lang aufgestaut wurde und der schließliche Ausbruch der angesammelten Wassermassen Meilen weit abwärts die ganze Straße überall dort zerstörte, wo sie so tief hatte gelegt werden müssen, daß der Wasserschwall sie erreichte. Solche große Katastrophen bewirken aber fast nie ein unmittelbares Unglück, sondern verhindern nur auf Tage, ja selbst Wochen hinaus den Verkehr.

Vor und auf allen Kurven, welche die Straße macht, schmettert das Horn des Kondukteurs laut und anhaltend, um etwa auf der anderen Seite des Felsvorsprunges entgegenkommende Equipagen zu warnen. Trotzdem aber und trotz der fabelhaften Gewandtheit der Kutscher ist die Fahrt durch den Darjal so verrufen, daß z. B. Damen selten zu bewegen sind, das Innere der Kutsche, wo ihnen die ganze Aussicht verloren geht, zu verlassen, und unser Kondukteur erzählte mir, er habe vor Kurzem eine offene Postequipage geführt, deren einer Insasse, ein Beamter, solche Zufälle bekam, daß er, mit dem Gesicht nach unten, auf den Gepäckwagen gelegt und festgebunden werden mußte, bis die beängstigendsten Stellen passirt waren. Mich hat, so lange wir im Darjal waren, nur ein Gefühl beherrscht: als ob alle die anderen Thätigkeiten des Leibes und der Seele auf eine Weile in Ehrfurcht vor der Größe dieser Natur in das Dunkel des Unbewußten zurückgetreten und mein ganzes Ich in ein einziges Organ zu überwältigtem Anschauen und Aufnehmen der großen Werke Gottes verwandelt wäre!

An der Stelle, wo die großartigste Strecke des Weges zu Ende ist, am südlichen Ausgange des eigentlichen Darjal, erweitert sich die Schlucht für eine kurze Strecke etwas und zur rechten Hand tritt ein oben künstlich abgeflachter, hoher, wenn auch im Vergleich zu den Thalwänden nur unbedeutend erscheinender Felskegel weit in das Thal hinein vor; nahe bei ihm liegt auf dem Grunde der Schlucht ein modernes Fort. Jener Felsen trägt die Trümmer einer alten Be-

festigung; die sog. Tamaraburg. Dieses Felsenschloß im Paß durch den Kaukasus kennt schon Strabo, und auch die arabischen Autoren des Mittelalters erwähnen es mehrfach. Chosru Nuschirwan, der größte der Sassaniden, der Gegner Justinians I., befestigte die ganze Kaukasuslinie, vor allem den Paß von Derbend am Kaspischen Meer und den Darjal. Das Schloß der Tamara hieß damals Bab-Allan, das Thor der Alanen, nach dem heute Osseten genannten Bergvolk nördlich des Kasbek. Bis hierher reichten der Dienst Auramazdas und das Gebot der neupersischen Könige. Heute tragen die Ruinen ihren Namen nach der im ganzen Kaukasus berühmten Königin Tamara, die am Ende des 12. Jahrhunderts über Georgien herrschte und der die meisten alten Bauwerke auf der Südseite des Gebirges zugeschrieben werden. Die Befestigung war in früheren Zeiten sicher uneinnehmbar; unterirdische, in den Felsen gehauene Gänge versorgten sie mit Wasser aus dem Terek und eine Handvoll Leute genügten an diesem sturmfreien und auch von den Thalwänden aus mit primitiven Geschossen nicht zu erreichenden Platze, um den Paß gegen jede denkbare Kriegsmacht zu halten. Bei dem früheren Zustande des ganzeu Weges, bevor die Russen die grusinische Militärstraße bauten, konnten große Menschenmassen, vollends mit Troß, sich hier überhaupt nicht bewegen, sondern alle großen Völkerzüge im Alterthum und im Mittelalter sind durch die „Kaspischen Pforten“, das Thor von Derbend, gegangen. Längs dem Schwarzen Meere ist der Weg bis heute vollends ungangbar.

Die dritte Station des Weges liegt bei dem Dorfe Kasbek, am Fuße des berühmten, über 5000 Meter hohen Schneeberges. Hier hat sich die Straße bereits zu 1750 Meter Meereshöhe erhoben und wir befinden uns in einem wilden Hochthal, das östlich und westlich von zwei Querriegeln abgeschlossen, zwischen der nördlichen, von der Darjalschlucht quer durchsetzten hohen Vorkette und dem mittleren Hauptkamm des Kaukasus sich hinzieht. In diesem west-östlich gerichteten Thal strömen der Terek und ein Nebenfluß desselben einander entgegen; wo sie sich vereinigen, liegt das Dorf Kasbek und ebendort öffnet sich nordwärts der Darjal als Ausgang für den Fluß. — Heller Mondschein lag auf den schneebedeckten Kämmen und Abhängen, aber auch hart neben der Straße schimmerten bereits große Schneeflecken weiß durch die beginnende Nacht: Die erreichte Höhe und die Frühe der Jahreszeit machten sich bemerkbar. Wunderbar war der Anblik des gewaltigen Kasbek in dieser Beleuchtung. Langsam zogen einzelne helle Nebelstreifen um das Haupt und die Flanken des Giganten, aber sie waren nicht mächtig genug, die Konturen des Berges zu verdecken, sondern wie lautlose Züge erstorbener Geisterwesen bewegten sie sich gespenstisch, körperlos in der silbern durchleuchteten Todesstarre schwebend, um die Eispyramide dort oben im Aether.

Prometheus! Hier am Felsengipfel des Kasbek war im ewigen Eise der Titane angeschmiedet, der dem Menschen das lebenspendende Feuer vom Himmel Jupiters geholt hat, und die Adler des Kaukasus fraßen

an seinen Eingeweiden. Einst, vor Jahrtausenden, war hier für den tiefsinnigen Mythus der Hellenen das Ende der Welt. Noch weiter nach Norden, jenseits des Gebirges, wohnten das Chaos und die Finsterniß. Und jetzt! Weit, weit gen Mitternacht thront nun der doppelköpfige Adler von Byzanz; von Norden her hat er das Gebirge überflogen; bereit, seine Fänge zum Horsten in den Gipfel des Olympus wie in den Götterberg Meru, der über Indien liegt, zu schlagen, schwebt er über dem ganzen Morgenlande, von den Gestaden Homers bis zur Ganga und den heiligen Strömen des Rigveda. Ein verfallenes Kloster schaut vom Abhang des Kasbek zu dem Vorbeifahrenden herab: ein Denkmal des schon vor einem Jahrtausend hier mächtig gewesenen Christenthums, damals, als die Könige von Georgien bis tief ins Gebirge hinein herrschten. Noch heute sind die Osseten, ein iranischer, hierher versprengter Volksstamm, dem Namen nach meist Christen, und es wird ihnen sogar von Priestern des rechtgläubig-morgenländischen Ritus Gottesdienst in ihrer Sprache gehalten, aber es ist ein seltsames Christenthum bei diesem Volk. Sie feiern noch heidnische Opferfeste und erzählen, als Gott seinen Sohn Jesus Christus als kleines Kindlein auf die Erde sandte, habe er lange nach einem Orte ausgeschaut, den noch nie eines Menschen Fuß entweiht hatte. Keine Stelle dieser Art fand sich auf der weiten Welt, als allein der Gipfel des Kasbek, und darum brachte der Herr seinen Sohn hierher, damit er in Reinheit aufwüchse. Er legte ihn in eine goldene Wiege, gab ihm ein Schaf als Er-

nährerin und eine Taube, damit sie die Wiege schaukele, und zur Nahrung für die Thiere schüttete er eine Menge Weizen aus. Als Jesus erwachsen war, stieg er herab vom Kasbek und predigte den Menschen; die Wiege aber, das Schaf und die Taube sind bis zum heutigen Tage auf dem Berge geblieben.

Zwei starke Stunden nach der Station Kasbek folgt Kobi, bereits 2000 Meter hoch gelegen. Von hier an fuhren wir durch tiefen Schnee, wie zwischen zwei hohen Mauern, denn der Weg hatte, stellenweise mehrere Meter tief, in die Schneemassen eingegraben werden müssen. Jetzt verläßt die Straße den Terek und erhebt sich in starker Steigung zum Uebergang über die Hauptkette des Gebirges, den Kreuzbergpaß. War die Vorkette in der Spalte des Darjal bis ins Innere hinein geborsten und hatte so dem Wege eine tiefe Scharte geöffnet, so galt es jetzt, in einer weit flacheren aber doppelt so hohen Einsattelung den eigentlichen, wasserscheidenden Hauptkamm des Gebirges zu überwinden. In Kobi wurden außer den sechs für die Bergfahrt vorschriftsmäßigen Pferden noch zwei weitere für die Strecke bis zur Paßhöhe vorgelegt. Ein halbwüchsiger Junge ritt auf dem rechten Vorspannpferd als Lenker. Ueber der Abfahrt war es fast Mitternacht geworden und bald fing ein feiner Nebel an mit dem Mondlicht zu kämpfen. Die thauenden Schneemassen erfüllten die Luft mit kaltem, feuchtem Dunst und allmählich verwandelte sich die leuchtend helle Scheibe des Mondes am Himmel in einen verwaschenen hellen Fleck; die scharfen, schwarzen Schlagschatten der Berge ver-

schwammen in dem allgemeinen düsteren Grau, das sich um Höhen und Tiefen legte, und statt der wilden Größe der Natur um den Terek umfing uns die Einsamkeit und Oede eines typischen Hochthales. Gegen ein Uhr Nachts waren wir auf der Paßhöhe, 2432 Meter oder nach russischer Rechnung 7770 Fuß über dem Meere. Um uns völliger Winter. Ich stieg aus, um bei dem schwachen Licht des verhüllten Mondes die beiden großen Steinkreuze zu besehen, die auf der Höhe standen, während der Wagen hielt und die Vorspannpferde mit noch zwei anderen losgemacht wurden, um von den kleinen Postillon nach Kobi zurückgeritten zu werden. Zum ersten Mal stand ich auf der Grenzscheide zweier Welten. Wenn auch der mit abgezogener Mütze sein Trinkgeld-erbittende Bursch mich daran erinnerte, daß noch einiges Gemeinsame zwischen Europa und Asien bestehen blieb, wenn auch seit lange schon das asiatische Element immer stärker bemerkbar und von Wladikawkas ab eigentlich herrschend geworden war, so behielt der Schritt, der mich nun wirklich auf den jenseitigen Abhang des berühmten Gebirges hinüber brachte, für mich als einen nicht blasirten Menschen eine gewisse Bedeutung im Leben. Und der Kaukasus ist nun doch einmal für unsere Phantasie mehr, als der Thüringer Wald.

Selbst in der beträchtlichen Höhe, in der wir uns befanden, ragten die Berge noch zu beiden Seiten über 1000 Meter hoch in langen geschlossenen Zügen empor, überall dort von dichtem Schnee bedeckt, wo es die Steilheit der Abhänge nicht verhinderte. Allmählich

ermüdeten Körper und Geist von der Menge der noch ungewohnten Eindrücke; die Leblosigkeit und die Oede in dem kalten, nebelerfüllten, schneebedeckten Paß trug das Ihrige zur Abspannung des ganzen Organismus bei. Ich hatte mir aber einmal vorgenommen, die Tour bis Tiflis ohne Nachtlager oder Rast zu machen und beschloß daher, auszuhalten. Ich entsinne mich an einen Gedanken, der mich in jener Nacht bei der Weiterfahrt durch den Kreuzbergpaß, als der Weg sich zu senken begann, beschäftigt hat. Vor Jahren hatte ich einmal eine Fahrt auf der Narowa gemacht, die vom Peipussee zum Finnischen Meerbusen hinabströmt. Zur Linken lag Esthland, die nördlichste Landschaft der einstigen deutschen Kolonie Livland, die der Deutschorden mit dem Schwert sich erwarb; zur Rechten Ingermannland, eine alte Eroberung des slavisch-russischen Groß-Nowgorod. Dort sah ich eine wirkliche, scharf gezogene und sichtbare Grenze zwischen zwei Welten, zwischen Rußland und Westeuropa — obwohl seit bald zweihundert Jahren beide Ufer der Narowa demselben Szepter gehorchen. Auf der livländischen Seite zahlreiche Gehöfte, bestellte Aecker, behäbige Bauernschaften, gepflegte Landstraßen, mit einem Wort: ein alte Kultur — gegenüber wechselten mächtige Waldbestände und sumpfige Wiesen bis zum Meer hinunter mit einander ab. Dort schied ein schmaler Fluß, durch ein von Natur auf beiden Ufern gleichgeartetes Land fließend, zwei so sehr verschiedene Kulturgebiete; hier thürmte sich ein wolkenhohes Gebirge empor und doch war nirgends etwas wie eine merkbare Grenzscheide zu spüren, die über das

rein Physikalische hinaus in die Tiefe des Kulturlebens gegriffen hätte.

Die Einsenkung des Passes geht allmählich in das südwärts geöffnete Thal der Aragwa über, eines Nebenflusses des Stromes von Georgien, des Kur. Bei Gudaur wurden wiederum Pferde gewechselt; dann kam die nächst dem Darjal berühmteste Strecke des Weges: der in zahllosen Serpentinen geschlängelte Abfall der Heerstraße nach Mlety. Gudaur und Mlety sind in der Luftlinie nur wenige Kilometer entfernt, aber der Höhenunterschied beträgt 700 Meter. Dadurch wächst die Länge des Weges auf 15 Kilometer, die auf mehr als sechszig große und kleine Windungen vertheilt sind. In ganz unglaublich tollem Jagen ging es vom oberen Thalrand bis fast an das Aragwabett selbst hinunter, wo die Station Mlety liegt, ein Dorf mit bereits georgischer Bevölkerung. Es folgen Passanaur, nur noch 1050 Meter hoch, Ananur mit einer der ältesten christlichen Kirchen, die es giebt und einer verfallenen georgischen Festung, dann Duschet, endlich Tzilkany. Das Thal der Aragwa wird immer breiter, die Berge niedriger, die Luft milder; südliche Vegetation tritt auf, blühende Mandel- und Aprikosenbäume, Oleandersträucher und Maisfelder: Wir sind jetzt im eigentlichen Georgien. Vierundzwanzig Stunden nach der Abfahrt von Wladikawkas erreicht man die letzte Station vor Tiflis, Mtzchet, einst die Hauptstadt des Königreichs der Iberer oder Georgier, heute ein kleiner Flecken mit einer berühmten Kathedrale. Bei Mtzchet mündet die Aragwa in den Kur; auf der Felszunge zwischen beiden Flüssen

stand die uralte Königsburg Arma-Tzighe, das Schloß des Ormuzd oder Auramazda, Strabos Harmozika, von dem noch einige Trümmer sich erhalten haben.

Mit dem Thal des Kyros — georgisch Kur, russisch Kura — betritt man ein ethnographisch und kulturhistorisch wichtiges Gebiet des kaukasischen Isthmus. Die Menschen, die es bewohnen, sind vielleicht das älteste lebende Volk. Die Russen nennen die Georgier um Tiflis Grusiner oder Grusier, das Land Grusien; die westwärts, jenseits der Wasserscheide zum Pontus hin, wohnenden Stämme der Imeretier, Mingrelier, Swanen und Gurier, die von den Byzantinern unter dem Namen Lazen zusammengefaßt wurden, bilden aber mit den Grusiern eine ethnographische Einheit, die auch sprachlich größtentheils eng zusammenhängt. Im Alterthum unterschied man Kolchis, das Land vom Schwarzen Meere bis an die Quelle des Phasis (Rion), und Iberien, das sich von dem Gebirgszug, der den Kaukasus mit dem südlichen Hochlande verbindet, bis an den Fluß Alasan erstreckte (Alazonius bei Strabo). Jenseits desselben wohnten die Albaner bis zum Kaspischen Meere, und südlich von den drei genannten Ländern und Nationen lag Armenien. Es ist bisher noch nicht mit Sicherheit gelungen, die Georgier nach ihrer ethnographischen Hingehörigkeit zu bestimmen. Sie selbst nennen ihr Land Karthli und dieser Name ist unter der Form Karthalinien in den sog. „großen Titel“ des Kaisers von Rußland aufgenommen. Wahrscheinlich ist das Volk ein Ueberbleibsel der „alarodischen“ Rasse, zu der auch die früheren Bewohner des jetzt von dem arischen

Stamme der Armenier eingenommenen Landes gehörten. Wenn es sich sicher bestätigen sollte, daß einige Inschriften am See von Wan in Groß-Armenien alarodisch und mit dem Georgischen verwandt sind, so fiele von hier aus Licht auf die Frage. Nach neueren Forschungen scheint es nämlich, daß die alarodische Sprache mit den alten Sprachen von Sumir und Akkad (Südbabylonien) und mit dem Elamitischen (Elam ist das spätere Susiana) verwandt ist. Damit würde das Georgische unter allen lebenden Sprachen den ältesten Stammbaum erhalten und das Volk als ein Ueberbleibsel der fernsten Vergangenheit anzusehen sein, denn die sumerischen Denkmäler reichen noch Jahrtausende hinter die semitische Epoche Vorderasiens zurück und sind selbst älter, als die ältesten ägyptischen Texte. Der Name des alarodischen Reiches ist uns durch assyrische Keilinschriften erhalten; es hieß Urartu und seine Hauptstadt Tuspa lag auf dem Burgfelsen von Wan, das möglicherweise der älteste ununterbrochen bewohnte Ort der Erde ist. Der Name Urartu ist noch fast unverändert erhalten in der Bezeichnung der Landschaft und des Berges Ararat am mittleren Araxes. Einige georgische Worte mögen hier als Probe der Sprache stehen: Eins heißt jerti, zehn ati, Auge twali, Brod puri, Bruder sma, ich me, wir tschwen, Burg tzighe, die Stadt Tiflis Tbilisi, roter Fluß tzchal-tzitheli.

Im VI. Jahrhundert v. Chr. drangen die arischen Haik, die von den Persern Armina genannt wurden, aus bisher unbekannten Sitzen (vielleicht den Tauruslandschaften von Nordsyrien und Cilicien) in das Land

der Alarodier, drängten sie als Nation aus dem Hochlande und der Araxesebene nordwärts zurück und assimilirten sich wahrscheinlich den etwa sitzengebliebenen Rest. Seitdem bewohnen die Reste der Alarodier das Gebiet des Phasis und des oberen Kyros, wo sie in der griechischen und römischen Zeit als Kolcher und Iberer oft genannt werden. Einzig der Name des wie gesagt gleichfalls georgischen Stammes der Swanen hat sich von Strabos Zeiten bis heute erhalten, aber während sie der Zeitgenosse des Augustus als ein Volk von 200000 Kriegern schildert, machen sie jetzt vielleicht noch 20000 Köpfe aus. Sie wohnen nördlich vom Rion, im Thale des Flusses Ingur.

Die persischen Großkönige, sowohl die Achämeniden als die Sassaniden, haben zeitweilig ihre Machtspäre bis über Georgien ausgedehnt gehabt. Schon der alte Name von Mtzchet — Burg Auramazdas — deutet darauf. Diese Feste deckte den Eingang ins Land von Armenien her; zugleich war sie die Königsstadt der Iberer. Pompejus eroberte sie, als er den Mithridates verfolgte, und die Ueberlieferung führt auch die alte Brücke über den Kur, die unter Nikolaus I. abgerissen wurde, um einer neuen Platz zu machen, auf den großen Römer zurück. Einige spärliche Reste sind von dem leider vernichteten Bauwerk noch übrig. In der Kathedrale von Mtzchet liegt der letzte König von Georgien begraben, Georg XIII., der Nachfolger des Zaren Irakli, der sein Land schon dem Kaiser Paul von Rußland vermacht hatte, nachdem er die Macht des furchtbaren Persers Nadir-Schah, der ihn als Vasallen bis

Indien schleppte, und seine eigene Unfähigkeit, Land und Volk zu schützen und christlich zu erhalten, erprobt hatte.

Es war Nachmittag geworden und glühend heiß im Fluß-Thal, durch das die Straße nach Tiflis nun weiter führt. Ich hatte des Nachts nur wenige Viertelstunden losen Halbschlummers auf meinem Sitz gehabt und die Müdigkeit des Körpers wurde jetzt größer, als das Verlangen des Geistes, immer fort und fort die neuen Bilder aufzunehmen und auf dem Grunde der Erinnerung festzuhalten, sodaß ich die letzten zwei Stunden bis zum Ziele recht apathisch zubrachte und auch erst am nächsten Tage von der „stromdurchrauschten Kyrosstadt“ einen richtigen Eindruck erhielt. Wem fiele nicht Mirza Schaffy ein, wenn er von Tiflis hört!

„So soll durch alle Lande nun,
Mirza Schaffy! Dein Lied ertönen —
Für alles schöne Sein und Thun
Ist es ein Wiederschein geworden!

Du sandtest Deine Jünger aus
Und es geschah, wie du verheißen:
Berühmt ist Tiflis durch Dein Lied
Vom Kyros bis zum Rhein geworden!“

Ich will aber nicht anfangen, Tiflis zu preisen (wiewohl mir mancher Tropfen Kachetinerwein darin geschmeckt hat); die Stadt ist oft und zur Genüge beschrieben, und fürs Erste führte mich mein Weg noch weit über die Kaukasusländer hinaus. Schon eine Woche nach meiner Ankunft in Tiflis schwamm ich auf dem im Sonnenschein smaragdgrün leuchtenden Wasser des Kaspischen Meeres.

Zweites Kapitel.

Zum Oxus.

Sieben Uhr Morgens! Auf dem Dampfer fängt es sich an zu regen, verschiedene bleiche Gestalten erscheinen auf Deck und im Salon; mit einem Gefühl der Erlösung beobachtet männiglich die von Minute zu Minute deutlichere Verringerung im Rollen des Schiffes, bis endlich eine entschiedene Wendung nach Nordost uns rasch hinter die flache Felsbarriere bringt, durch welche die Bai von Krasnowodsk gegen das offene Kaspische Meer abgesperrt wird. Ein wüthender Nordwind; der bekannte und gefürchtete Schrecken alle Kaspifahrer, hatte seit Baku geweht, und von dem Augenblick an, wo die „Kaiserin Alexandra" über Kap Apscheron hinaus war, bot sich uns wenigen seefesten Männern an Bord das Bild des bekannten grauen Meerelends in allen Schattirungen und Variationen dar — nun war es für Alle überstanden und Jedermann eilte, sobald er wieder Luft schnappen konnte, um den neuen Kontinent zu begrüßen. Man hat in den Kaukasusländern — wenigstens wenn man von Rußland kommt und solange man an den großen Ver-

kehrslinien bleibt — doch noch mehr das Gefühl, sich auf einer Uebergangsschwelle zwischen Asien und Europa zu befinden; europäischer Komfort ist in Tiflis und Baku, für wohlgefüllte Portemonnaies notabene, zu haben, und es ist eigentlich schwer zu sagen, von wo an das asiatische Element völlig herrscht und Europäisches anfängt die Rolle bloßer Staffage in dem Bilde zu spielen, das Land und Leute darbieten. Man weiß ja aus der Geographie ungefähr, was man jenseits des Kaspi zu erwarten hat, aber trotzdem überrascht und imponirt das Bild der absoluten Oede, das die gezackten, hohen, schroffen Felsenufer bei Krasnowodsk darbieten. Kein Baum, kein Strauch, selbst nicht einmal der kleinste Grashalm ist an den kahlen Wänden zu erspähen; messerscharf, scheinbar ohne Spur jeglicher die harten Formen ausgleichenden Verwitterung, zeichnen sich die Kanten, Spitzen und Grate der grell beleuchteten Felswände gegen den metallischen Himmel ab, begleiten weithin die Strandlinie und umschließen mit ihren Abhängen die kleine halbkreisförmige Ebene, auf der die Stadt Krasnowodsk liegt. Die Oertlichkeit besitzt keinen Tropfen süßes Wasser: Trinkwasser wird durch Destillation von Seewasser in einem eigens dazu konstruirten Apparate hergestellt, dessen Vervollkommnung jetzt soweit vorgeschritten ist, daß man hofft, fortan auch den wenigen kümmerlichen Sträuchern auf dem „Square“ der Stadt von dem vergrößerten Süßwasserquantum etwas abgeben und sie dadurch zum wirklichen Grünen bringen zu können. Regen fällt hier nur während weniger Wochen im Jahre; die Hitze steigt

bis auf 45 Grad Celsius, trotz der unmittelbaren Nähe des Meeres, und schon der Anblick des vor dem Bahnhof haltenden Eisenbahnzuges, der in 60 Stunden die 1500 Kilometer bis Samarkand zurücklegen soll, belehrt den Ankömmling über das Klima des Landes: sämmtliche Wagen sind schneeweiß angestrichen und mit besonderen Ventilationsdächern versehen, um die Sonnengluth erträglich zu machen. Der Zug verläßt endlich den Bahnhof und hat in wenigen Minuten das Ufer des langgestreckten Meerbusens Balchan, des einstigen Mündungsgolfes des Oxus, erreicht, an dem er nun viele Stunden entlang fährt. Zur Linken die Bergwand, zur Rechten das Meer, dazwischen ein merkwürdiger Landstreifen, von dürren Salzpflanzen und weißlichen, mit einer dünnen Haut ausgewitterten Salzes bedeckten Flecken erfüllt — auf den ersten Blick als ehemaliger Meeresboden kenntlich — dieses Bild setzt sich unverändert bis zum Dunkelwerden fort. Wie merkwürdige Farben es hier doch giebt! Das Meer ist von einem so leuchtenden intensiven Grün, daß es fast wie eine glänzende Lösung von Kupfererz aussieht, und die Farbentöne des bunten Gesteins sind so hart und entschieden, daß man schon daran das Fehlen der athmosphärischen Verwitterung mit ihrer ausgleichend schattirenden Thätigkeit erkennen kann.

Auf den ersten Blick fällt dem Reisenden, der die Umgegend von Baku kennt, die Uebereinstimmung zwischen den breiten Streifen trocken gewordenen Seebodens hier wie dort auf. An beiden Stellen ist der Bahndamm großentheils auf diesem ebenen festen Terrain angelegt;

auf der einen Seite liegt die alte, auf der anderen die jetzige Uferlinie des Kaspischen Meeres. Der Betrag der Senkung des Meeresspiegels ist schwer zu schätzen: die Steigung von der jetzigen Berührungslinie zwischen Land und Meer bis an den Fuß der begleitenden Bergzüge, wo der Eindruck einstigen Meerbodens aufhört, mag doch mindestens 15–20 Meter betragen, die Entfernung wechselt von 1/2 bis 10 Kilometer. Nach der Aussage der älteren Bewohner von Baku fällt der Kaspi noch fortwährend, was sich daran erkennen lassen soll, daß die großen Seedampfer früher unmittelbar bis an den Kai herankommen konnten, während sie jetzt ausschließlich über weit hinausgebaute Landungsbrücken laden und löschen müssen. Die Frage nach den hydrographischen Veränderungen in dem großen aralo-kaspischen Tieflande ist eins der interessantesten geographischen und zugleich praktischen Probleme, und gerade jetzt nimmt sie in Rußland die besondere Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise in Anspruch. Von zwei Seiten her wird an außerordentlich tiefgehende Eingriffe in den natürlichen Lauf der Dinge gedacht. Das eine Projekt ist bereits in der Verwirklichung begriffen und betrifft die theilweise Füllung des Sary-Kamyschbeckens, einer tiefen Depression zwischen Kaspi und Aralsee, durch Spaltung des Oxus unterhalb Chiwa, so daß ein Theil des Flußwassers wieder dem Lauf des alten Bettes folgen würde, wovon weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird. Bei der anderen Idee handelt es sich um nichts weniger, als um eine Erhöhung des Niveaus des Kaspischen Meeres. An dessen Ost-

seite liegt ein großer Salzsee, etwa vom Umfange des Ladoga oder Ontario, der Adschi-Darja, in den ein enger tiefer Kanal von mehreren Kilometer Länge, der Kara-Bugas*), mit reißender Strömung das Kaspiwasser hineinführt. Man hat früher viel über diese scheinbar räthselhafte Erscheinung gefabelt, wo das Jahr aus Jahr ein in den Adschi-Darja hineinfließende Wasser bliebe, da der See keinerlei Ausfluß besitzt, bis Karl Ernst von Baer die immense Verdunstung, die über dem rings von absolut trockenen Landstrecken umgebenen Becken stattfindet, als die Ursache erkannte.

Nach der wahrscheinlichsten Berechnung ergießt sich im Durchschnitte aus dem Kaspi in den Adschi-Darja stündlich die enorme Menge von 4—5 Millionen Kubikmetern Wasser. Was das sagen will, läßt sich z. B. daraus ermessen, daß der Amu-Darja, ein Strom fast von der Länge der Donau, nur etwa das Dreifache dieser Wassermasse führt. Gelangt nun die Idee zur Ausführung, den Kanal zu schließen, was technisch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten soll, so bedeutet das, wie leicht ersichtlich, ebensoviel, als ob sich fortan ein Strom von der Wasserführung des Kara-Bugas neu ins Kaspische Meer ergösse, und dessen Niveau müßte sich allmählich heben, bis die Wasserfläche sich soweit vergrößert, daß die mit ihrer Ausdehnung natürlich zunehmende Verdunstung den Gewinn aus der Absperrung des Adschi-Darja wieder wett macht. Nähere

*) Auf den meisten Karten wird der Adschi-Darja („Salzwasser") selbst als Kara-Bugas („schwarzer Mund") bezeichnet.

Berechnungen sind, wie es scheint, über ein solches Projekt noch nicht angestellt worden, aber in Transkaspien habe ich den Gedanken in militärischen und Ingenieurkreisen öfters erörtern gehört, auch hat mir ein höherer Offizier, der die beiden Landzungen und den Kanal zwischen den zwei Seebecken kannte, und selber dort Beobachtungen gemacht hatte, die Ausführbarkeit der Absperrung versichert. Allerdings würde es eine Reihe von Jahrzehnten dauern, bis sich der Wasserspiegel des Kaspi um einige Meter hebt, aber alsdann wäre es ein Erfolg von erheblicher Bedeutung. Es würde dadurch die Einfahrt von Seeschiffen in die Wolgamündung ermöglicht, während jetzt auf der Rhede von Astrachan wie überhaupt am ganzen Nordrande des Kaspischen Meeres noch nicht volle drei Meter Wasser sind. Aus diesem Grunde ist ein zweimaliges Umladen der Waaren erforderlich, bevor sie von der See auf die Flußdampfer geschafft sind, denn letztere können sich ihrer Bauart wegen nicht bis unmittelbar an die Mündung wagen, wo bisweilen einiger Seegang herrscht. Mit jedem Meter, den der Spiegel des Kaspi steigt, würde sich die Wasserfläche nach Norden ausdehnen und die Verdunstung in diesen niederschlagsarmen Gegenden, wenn auch nicht sehr bedeutend, zunehmen; endlich könnten Schifffahrt und Fischfang sich bis in den jetzt wegen seiner Seichtheit so gut wie unzugänglichen Nordostwinkel des Meeres, die „todte Bucht ausdehnen. Der Adschi-Darja selber würde in nicht allzulanger Zeit vollständig austrocknen und sehr wahrscheinlich ungemessene Quantitäten der verschiedensten

Mutterlaugensalze auf seinem Boden zur Ausbeute ergeben, da er durch die stete Verdunstung des zufließenden Meerwassers dessen feste Bestandtheile in immer steigendem Maße in sich ansammelt. Es ist eine Streitfrage, ob nicht bereits sein Wasser sogar eine gesättigte Soole darstellt und die Ausscheidung der festen Bestandtheile schon lange auf dem Grunde vor sich geht.

Jedenfalls ist das Verhältniß zwischen Kaspi und Adschi-Darja ein interessantes Beispiel dafür, wie merkwürdige geographische Probleme durch die russischen Fortschritte in Asien nicht nur in den Gesichtskreis der Wissenschaft, sondern der praktischen Erprobung treten.

Die beste Illustration für die von Rußland hier gethane Arbeit ist die transkaspische Bahn selbst. Was dieser Schienenstrang für eine Bedeutung für die Weltstellung Rußlands besitzt, darüber könnte man sich Spekulationen hingeben, die wohl kaum zu kühn ausfallen würden — wenn nicht gegenwärtig ein neues Werk unmittelbar bevorstände, das nach seiner Vollendung die transkaspische Bahn theilweise mit noch viel größerem Erfolge für die Position Rußlands ablösen wird, als ihn das Werk des Generals Annenkow zeitigt. Gegenwärtig ist der Bau einer Eisenbahn, die zwischen Samarkand-Taschkend und der unteren Wolga eine direkte Verbindung herstellt, beschlossene Sache. Wahrscheinlich wird die neue Linie über Orenburg gehen und bei Samara an der Wolga auf den Anfangspunkt der großen sibirischen Pacifikbahn treffen, und alsdann würde als Hauptbedeutung der transkaspischen Linie nur noch die strategische verbleiben,

aber auch diese wäre nach wie vor groß genug und überdies wird wohl noch eine Reihe von Jahren vergehen, bis die Eisenbahnzüge von Moskau direkt bis an den Fuß des Thian-Schan rollen.

Die transkaspische Bahn steht vorläufig noch unter militärischer Verwaltung, also nicht unter dem Kommunikations-, sondern unter dem Kriegsministerium — was für das reisende Publikum nicht gerade Annehmlichkeiten mit sich bringt. Viele Einrichtungen sind auf militärische Bedürfnißlosigkeit zugeschnitten, und besonders die bloß zweiachsigen Waggons, die nicht länger sind, als gewöhnliche Güterwagen und daher beim Fahren sehr unangenehm rütteln, enttäuschen den an die prachtvollen bequemen Wagen des europäischen Rußlands und ihren allseitigen Komfort gewöhnten Reisenden zunächst sehr schmerzlich. Es giebt nur die II. und III. Klasse, außerdem noch besonders eingerichtete Wagen für die Eingeborenen, die nicht nach europäischer Art auf Bänken zu sitzen verstehen, doch benutzt auch das niedere russische Publikum ohne Weiteres diese „asiatischen" Wagen. Man kann interessante Studien über das Verhältniß zwischen Russen und Eingeborenen auf der Bahn machen und begreift es sehr bald, worin die Stärke der russischen Kolonisation in Asien und ihre Ueberlegenheit speziell den Engländern gegenüber besteht. Der Russe verzichtet dem Asiaten gegenüber darauf, ein Wesen höherer Ordnung zu sein, und wo er ihm als Herr gegenübertritt, geschieht es nicht kraft seines angeborenen, besseren Rechtes als Europäer, sondern kraft

der absoluten, kaiserlichen Autorität, die hinter dem bestimmten Beamten oder Offizier steht und gegen die im Uebrigen Russe, Turkmene, Buchare, Rechtgläubiger, Parse und Muselmann als Unterthanen lediglich die Pflicht gleichen Gehorsams haben. An das Gehorchen den Gewalthabern gegenüber ist der Orientale gewöhnt; was ihn kränken würde, wäre eine capitis deminutio als Einheimischer und Nichtchrist, aber weder vom Einen noch vom Anderen ist die Rede. Zwei persönliche Erlebnisse werden das Verhältniß von Russen und Eingeborenen deutlich machen. Wie ich weiterhin noch ausführlicher zu erzählen haben werde, war ich durch die Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Gutsverwaltung in Bairam-Ali, dem alten Merw, in der Lage, die großen Ruinenfelder dortselbst einen Tag lang zu besichtigen. Man hatte mir eine Troika (Dreigespann) und einen Dschigiten (berittenen Milizsoldaten, der zugleich Polizeidienste versieht) als Vorreiter zur Verfügung gestellt und so fuhr ich also als Standesperson mit möglichstem Aufwand an Halloh, Schnelligkeit und Staubaufwirbeln durch die von einigen Turkmenenfamilien hin und her besiedelten endlosen Trümmer. Unter solchen Umständen erscheint ein Reisender dem Eingeboreuen als Träger der Regierungsautorität und wird, wo er hinkommt, voll Diensteifer und Devotion begrüßt. Das ist der Asiate so gewohnt: seine früheren Herren, die mit ihm gleichen Stammes waren, haben es nie anders mit ihm gemacht, und er würde sich wundern, wenn die Großen des Ak-Padischah, des „weißen Zaren“, ihn viel anders behandeln würden, als es seinen

Vätern und Vorvätern von den Beamten geschah, die der Emir von Buchara oder der Chan von Kokand zu ihnen schickten.

Ganz anders war das Bild, als ich die alte persische Ruinenstadt Annau bei Aschabad mit ihrer prachtvollen buntglasirten Moschee besuchen wollte. Ich hatte keine Zeit gehabt, dem Oberkommandirenden in Transkaspien vorher einen Besuch abzustatten und auf diesem Wege mir die übliche offizielle Förderung meiner Absichten in Annau zu verschaffen, sondern machte mich eines Morgens in der Frühe ganz allein auf und engagirte an Ort und Stelle einen Russen, der als Wächter an der Bahn diente, zum Führer und knüppelbewehrten Vertheidiger gegen die großen turkmenischen Wolfshunde, die sich in der Nähe jedes Auls (Turkmenendorf) in Massen umhertreiben. Diese Thiere sind ganz gefährliche Bestien und es ist nicht rathsam, sich ohne die Begleitung eines handfesten Menschen, der mit ihnen fertig zu werden versteht, auf Ausflüge in der Turkmenensteppe einzulassen, namentlich zu Fuß. Mein Begleiter war nach der russischen Redensart „ein Mensch wie eine Seele“; er hatte sich autodidaktisch zum Telegraphisten ausgebildet, aber seiner Anstellung als solcher stand noch seine ungelenke Handschrift entgegen, denn der Mann hatte nie im Leben eine Schule besucht, sondern war, wie er erzählte, als Knabe öfters vom Viehhüten weg zum Dorfpopen gelaufen, um lesen und schreiben zu lernen, wofür er als Entgelt dann Sonntags im Kirchenchor sang. Nun saß er täglich und malte ein Kalligraphieheft nach dem andern voll, nicht ohne einigen

Erfolg, so daß die brave Haut vielleicht jetzt schon vor dem klappernden Apparate sitzt. Es war früh Morgens, als ich von Aschabad auf der Eisenbahnstation Annau, eine halbe Meile von den Ruinen ankam; mein Wächter packte ein Bündel voll Eier, Speck und Weißbrod, wovon bis zum Nachmittag gelebt werden sollte, und — leider — dazu eine Flasche Schnaps, die beinahe unser Unglück werden sollte. Ein ungeheurer Knüppel von Pappelholz, so ziemlich dem einzigen, was dort an bewässerten Stellen gedeiht, vervollständigte die Ausrüstung, wobei ich zum ersten Male belehrt wurde, daß diese Herakleskeule gegen die Turkmenenhunde unentbehrlich sei.

Die Moschee von Annau ist eines der prachtvollsten Denkmäler persischer Baukunst, besonders weil man an dem kolossalen Portal die ganze Farbenpracht der buntfarbigen Emaillierung noch in voller Frische bewundern kann. Auf das Ziegelmauerwerk ist eine Schicht feinen Mörtels aufgetragen und auf diesem Mörtel liegt die kaum einen Millimeter starke leuchtende Glasur, die in vorwiegend blauen, gelben und grünen Tönen wie ein großes Teppichmuster die ganze Fläche des Gebäudes überzieht. Zwei große grüne Drachen und ein Koranspruch in riesenhohen weißen Lettern leuchten aus der bunten Fläche weithin hervor, und der ganze noch leidlich erhaltene Bau gilt bei den umwohnenden Turkmenen als heiliger Ort, wie man an der Masse von Widdergehörn sieht, das in allen Winkeln des Gebäudes als Opfergabe umherliegt. Nach langem Umherklettern in der Ruine erklärte mein Freund es nunmehr für

unbedingt an der Zeit, zu frühstücken. Die Sonne fing wahrhaft turkmenisch an zu brennen, aber im Hofe war es kühl; das Bündel mit den Speisen wurde hervorgelangt und der Imbiß schmeckte trotz der mehr als primitiven Servirung ganz gut. Unterwegs, als Astafi Subkow (so hieß mein Begleiter) mir schon recht viel von dem Genuß vorschwärmte, den wir Beide von dem vortrefflichen Schnaps in der Flasche haben würden, hatte ich bereits den Plan erwogen, dieses edle Kraut unterwegs irgendwie verschwinden zu lassen und sehr bald wünschte ich, ich hätte es gethan! Astafi verliebte sich beim Frühstück derart in seine Flasche, daß er immer vergnügter und redseliger wurde; die Frage, wann ein Mann sein Weib prügeln dürfe, begeisterte ihn zum Vortrage der scharfsinnigsten Theorien über diesen heiklen Punkt, und dazwischen wollte er mich durchaus bewegen, mit dem Revolver eine bronzene Kette herunterzuschießen, die oben in der Moscheekuppel hing — sie sei bestimmt von Gold. Schließlich blieb doch nichts übrig, als Astafi die Schnapsflasche fortzunehmen, und nun sollte es in den Turkmenen-Aul gehen, der am Fuße des alten Burgberges von Annau lag. Nicht lange, so kam richtig bei den ersten Kibitken (runde Filzzelte, über ein krinolinenförmiges Reifengerüst geschlagen) ein Rudel Hunde mit wüthendem Gebell auf uns losgestürzt. Freund Astafi schwang seine Keule, rannte wie Don Quixote gegen die Windmühlen unter die Thiere und — schleuderte den davonlaufenden mit gewaltigem Schwunge seine Waffe nach! Das war die Frucht der bösen That des Schnapsgenusses — im

Augenblick höchst kleinlaut geworden, sah der arme Teufel jetzt sein Holz unter den zähnefletschenden und bellenden Feinden liegen. Nun hätte die Sache mit den gereizten Bestien im Ernst höchst ungemüthlich werden können, wenn nicht ein paar blinde Revolverschüsse die Hunde vertrieben und Astafi wieder in den Besitz seines Knüppels gesetzt hätten.

Das Bezeichnende nun bei der ganzen Affäre war, daß eine Gruppe von Turkmenen mit großer Seelenruhe dem Vorgang zusah, ohne irgendwie Miene zu machen, uns zu Hilfe zu kommen. Hätte ich irgend etwas an mir gehabt, das einen Schein von Beamtenqualität erwecken konnte, so wäre in kürzester Frist der ganze Aul zu jeder Dienstleistnng bereit gewesen, dagegen imponirte meine Eigenschaft als Europäer an sich (natürlich hielt man mich für einen Russen) den Leuten nicht im Mindesten, und vollends Astafi, den sie als Menschen von ganz untergeordneter Stellung kannten, galt ihnen als nichts mehr, denn ihresgleichen.

Nicht anders ist das Bild auf der Eisenbahn. Der russische gemeine Mann und der Eingeborene liegen ganz kordial im selben Wagen beisammen und die bekannte außerordentliche Gutmüthigkeit des Russen schafft sehr bald ein vortreffliches Verhältniß zwischen beiden Elementen, wo sie sich auch treffen mögen. Der gemeine Russe empfindet selber noch halb orientalisch; für ihn haben die Verhältnisse in Asien, abgesehen natürlich von den rein physikalischen Unterschieden, lange nicht etwas innerlich so Fremdartiges, wie etwa für einen pommerschen oder hannöverischen Bauern, Handwerker

oder Arbeiter, den man nach Aschabad oder Samarkand bringen wollte. Der Kernpunkt ist der: Sowohl der russische Nationalcharakter als auch bewußtermaßen die russische Politik bewirken es, daß sich der Eingeborene nicht als vermöge seiner Rasse untergeordnet, als minderwerthig behandelt fühlt. Darin beruht die ungemeine innere Kraft der russischen Position in Asien, darin beruht vor Allem die zweifellose Anziehungskraft, die Rußland überall dort ausübt, wo es bei den eingeborenen Völkerschaften und Stämmen in Gegensatz resp. Konkurrenz mit England tritt. Sehr viel wichtiger, als bei den wenigen hunderttausend nomadisirenden Turkmenen, wird das natürlich dort, wo es sich um Kulturland mit dichterer, Ackerbau, Handel und Gewerbe treibender Bevölkerung handelt. Um theilweise kurz vorauszugreifen, sei hier bereits auf die Verhältnisse in den eigentlichen Oxusländern hingewiesen. Dort, wo es von Alters her wirkliche Kultur giebt, wenn auch im Verhältniß zu früher nur in kümmerlichen Resten, wissen es der Bauer und der Händler sehr gut, was sie der russischen Herrschaft verdanken. Sicherheit für Leben, Eigenthum und Erwerb, was wir in Europa für selbstverständliche Dinge halten, sind für den Asiaten noch Güter, deren Werth er voll empfindet und zu schätzen weiß, weil er sie seit undenklichen Zeiten nie sicher und dauernd genossen hat — wenigstens nicht in den Gegenden, wo die russische Herrschaft sich jetzt ausbreitet. Es sei z. B. nur daran erinnert, daß 1795, als der Emir von Buchara gegen die Oase von Merw zu Felde zog und die Stadt belagerte, der Fall Merws schließlich

durch die Zerstörung des Dammes erzwungen wurde, der das Wasser des Murghab über die Oase hin vertheilte. Die Folge war, daß eine halbe Million Menschen mit einem Schlage ihre Existenz verlor und eine Fläche, so groß wie das Herzogthum Braunschweig, auf ein Jahrhundert zum größten Theil aus einem Fruchtgarten zur Wüste wurde. In kleinerem Maßstabe kam dergleichen fortwährend vor, solange die mittelasiatischen Dynasten mit einander in häufiger Fehde lagen; dazu ist mit der russischen Herrschaft das Plünderungs- und Erpressungssystem verschwunden, aus dem die frühere „Verwaltung“ der Chanate unter einheimischer Herrschaft bestand. Ein leidlich gebildeter Buchare, der etwas russisch konnte, räumte im Gespräch offen ein, daß ihm nur zwei Dinge für den Fall der direkten Vereinigung des Emirats mit Rußland antipathisch wären: die öffentlichen Häuser und die Branntweinschänken, die alsdann von der russischen Regierung in Buchara konzessionirt werden würden. Im Allgemeinen weiß also die ansässige Bevölkerung die materiellen Vortheile der russischen Herrschaft sehr wohl zu schätzen, und das, sowie der Ruf der guten sozialen Stellung des eingeborenen Muhammedaners unter dem doppelköpfigen Adler, verursacht eine durchaus nicht zu unterschätzende Einwirkung auch auf bisher außerhalb der direkten Machtsphäre Rußlands gelegene Gebiete: Persien, Afghanistan, Indien. Zwischen den Persern und Rußland herrscht besonders ein ausgezeichnetes Verhältniß. Bekanntlich waren die Turkmenen bis zur Unterwerfung durch Rußland eine furchtbare Geißel für die benach-

barten persischen Grenzgebiete: es heißt, daß über hunderttausend Perser gegen Ende der 70er und im Anfange der 80er Jahre in turkmenischer Gefangenschaft lagen. Theils raubte man sie, um Arbeitssklaven zu haben, theils um Lösegeld zu erpressen — und wieviele, die nicht mitgeschleppt werden konnten, blieben (das war die Art der Turkmenen) mit abgehackten Händen und Füßen in ihren ausgeplünderten und verbrannten Dörfern liegen! Diese schreckliche Plage wurde mit einem Male von den Persern genommen, als die Turkmenensteppe russisches Gebiet ward, und heute kommen viele Tausend, ja Zehntausende von Persern über die Grenze und verdingen sich längs der transkaspischen Bahn und in den kaspischen Städten als Arbeiter, verdienen Geld und — lernen die Zustände in einem nach europäischem Zuschnitt verwalteten Staatswesen mit ihren einheimischen vergleichen. Alle „Schauerleute“ z. B. in Baku und Krasnowodsk sind Perser oder persische Tataren; was sie in ihrer Heimath von Rußland und der Lage der Muhammedaner in Rußland erzählen, bleibt nicht ohne tiefgehenden Einfluß, zumal wenn man bedenkt, welche Stimmung in Persien schon darum gegen Rußland herrscht, weil die Russen natürlich sofort alle persischen Gefangenen den unterworfenen Turkmenen abnahmen und nach Hause entließen. Der Mann, dem Rußland seine glänzenden Erfolge in Mittelasien zum größten Theile verdankt, der geniale General von Kaufmann, schickte allein nach der Einnahme von Chiwa, 1873, den Persern über 30000 Gefangene zurück.

Die Russen sind sich in Zentralasien der inneren Stärke ihrer Position auch sehr wohl bewußt. Ich hatte einmal das Vergnügen eines längeren Gesprächs mit einem höheren Offizier, der sein halbes Leben dort zugebracht, lange auf dem Pamir gestanden hatte und nun mit einem kleinen Stabe die Aufnahme von Buchara vornehmen sollte. Dieser Mann war ein genauer Kenner der Verhältnisse im russisch-afghanisch-indischen Grenzgebiet und schilderte in ebenso drastischer wie überzeugender Weise die Antipathie der Hochlandsbewohner in jenem weltfernen und doch politisch so im Vordergrunde des Interesses stehenden Erdenwinkel gegen die Engländer, und dagegen das vortreffliche Verhältniß, in dem er, seine Offiziere und Kosaken mit den Leuten diesseits und jenseits der Grenze gestanden habe. Schon die orographischen und klimatischen Verhältnisse dort am „Dach der Welt" würden es einer Truppenabtheilung schwer, ja so gut wie garnicht möglich machen, längere Zeit zu verweilen, Vermessungen zu machen, Straßen zu bauen, Depots anzulegen, wenn nicht die spärliche Bevölkerung ihr gutwillig Hilfe leistet. Davon soll den Engländern gegenüber nicht die Rede sein. Als den größten politischen Fehler, den die Engländer in Indien machen, bezeichnete es mein Gewährsmann, daß sie zu den Muhammedanern Missionare schicken. Ein Gebot Muhammeds lautet, jeder Gläubige habe die Pflicht, ohne Weiteres einen todtzuschlagen, der vom Islam abgefallen ist, und dieser Satz ist jedem Muselmann in Fleisch und Blut übergegangen. Abgesehen also davon, daß die Muhammedanermission so gut wie gar keine

Erfolge erzielt, erbittert sie die Muselmannen sehr und nährt fortwährend ihren Haß gegen diejenigen, die trotzdem von Propagandaversuchen nicht ablassen. Im ganzen muhammedanischen Asien sollen die Engländer gerade wegen dieser ihrer Missionsbestrebungen am meisten verhaßt sein — für russisch Turkestan kann ich es bestätigen — und keinerlei Aussicht haben, mit Rußland sich je in die Sympathie der Eingeborenen zu theilen.

Die russische Regierung hat kein Bedenken getragen, ihrer Geistlichkeit die Muhammedanermission in Asien ganz zu verbieten, obwohl es nicht gerade gerne zugegeben wird. (Sogar im europäischen Rußland ist es der orthodoxen Kirche nicht gestattet, wenn ein bekehrter Muhammedaner wieder abfällt, zu weltlichen Zwangsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen.) Politisch betrachtet ist ein solches Verhalten natürlich das einzig richtige. Die russische Kirche ist eben Staatsanstalt; politische Rücksichten und Bestrebungen geben daher ihrer Haltung gegen „fremde" Religionen und Konfessionen die Direktive.

Einen großen Reiz der Bahnfahrt in Transkaspien macht die überaus interessante Gesellschaft während der Reise aus. Privatpersonen im strengen Sinne des Wortes trifft man wenig, mit Ausnahme der russischen Handlungsreisenden und kaufmännischen Agenten, die nach und von den Baumwolldistrikten jenseits des Oxus reisen — den Gebieten um Andidschan und Samarkand. Meist sind es Offiziere, und zwar die Elite der russischen Armee, Ingenieure und Beamte, welche das Publikum

der II. Klasse bilden, vielfach Leute, die schon lange im Lande, zum Theil an der Eroberung betheiligt waren, und ich habe öfters Herren getroffen, die mit Skobelew Geok-Tepe gestürmt, oder mit Annenkow die Amu-Darjabrücke gebaut und selbst noch unter Kaufmann die Anfänge der Baumwollenkultur erlebt haben.

Mein Reiseplan führte mich von Aschabad in einer Tour bis Samarkand, eine Fahrt von 48 Stunden, und wie schon in Rußland überhaupt, so schloß sich dort in Asien die ganze gute Gesellschaft im Zuge auf die freundschaftlichste Art von der Welt zusammen. Man sitzt so ziemlich den ganzen Tag im Speisewagen, unter welchem Namen sich der Leser übrigens keinen Salon nach Art unserer europäischen Luxuszüge vorstellen darf, sondern einen kurzen zweiachsigen Waggon mit einem äußerst massiven Speisetisch, um den 15—18 Wiener Stühle stehen, mit Wachstuch gedeckt und mit einigen primitiven Vasen voll prachtvoll farbiger aber duftloser Steppenblumen. Außerdem steht in dem Raum ein Eisschrank von elephantenhaften Dimensionen, in dem Fleisch, Fisch und Getränke aufbewahrt werden; zwei nicht sehr saubere Diener besorgen, was bestellt wird, und fortwährend erscheint ein dienender Geist aus der nebenan fahrenden Küche in einem einst weiß gewesenen Kochhabit, um etwas aus dem Eisschrank zu holen. Dabei rüttelt der Wagen dermaßen, daß Wein-, Bier- und Theegläser immer auf Tellern sevirt werden müssen, welche die überschlagende Flüssigkeit auffangen. Das Geräusch ist gleichfalls sehr stark, aber an das Alles gewöhnte ich mich sehr bald und habe in dem ganz

überwiegend uniformirten Kreise, der stets rauchend, Thee trinkend, essend und plaudernd um die Tafel saß, sehr angenehme Stunden verbracht. Als Ausländer mußte ich natürlich viel erzählen und namentlich interessirten sich die Offiziere für unsere militärischen und politischen Verhältnisse, besonders für die Person des deutschen Kaisers und der kommandirenden Generale. Es ist sehr bemerkenswerth, mit welcher lebhaften Sympathie und hohen Achtung in ganz Rußland und besonders in der Armee von Kaiser Wilhelm II. gesprochen wird. So sehr der gebildete Russe den Fürsten Bismarck haßt und verabscheut — obgleich er dem Genie Bismarcks selten seine Bewunderung versagt, wird er ihn immer für einen schlechten Menschen erklären — so beliebt ist der Kaiser in allen Kreisen der guten Gesellschaft. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen den Offizieren, die in Asien und Europa gedient hatten, in der Auffassung der politischen Lage. Die „Turkestaner" waren im Gespräch Feuer und Flamme für eine russisch-deutsch-französische Kooperation gegen England, während man den Aeußerungen und fast mehr noch dem Schweigen der Herren, die erst kürzlich von der Westgrenze nach Asien versetzt waren, anmerkte, wie sehr sie sich in die Idee des russisch-französischen Angriffs auf Deutschland hineingedacht hatten, wobei sich bezeichnender Weise die eigentliche Animosität aber viel mehr gegen Oesterreich richtete. Es giebt eben viele Leute in Rußland, die da glauben, um Konstantinopel zu haben, müsse man zuerst Wien haben, dem leider ohne den kleinen Umweg über Berlin nicht gut beizukommen sei.

Ein sehr beliebtes Thema bei meinen russischen Reisegefährten waren die großen Entfernungen im Reiche und die Schnelligkeit, mit der man sie zurücklegte. Der Russe empfindet dabei noch eine viel naivere Freude, als der schon seit einer Reihe von Generationen an den modernen Verkehr gewöhnte Westeuropäer. Vor zwei Wochen hatte ich die preußischen Grenzpfähle bei Alexandrowo hinter mir gelassen, und jetzt: am Fuß der Berge, die ich im Süden auf wenige Kilometer vor mir sah, war Alexander der Große marschirt, als er aus Hyrkanien nach Sogdiana zog, um Marakanda zu erobern und die Hochzeit mit Roxane zu feiern. Welche Gegensätze zur Heimath ringsum! Ich entsinne mich an einen furchtbar heißen glühenden Apriltag, als der Zug im Angesicht der einstigen Turkmenenfestung Geok-Tepe hielt. Ringsum war die Steppe in ein roth-leuchtendes Meer von blühendem Mohn getaucht, ein schwacher Wind trug den leise betäubenden Geruch der Blüthen herüber und über uns brannte die Sonne von einem Himmel, der aussah wie Metall. Im Süden stieg die hohe Randkette des iranischen Hochlandes scheinbar zum Greifen nahe auf — noch trugen ihre Gipfel und Kämme das weiße Schneekleid, das erst im Juni schwindet, und zur Linken, vielleicht eine halbe Meile entfernt, dehnte sich ein flimmerndes, wirbelndes Etwas ins Unendliche aus; darüber zitterte die Luft und allerlei seltsame schattenhafte Spiegelungen wurden in ihr sichtbar: Das war die Wüste, die wirkliche Wüste, in der gerade ein wüthender Sandsturm tobte, so nahe, daß man sich hätte einbilden können, sein

Heulen zu hören, aber so merkwürdig sind die Wetterscheiden hier, daß auf dem schmalen Streifen Steppenland, dem der schmelzende Schnee der Berge die Möglichkeit einer Vegetation zwischen Hochland und Wüste gewährt, nichts von der Windsbraut zu spüren war. So fuhr der Zug zwischen diesen beiden, nur wenige Meilen auseinanderliegenden Extremen, den schneebedeckten Bergen und der glühenden Sandwüste, länger als einen ganzen Tag. Wer die Geschichte dieser Gebiete kennt, der weiß, daß sie nicht immer dieses Bild des selten vom Leben unterbrochenen Todes geboten haben, daß einst eine hohe Kultur die Oasenkette am Fuß der iranischen Berge belebte — doch davon später. Mir kamen die berühmten Verse des Dichters in den Sinn, der wie kein anderer der Klassiker für Iran und Turan ist, auf deren Grenzscheide ich jetzt dahinfuhr, Firdusis, der Sultan Mahmuds von Gasna Hof verherrlicht hat und das Schach-Nameh schrieb, — in dem es heißt:

„Preis sei dem Herrn, der alle Dinge schuf,
Ihm, der das Große wie Geringe schuf!
Das Sein, sowie das Nichts vereinigt sich in ihm,
Er ist der Einz'ge, nichts vergleicht sich ihm!
Zum Zweiten werde der Prophet gepriesen
Und Alle, welche sich ihm treu bewiesen!
Da jene Edlen von der Welt geschwunden,
So rechne nicht auf Dauer deiner Stunden!
Wo kam der Thron des größten Königs hin?
Wo sind die Großen all von Heldensinn?
Wo sind die Weisen all und die Gelehrten,
Die rastlos ihren Geist mit Wissen nährten?
Wo sind mit ihrer Stimme sanftem Ton
Und ihrem Reiz die Schönen hingefloh'n?

Wo die Bedrängten, die in Bergesschluchten
Elend und ruhmlos eine Zuflucht suchten?
Wo sie, die mit dem Haupt zum Himmel ragten,
Und jene, die den wilden Löwen jagten?
Sie wurden allesammt des Todes Beute.
Heil dem, der nur die Saat des Guten streute!
Von Erde sind, zu Erde werden wir,
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir;
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
Und keiner hat ihr Räthsel aufgehellt;
Voll weiser Lehren ist für uns ihr Lauf —
Warum denn achten wir so wenig drauf?"

Es ist merkwürdig, wie Firdusi bei allen Asiaten persischer Zunge gekannt und geliebt ist. Das ungeheure Schach-Nameh (Königsbuch), in dem er die iranische Sage von den Uranfängen bis auf die Sassaniden gleichsam kodifizirt hat (es hat den vierfachen Umfang der homerischen Gedichte), ist jedem litterarisch gebildeten Perser vertraut; persisch ist aber auch die Schriftsprache in ganz russisch Zentralasien, und die Tataren im Kaukasus beherrschen es gleichsam als zweite Muttersprache, so daß zwischen Hindukusch und Kaukasus jede Anspielung auf die zahlreichen Wendungen und Ereignisse des Schach-Nameh von den Gebildeten verstanden wird. Ich bin ganz zufällig durch Firdusi einmal zu einer Unterhaltung mit persischen Kaufleuten gekommen, die mir in die Vorstellungen, welche sich selbst gebildetere Asiaten von Europa machen, einen interessanten Einblick gewährte. Ich will die ganze Szene wiedergeben, um zu zeigen, welche Art des Verkehrs mit Orientalen geeignet ist, sie dazu zu bringen, daß sie sich aussprechen. Hauptregel ist, so wenig als möglich den Europäer

herauszukehren — wenn es geht, muß man mit untergeschlagenen Beinen sitzen und mit den Fingern aus der gemeinsamen Schüssel essen: ein Reisebesteck, das man hervorzöge, würde beim Asiaten jede aufkommende gemüthliche Stimmung peinlich unterbrechen, ähnlich, als ob man bei uns, auf dem Dorfe vom Bauern freundlich aufgenommen, einen besonderen Apparat zum persönlichen Gebrauch auf den gemeinsamen Eßtisch setzen wollte. Was die Sprache betrifft, so kommt man im Ganzen mit Russisch recht weit; in Transkaspien und Turkestan verstehen die Eingeborenen trotz der erst kurze Zeit dauernden russischen Herrschaft bereits mehr von der Sprache, als beispielsweise die Bauern auf dem armenischen Hochlande und in Georgien, wo die Russen bereits seit dem Anfang dieses Jahrhunderts herrschen. So gut wie unberührt ist noch Buchara; auf dem dortigen Bazar — man sagt, es sei der größte in ganz Vorderasien — ist es selbst für den russisch Sprechenden unmöglich, ohne Dolmetscher etwas zu kaufen. Gewöhnlich sind die Dolmetscher Tataren von Kasan. Meine persischen Reisegefährten verstanden etwas Russisch — wahrscheinlich hielten sie mich, da ich keine Uniformsmütze trug, zunächst für einen Baumwoll- oder Naphtaagenten, und einer, der in Baku mit diesen beiden Produkten handelte, erkundigte sich nach den Zwecken meiner Reise. Ich versuchte ihm klar zu machen, daß ich zu Studienzwecken reiste, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen, vermochte ihn aber hierdurch nicht zu überzeugen. Da zitirte ich ihnen den Spruch, den Firdusi als den Weg zur Weisheit an-

giebt: „Geh' durch die Welt und sprich mit Jedem" — der wäre meine Lebensmaxime. Diese Wendung nun gefiel meinen Persern außerordentlich — wie ich den Firdusi denn kennte, da ich doch kein Persisch verstände? Ich antwortete, Firdusi sei in meine Sprache von einem Manne, der selbst ein berühmter Dichter war (Adolf Friedrich Graf von Schack) übersetzt worden. Ungläubiges Kopfschütteln: „wie kann man etwas so Großes übersetzen; das ist viel zu schön dazu — weißt Du denn noch etwas von Firdusi und wie gefällt er dir?" Ich: Gewiß, ich kenne das ganze Schach-Nameh; übrigens kann man alle Dinge in meine Sprache übersetzen, sogar Euren Koran kenne ich auf diese Weise. „Der Koran — nein, das ist ganz unmöglich, den Koran kann man in keine Sprache übersetzen, unsere Gelehrten dürfen ihn auch nur auf arabisch lernen und lehren; es ist ein Verbrechen, ihn anders, als in der Sprache Muhammeds zu lesen, (weil der Engel ihn auf arabisch offenbart hat)." Ich: Mir scheint, es ist besser, wenn man alle Völker in ihrer eigenen Sprache das lehrt, was man selber liebt — sie können es so besser verstehen, und ich wüßte ja sonst nichts von eurem Firdusi, von Rustem und Dschemschid, von Afrasiab und Sijawusch! Diese Argumentation schien einigen Eindruck zu machen; das Haupt der Gesellschaft hatte mittlerweile ein großes Bündel hervorgeholt und entnahm demselben einen halben gekochten Hammel, eine mächtige Quantität Zwiebeln und Lauch und das merkwürdige, serviettenähnliche, elastische dünne Brot der Asiaten, Lawasch genannt. „Willst Du mit uns essen?"

Natürlich ergriff ich die Gelegenheit mit Freuden, mich weiter mit den Leuten einzulassen, obgleich ich ungefähr wußte, was jetzt kommen würde. Der Senior zertheilte mit einigen raschen Griffen ohne andere Werkzeuge anzuwenden, als seine fünf Finger, das Hammelfleisch, schied jedem seine Portion ab, legte sie auf eine Scheibe Lawasch, packte ein Quantum Zwiebeln und Lauch darauf, wickelte das Ganze wie eine riesige Roulade zusammen und offerirte mir mein Theil. Ich dachte wohl oder übel: Friß Vogel oder stirb, und muß gestehen, daß, sobald der erste Moment der Ueberwindung vorüber war, es gar nicht übel schmeckte, nur das Zwiebelgewächs bat ich mir zu erlassen — das äßen die Leute in meinem Lande nicht. Asiatisches Hammelfleisch ist übrigens eine Delikatesse, die es sich verbitten darf, mit dem biederen deutschen oder französischen Schöps zusammen genannt zu werden; meist ist es das fettschwänzige Schaf, ein edles Thier, von dem es stammt. Was die Nothwendigkeit betrifft, mit den Asiaten in manchen Dingen ein Asiat zu werden, um kordial mit ihnen zu verkehren — für den Reisenden, der nur kurze Zeit im Lande bleibt, von besonderem Werthe — so wird mir Jeder, der etwa einen Feldzug mitgemacht hat, zugeben, daß man in solchen Situationen, wo man wirklich oder gleichsam im Feldlager ist, den Kulturmenschen mit großer Schnelligkeit und ohne sonderliche Mühe abstreift — und zugleich ist auch gerade dieses das Klügste, was man thun kann. Ich bin später (im armenischen Hochland) noch öfters in die Lage gekommen, von europäischen Lebensgewohn-

wohnheiten gänzlich absehen zu müssen, und verdanke gerade der Unbefangenheit, mit der ich mich darin fand, manchen werthvollen Aufschluß über die Eigenthümlichkeiten des Volkes.

Unser Gespräch wurde bald politisch, und da der griechisch-türkische Krieg, der damals noch in seinem ersten Stadium war, alle muhammedanischen Gemüther gewaltig bewegte, war gleich die erste Frage in dieser Richtung die, ob Athen in meinem Lande liegt? Das sollte vielleicht auf Umwegen heißen, ob ich ein Grieche sei, aber wie dem auch war, ich litt jedenfalls Schiffbruch mit meinen Bemühungen, meinen Freunden ein Bild von der geographischen und politischen Lage der Dinge in Europa beizubringen. Sie kannten nur Persien, Rußland, den Sultan und England und schienen den griechisch-türkischen Konflikt als Rebellion von Unterthanen des Padischah aufzufassen. Geographische und historische Vorstellungen gehen den Muhammedanern durchaus ab. Zwar gab mir später ein Mullah in Samarkand das bekannte islamitische Wort zum Besten: Die Weisheit des Koran ist so tief und weit, daß ein Reiter, der im Galopp 10 000 Tage reitet, nicht ihr Ende erreichen wird, aber dabei wissen doch selbst die besseren Klassen der muhammedanischen Bevölkerung über die elementarsten historischen Dinge nicht Bescheid. Als ich einmal in Baku mit meinem liebenswürdigen Gastfreund und Kenner der Geschichte des Kaukasus, dem dortigen evangelischen Pastor Adj. Bergmann, die Fundamente des alten — muthmaßlich byzantischen — Molos untersuchte und wir uns dazu die Keller einiger

tatarischer Häuser aufschließen ließen, sammelte sich natürlich ein großer Haufe von neugierigen Tataren, und Pastor Bergmann, der seine Leute kannte, antwortete einem würdigen Alten, der durchaus nicht von der Meinung abzubringen war, wir wollten das Seegras kaufen, das im Keller aufgestapelt lag: „Wir wollen nachsehen, wer die Mauer gebaut hat, Schah-Abbas oder Iskender!“ Schah-Abbas von Persien, Alexander der Große und Emir Timur sind die einzigen historischen Persönlichkeiten, die sich im Kaukasus, in Iran und Turan dem Gedächtniß der muhammedanischen Völker eingeprägt haben, aber wie konfuse die Vorstellung auch von diesen Größen ist, geht z. B. daraus hervor, daß man mir in Annau auf die Frage, wann die große Moschee gebaut sei, antwortete: vor 700 Jahren (was wohl 4 — 500 Jahre zu viel ist), und auf die weitere Frage, wer die Stadt zerstört habe: Iskender!

Mein politisch-moralischer Diskurs mit den drei Persern dauerte noch eine ganze Weile, bis es Schlafenszeit wurde, nicht ohne einige Hindernisse wegen der sprachlichen Schwierigkeiten, da ihnen vom Russischen überwiegend nur die kaufmännisch verwerthbaren Ausdrücke bekannt waren. Einen Kognak vor dem Schlafengehen lehnten sie aus religiösen Gründen ab, trotz meiner Versicherung, es sei kein Wein. Thatsächlich soll im Koran nur dieser verboten sein, und Bier trinken die meisten Bekenner Muhammeds in Turan auch ohne jedes Bedenken. Ich habe mich oft über den merkwürdigen Anblick gefreut, wie die dunklen Kerle in Turban und Chalat auf den Bahnhöfen von Tschard-

schui, Buchara, Merw, Samarkand u. a. es sogar fertig bekommen, an einem europäischen Tisch zu sitzen, und mit innigem Behagen den — übrigens ziemlich fragwürdigen, stark süßlichen — Gerstensaft schlürfen, der seine Heimath in dem unorientalischsten Lande der Welt hat. Da mein Kognak also verschmäht wurde, beschloß ich, vermittelst einiger Zigarren einen Revancheversuch zu machen — womit ich auch mehr Glück hatte. Freilich verstand nur ein einziger mit dem Glimmstengel umzugehen, wobei er die Spitze nicht abschnitt, sondern zerkaute, während ich den andern beiden erst anzeigen mußte, wie sie zu dem Genusse kommen könnten, dann aber erntete das Kraut aus dem Waarenhause für deutsche Beamte großen Beifall. Ich weiß nicht, ob ich mit diesen Mittheilungen unternehmende Zigarrenreisende dazu veranlassen werde, Transkaspien heimzusuchen, aber ich habe dort mehrmals dieselbe Erfahrung gemacht, daß ein solcher Genuß den Eingeborenen ebenso neu wie zusagend ist. Am spaßhaftesten war eine Szene, die ich in einer unterirdischen Mühle bei Annau mit drei Turkmenen erlebte. Mein oben erwähnter russischer Begleiter hatte mich ohne Umstände hineingeführt und mir den Mechanismus des Werks erklärt, während der Eigenthümer und zwei Mahlgäste etwas verwundert dabeistanden. Um mich den Leuten erkenntlich zu zeigen resp. die Störung wieder gut zu machen, wollte ich jedem eine Zigarre geben, fand aber leider nur noch eine einzige im Etui und gab sie natürlich dem Aeltesten. Der Mann besah sich das Ding und wußte offenbar nicht im Entferntesten, was damit anzufangen; also

schnitt ich die Spitze ab, setzte die Zigarre in Brand, that einige Züge — alles unter gespanntester Aufmerksamkeit der drei — und übergab sie dem Alten. Nun hatte er die Sache begriffen: ein lebhaft befriedigtes überraschtes Ah erfolgte und die Zigarre wanderte zum Zweiten, dann nach drei Zügen zum Dritten und alsbald in regelmäßiger Folge in die Runde -- jedesmal mit großem Wohlgefallen empfangen. Als die Leute dann merkten, wie der Glimmstengel abnahm, wurden sie sichtlich betrübt.

Am folgenden Tage trennten sich unsere Wege; die Perser wollten nach ihrem Wallfahrtsort Medsched und mein Weg führte mich weiter nach Samarkand. Man schläft des Nachts trotz der ziemlich primitiven Einrichtung der Wagen recht gut, weil auch in Transkaspien das vortreffliche Prinzip der russischen Eisenbahnen befolgt wird, alle Waggons so zu konstruiren, daß die Rücklehne nach Art der Schlafwagen-Konstruktion aufgeklappt und mit Schlafkissen belegt werden kann. In Folge dessen sind in einem Abtheil auf sechs Sitzplätze vier Schlafplätze vorhanden, die übrigens selten alle besetzt sind, und man kann sicher darauf rechnen, sich's jede Nacht bequem machen zu können. Vielleicht interessirt es übrigens die Leser zu erfahren, daß für die ganze 1500 Kilometer lange Strecke von Krasnowodsk nach Samarkand, auf der man drei Nächte und zwei Tage zubringt, der Fahrpreis noch nicht 35 Mark beträgt (III. Klasse nur 23 Mark). Der Zonentarif macht überhaupt die Zurücklegung von Entfernungen in Rußland sehr billig: Die 3000 Kilometer

von Alexandrowo bis ans kaspische Meer kosten in der II. Klasse ca. 50 Mark.

Bei Nacht passirte der Zug Merw, dessen Ruinen und Bewässerungsbauten ich mir für später versparte. Als der Tag anbrach, hatte sich das Bild umher verändert. Bis hinter Merw führt die Bahnlinie durch den im Frühjahr fast durchgehends mit Gras und Blumen bekleideten, von wohlbewässerten Oasen unterbrochenen Steppenstreifen längs dem Fuße des Hochlandes, aber unmittelbar hinter Bairam-Ali, der Station bei Alt-Merw, macht die Bahn eine Wendung und taucht direkt in die furchtbare Sandwüste Kara-Kum ein. Hier beginnt die schwierigste Strecke der Bahn, wo der Distanzchef den verantwortungsvollsten Posten hat. Zwischen Aschabad und Merw war das Wasser der gefährlichste Feind, und hier ist es der Sand. Es mag sonderbar klingen, daß in einer Region, die drei Monate im Jahr Steppe und im Uebrigen vor Dürre fast vegetationslos ist, das Wasser den Bahnkörper häufig mit Ueberschwemmung bedroht, aber das hängt so zusammen. In einer Ausdehnung von über 500 Kilometer läuft die Bahn fast unmittelbar am Fuße der Gebirgskette entlang, die mit einer Gipfelhöhe von 800 bis über 3000 Meter den Rand des Hochlandes von Iran begleitet. Ein Regenguß in diesen Bergen läßt jedesmal über die kahlen Abhänge und durch die baumlosen Schluchten eine große Wassermenge hinabbrausen, die durch keine Vegetationsdecke aufgehalten, aufgespeichert wird, sondern sie ergießt sich, dunkelgelb von den mitgerissenen Lehmmassen, direkt über die Ebene am Fuße der

Berge. Das Eigenthümliche ist dabei, daß die Gewässer kein bestimmtes Bett haben, sondern sich weithin über die Steppe ausbreiten, hier- und dorthin sickernd, zunächst den Bergen noch mit starkem Schwall, dann, je weiter entfernt von ihnen, desto zahmer und spärlicher, bis endlich der letzte Tropfen von dem heißen gierigen Boden aufgeschluckt ist. Soweit diese Regenfluthen und das Wasser des schmelzenden Schnees dringen, soweit bedeckt ein reiner Lehm, der obengenannte Löß, den Boden; er wird vom Wasser abgesetzt und entwickelt üppige Fruchtbarkeit, sobald und solange er zu trinken bekommt, und daher blüht und leuchtet die Steppe im Frühling wie ein farbiges Meer. Weil aber das Wasser keine bestimmten Betten hat, deshalb müssen die Durchlässe im Eisenbahndamm, der ja diesen ganzen zeitweilig vom Wasser durchflossenen Streifen der Länge nach durchschneidet, so ziemlich aufs Gerathewohl angelegt werden, und nach einem starken Regen im Gebirge staut sich eine trübe Fluth, an manchen Stellen meilenweit, längs dem Damme auf. Ich habe solch ein merkwürdiges Schauspiel erlebt; es war ein warmer Tag mit wolkenlosem Himmel und strahlendem Sonnenschein, aber im Süden hing über der Bergkette eine schwarze Wolkenwand, aus der es in Strömen regnete; eine halbe Stunde weiter plätscherte bereits die gelbe Fluth am Bahndamm, zu einem förmlichen See gestaut, und aber nach fünf Minuten strömte das Wasser direkt über die Schienen, so daß die Räder der Waggons gut 4—5 Zentimeter tief ins Wasser getaucht vorwärts rollten und wir jeden Augenblick darauf gefaßt waren, auf der Strecke liegen

zu bleiben, da die Kiesschüttung des Bahndammes in solchem Falle mit großer Geschwindigkeit zwischen den Schwellen herausgespült wird. Gerade an der Stelle war die Grenze auf 200 Meter nahe; drüben lag die persische Stadt Ljutfabad und dazwischen ragten die kegelförmigen Erdaufwürfe, welche die Grenzlinie bezeichneten, wie Inseln aus dem gelben Meer hervor. Auf der nächsten Station passirte etwas, das wie eine lächerliche Parodie auf die Ueberschwemmung aussah, die das Gebäude und den Eisenbahnzug umgab: ein Wassertrain für die Station kam an! Auf Lowries gesetzt rollte eine endlose Reihe von kolossalen Wasserkübeln, jeder 10 000 Liter fassend, heran. Diese kamen von einer ca. 200 Kilometer entfernten Station, die eine der wenigen perennirenden Quellen mit klarem, zur Speisung der Lokomotivkessel und zum Trinken geeignetem Wasser besaß. Dort war das Wasserdepot für eine 400 Kilometer lange Bahnstrecke, und dreimal wöchentlich fährt der Wassertrain diese Tour auf und ab — diesmal eigentümlicher Weise durch Ueberschwemmung des Bahndammes fast zum Entgleisen gebracht.

Das war das letzte, für dies merkwürdige Land so außerordentlich charakteristische Bild vor dem Eintritt in die Wüste. Am Morgen hinter Merw war die Bergkette im Süden verschwunden; der Zug fuhr nicht mehr südöstlich, sondern nach Nordwesten; endlose Sandmassen, soweit das Auge reichte zu hohen Dünen und Hügeln gethürmt, dazwischen spärlich mit dem Gesträuch der Wüste bestanden, dem blätterlosen, eisenharten, salzigen Saxaul, feiner Flugsand — wie gesagt ein noch gefähr-

licherer Feind der Bahn, als das Wasser in der Turkmenensteppe — rieselte vom Winde gejagt zwischen den Schienen und Schwellen hindurch, an jeden Nagel, an jeden Splitter sich hängend — erst als ein winziges Wällchen, dann höher und höher sich aufbauend, bis die Räder vergeblich vorwärts wollen und, knirschend an Ort und Stelle sich drehend, die tückische Masse zu durchdringen streben. Die Wüste ist schrecklich, ein Bild des Todes und eine Mutter des Todes. Die grauenhaft monotonen Sandmassen üben einen geradezu lähmenden Einfluß auf die Stimmung aus, sobald man sich dem Bilde hingiebt und nicht am fichtenen Speisetisch bei Thee und Zigaretten in der Unterhaltung vergißt, daß uns die schreckliche Oede umgiebt, vor noch nicht einem Jahrzehnt das Grab der Karawanen. Endlich, endlich, gegen den Nachmittag, taucht am Horizont im Osten eine schmale dunkle Linie auf: es sind die Bäume und Siedlungen, die das linke Ufer des Oxus in einem mehrere Meilen breiten Streifen säumen.

Es war ein Uebergang von merkwürdiger Plötzlichkeit aus der Wüste ins Fruchtland. Eben noch trostlose Sandmassen mit spärlichen Saxaulsträuchern, und gleich darauf rollt der Zug über eine Brücke, die über einen breiten, mit rasch fließendem, lehmfarbigem Wasser gefüllten Kanal führt; rechts und links Reihen von hohen Pappeln und üppigem Weidengebüsch, das die nun in rascher Folge sich kreuzenden und durcheinander laufenden Kanäle umsäumt; eine völlig veränderte frische, feuchte Luft dringt durch die geöffneten Waggonfenster und wie durch eine plötzliche Entrückung sind wir aus

der Wüste in ein dichtbevölkertes, wie ein Garten bebautes und gepflegtes, menschenwimmelndes Kulturland getragen. Behäbige Bauerngestalten in Kaftan und Turban auf wohlgenährten Eseln reitend, hohe zweiräderige Karren (Arbas), mit Büffeln oder Ochsen bespannt, zu langen Zügen gereiht, baumwollbeladene Kameelreihen; ein Gehöft neben dem anderen, jedes von einer hohen Lehmmauer umgeben, auch die Felder alle durch graue Lehmwände von einander geschieden, und der ganze Boden ein fetter, schwerer Löß-Niederschlag, den das Wasser des Amu-Darja überall dort zurückläßt, wo es hingeleitet wird — so ist das Bild des bucharischen Landes zu beiden Seiten des Stromes. Das Bewässerungsgebiet auf dem linken Ufer ist nur ein schmaler Streifen, und eine halbe Stunde nach Beginn des Fruchtlandes hält der Zug schon in dem unmittelbar vor dem Strom gelegenen Tschardschui — die Eisenbahnstation selber ist von den Russen Amu-Darja genannt worden.

Das war ein anderes Bild jetzt auf dem Perron, als alles bisher Gesehene! Die Menschenmenge, die sich da durcheinanderschob, sah schlechterdings wie ein Tulpenbeet aus: man hält es für ganz unmöglich, daß Menschen sich so bunt anziehen können, bis man es selber sieht. Fünf bis sechs grelle schreiende Farben sind in einem Anzug vereinigt, und darüber dann ein brauner, schwarzbärtiger, ernsthafter Kopf mit großem weißem Turban darauf — so stehen die braven Unterthanen des bucharischen Emirs zu Dutzenden umher und sehen sich mit unerschütterlicher Ruhe aber ebenso-

großem sichtlichem Interesse den Zug und die Reisenden an.

Endlich, nach einstündigem Aufenthalt, ertönen die Abfahrtssignale, noch wenige Umdrehungen der Räder und der Oxus wird sichtbar, erst ein schmaler Arm, dann eine langgestreckte Insel und dann die ganze majestätische Wasserfläche selber, in ihrer mächtigen Ausdehnung!

Platens Verse, welche einst wie alles Verwandte, die mächtig in die Ferne strebende Phantasie des Knaben leidenschaftlich erregt hatten, kamen mir wieder in den Sinn, als ich nun von der Brücke in die gelben wirbelnden schaumführenden Fluthen hinab, über die seengleiche Wasserfläche und zu den fernen rohrbewachsenen Ufern hin sah:

„Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag;
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag."

Hier ist die Stelle, wo alle großen Eroberer, wo Cyrus, Alexander, Dschingis-Chan, den Dschihun gegekreuzt haben, wo im Ringen zwischen Iran und Turan, in der grauen Vorzeit, von der Firdusi im Schach-Nameh singt, die Diener Ormuzds und Ahrimans hinüber und herüber stritten: Afrasiab, der finstere, leidenschaftliche, dämonische Turanier, der blutige Erbfeind der Schahe von Iran, und der „elephantenleibige" leuchtende Aeonenheld Rustem, der Schild und das Schwert der Iranier. Hier kreuzt die Straße zwischen den beiden uralten Städten Merw und Samar-

fand, von Margiana nach Sogdiana, seit Jahrtausenden den Strom; Alexander der Macedonier lagerte hier, bis aus mit Stroh gefüllten Hammelhäuten die Flöße zum Uebersetzen seines Heeres hergestellt waren, das er dann in fünf Tagen hinüberführte; hier endlich stand der letzte Kajanide, Kai Chosru, mit seiner Mutter, seinem Roß und dem treuen Vasallen, der gekommen war, ihn aus der Verborgenheit und Gefangenschaft in Turan auf den Thron von Iran heimzuholen, und hörte, während hinter ihm schon Afrasiab mit seinen Mannen wie rasend heransprengte, um ihn zu fangen, bevor er über den Strom entkäme, den Fährmann seinen Lohn fordern:

Ein Ding von diesen Vieren werde mein:
Der Rappe oder jene Sklavendirne,
Der Panzer oder auf des Jünglings Stirne
Die Krone da!

Kaum waren die Worte über seine Lippen, so flog der Freche, von starkem Arme gepackt, kopfüber in den Dschihun; Kai Chosru setzte zu Roß in den Strom hinunter, gefolgt von den Seinen, und als Afrasiab am Ufer anlangte, konnte ihm der triefend und keuchend dem Wasser entkommene Fährmann nur antworten:

Hoch ist der Strom von Frühlingsregengüssen,
Wer sich hineinwagt, der wird fortgerissen,
Und doch sind diese Drei hindurchgeschwommen,
Als wenn der Sturm sie auf den Arm genommen;
Sie sind wohl Söhne des Orkans gewesen,
Die Gott zu seinen Dienern auserlesen.

Jahrtausende hindurch hat seitdem der Dschihun seine Wogen vorbeigerollt; nie hat eine Brücke ihn

überspannt — bis auf den Tag, da die letzten Bezwinger Turans, die Russen, das mächtige Holzgerüst errichteten, das jetzt den Eisenbahnzug hinüberträgt. Noch immer aber klingt die Sage von Kai Chosru an den Ufern des Oxus, und wo der letzte Sassanide Jesdegerd schon lange, lange von seinem Volk vergessen ist, tragen die Trümmer von Afrasiabs Residenz bis auf den heutigen Tag den Namen des finsteren Sohnes der Diwe.

Vom Amu-Darja ist viel zu erzählen, aber dazu wird sich noch Gelegenheit finden. Gegen Abend des Tages erschien Buchara, „das edle“, oder vielmehr die russische Stadt Neu-Buchara; dann sank die Sonne zum letzten Male auf dieser Strecke und den nächsten Mittag begrüßte ich auf den Ruinen von Samarkand.

Eine lange Fahrt liegt hinter uns — ein neues Bild ist erschienen.

Drittes Kapitel.

Samarkand.

Welch ein merkwürdiges Stück Erde! Rings um mich her unmittelbar zu Füßen eine Welt zerfallener und zerfallender Pracht: gewaltige Moscheen, Madrasseen, die Hochschulen muhammedanischer Gelehrsamkeit; die Kuppeln und Portale, die Mauern und Minarets überkleidet mit farbenprächtigen glänzenden Kacheln; riesengroße Koransprüche, in arabischen Lettern meilenweit hin zu lesen, an den Wänden — aber wie vieles ist schon eingestürzt, geborsten, baldigen Zusammenbruch drohend!

Als ich die enge Stiege zur Kuppel der Schir Dar-Moschee in Samarkand hinaufklettern wollte, hob ein Weib, das unten saß, den Schleier, um mir ihr Gesicht zu zeigen. Ich wußte genug, als die verstümmelte Hand das schwarze Roßhaargeflecht in die Höhe schob: die schrecklichen weißen Flecken, deren Anblick das Mitleid der Vorübergehenden erwecken soll — der Aussatz —, sie sind es allein, die einer Muhammedanerin in Tur-

kestan die Erlaubniß geben, auf der Straße das Gesicht zu zeigen. Diesen Aussatzflecken gleich entstellen große Flächen, an denen der glasirte bunte Belag herabgestürzt ist und die daher mit weißem Gips und Kalk verschmiert sind, das leuchtende, teppichähnliche Muster auf den Mauern und Kuppeln. Da schaut zwischen grünen Pappeln eine braune, schon merklich von dem Druck der Jahrhunderte aus der Form gebrachte Wölbung hervor: Gur-Emir, das Grab Timurs. Diese Kuppel deckt die Gruft des Mannes, dem einst von der Erdoberfläche soviel gehört hat, wie Wenigen vor oder nach ihm. Nach Osten schaut das Auge über ein weites hügeliges Feld voll Backsteintrümmer, Scherben und Todtengebein: das ist Afrasiab, die Stätte des alten Marakanda, wo Alexander die Roxane nahm und den Klitus erschlug. Ich sehe nach Westen und vor mir liegt ein weites Netz regelmäßig sich schneidender breiter Straßen mit niedrigen Häusern, vergraben fast in einem Meer von Baumgrün: das ist das dritte Samarkand. „Ak-Padischah", der weiße Zar, hat es für die Männer seines Volkes bauen lassen, die er hergeschickt hat, um über die Nachkommen Roxanes und Tamerlans zu herrschen; dort droben in der Zitadelle liegt jetzt der Kok-Tasch, der berühmte schwarz-graue Marmorblock, auf den Timur seidene Polster legen ließ und dann über den als Stufe dargebotenen Nacken gefangener Fürsten auf ihn als seinen Thronsitz stieg. Hinter den Bergen im Nordosten fließt der Jaxartes, einst die Grenze des Reiches der Achämeniden, und das rasche, sprudelnde, lehmfarbige Wasser, das in einem

Netz von zahllosen Kanälen, Gräben, Rinnsalen um und durch die Stadt strömt, gehört dem Polytimetos, dem „Goldspender“ Sarefschan.

Man muß im Orient gewesen sein, um die Ueberschwänglichkeit beim Preisen des Wassers in der Poesie des Morgenlandes zu verstehen — und nirgends wird man ein solches Verständniß besser lernen, als in den weiten Gebieten jenseits des kaspischen Meeres, denen Regen und Thau während des größten Theiles des Jahres versagt sind, und in denen nur das Schmelzwasser vom Schnee der Gebirge, die sich im Süden vom kaspischen Meer und von Buchara bis an die große Umwallung Hoch-Asiens hinziehen, der eigentliche Lebensspender ist. Ohne Zuthun des Menschen durch große Bauten, durch Dämme, Wasserbehälter und Kanäle, wäre es aber nur ein verschwindend kleines Gebiet unmittelbar an den Flußufern, das bebaut werden könnte — daher ist dieses Land, ganz Transoxanien, Baktrien, Sogdiana und Chowaresmien, von uralten Zeiten her ein Erzieher des Menschen zur Ueberwindung der Natur gewesen, durch seines Geistes und seiner Hände Arbeit. Hier ist die Heimath der Religion Zarathustras, hier flossen die Quellen des Avesta. Die griechischen und arabischen Schriftsteller sind einig darin, Transoxanien, „das Land zwischen den Flüssen“ (Maurannagar) als ein Gebiet unendlicher Fruchtbarkeit und Bebauung des Bodens, als Ernährerin einer unzählbaren Menge von Städten und Menschen zu preisen. Nach der Ueberlieferung konnte einst am Syr-Darja eine Nachtigall von Fruchtbaum zu Fruchtbaum fliegen

und eine Katze von Haus zu Haus klettern, von Kaschgar und Samarkand bis an den Aral-See und nach Taschkend. Das alles bewirkten die zahllosen Bewässerungswerke, von denen heute nur noch ein Rest in Thätigkeit ist, deren Ueberbleibsel aber überall im Lande sich finden: bei den Ruinen von Mestorian zwischen Atrek und Kaspi, bei Jolotan und Sultan-Bend am Murghab, wo die riesenhaften Dammbauten der Vorzeit bis heute der Wiederherstellung selbst mit allen Mitteln der modernen Technik spotten, in der Hungersteppe jenseits Samarkand am Syr-Darja und hoch an den Abhängen der Gebirgswände, die das kesselförmige Land Ferghana, ein altes Seebecken einschließen.

Es ist merkwürdig, wie sehr die Anfänge der großen Kulturstaaten des Alterthums an die Bewältigung der Aufgabe geknüpft sind, durch mächtige Wasserbauten der Natur Ackerland abzuringen. Wir gehen nach China und finden in dem Tieflande am Unterlauf der großen Ströme das Volk seit seiner Urzeit an der Arbeit, durch Dämme und Kanäle den gelben und den blauen Fluß zu bändigen und dem Landbau dienstbar zu machen; wir finden in Babylonien in fast schwindelnder Ferne die alten Priesterkönige der Sumerier auf fünftausendjährigen Backsteinen von ihren Strombauten am Euphrat und Tigres reden; am Nil endlich — wer zweifelte wohl daran, daß er es gewesen ist, der durch den Kampf gegen und um sein Wasser, den er den Menschen aufnöthigte, den Grund zu den Pyramiden und zu dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gelegt hat? Hier in Zentralasien, am Oxus und

Jaxartes und ihren kleineren Geschwistern, ist es nicht so sehr das Ringen mit dem gewaltigen Schwall der Gewässer gewesen, wie das Bestreben, ein von der Natur weit karger zugemessenes Maß der belebenden Feuchtigkeit mit Kunst soweit zu vertheilen, so vollständig auszunutzen, daß womöglich kein Tropfen umsonst vorbeifloß oder verdunstete. Noch heute werden Flüsse, wie der Tedschen (Heri-Rud), der Murghab, der Sareffchan, fast vollkommen durch die Irrigation der Felder aufgezehrt — aber wie wenig ist das, was die heutigen Bewohner mit ihnen leisten, gegenüber dem, was in früheren Zeiten durch höheren Stand der Technik, durch bessere Verwerthung des Wasserquantums, an Leben hier erzeugt wurde.

Die Kultur der Menschheit hat in diesen Ländern eine Katastrophe erlebt, die nicht kleiner ist, als die Verödung von Kleinasien, Syrien und Nordafrika, aber hier war es nicht der Islam, der den Tod brachte, sondern es waren die buddhistischen Schwärme Dschingis-Chans. Die furchtbare Fluthwelle, welche die normannischen Fürstenthümer der Waräger am Dnjepr und an der Oka überschwemmte und erst am Fuß der schlesischen Gebirge sich brach, hat hier ihr schrecklichstes Werk gethan, und das geschah darum, weil diesem Lande durch den Feind genommen werden konnte, was jedem anderen auch unter der furchtbarsten Verwüstung durch Feuer nnd Schwert doch bleiben muß, die Ertragsfähigkeit des Ackers.

Die Erde ist nirgends im Stande, auch nur ein Korn und einen Halm zu tragen, wo ihr nicht während

des ganzen Sommers, vom Mai ab, eine reichliche Ueberrieselung zu Theil wird. Meist ist es eine dicke, bis zu 30 Meter starke Schicht Thonerde, sog. Löß, wahrscheinlich ein Sediment der von den südlichen Gebirgen herabströmenden Flüsse und Wasserläufe, die den Boden bildet, aber auch der nackte Sand trägt in zwei Jahren überall dort Weizen und Baumwolle, wo die Irrigation hingelangen kann, denn das strömende Wasser ist so reich an fruchtbarem Schlamm, an eben demselben Löß, daß es dem Nil an Fähigkeit gleicht, die Wüste in Fruchtland zu verwandeln. So stark ist die Ablagerung dieses Schlammes, daß die Bewässerungskanäle selbst fortgesetzt verschlammen und gereinigt werden müssen; daher kommt es, daß die jährlich aus ihnen ausgehobenen Lehmmassen allmählich förmliche Dämme, hohe Wälle zu beiden Seiten des Kanals bilden, oder aber das Wasser fließt schließlich in einen Graben oben auf dem Kamme eines solchen mit der Zeit emporgewachsenen Walles. Im Frühling sind es die Regenmassen, welche in den Bergen niedergehen, die das nöthige Wasser zur Ueberfluthung der Aussaat liefern (neben dem Regen, der um diese Zeit auch in der Ebene fällt), und im Sommer schmilzt die glühende Sonne den Schnee auf den Gipfeln der Gebirge und das Eis der Gletscher. Der Segen des Sommers aber würde ungenutzt verbrausen, wenn nicht durch ein System von Dämmen und Kanälen jeder Fluß in eine Unzahl sich immer weiter und feiner verästelnder Kanäle gespalten und aufgelöst würde, aus denen das Wasser auf die Felder geleitet wird. Ganz oberhalb sind es nur wenige

mächtige Schlagadern, starke Aeste, die den immer dünner werdenden Hauptstrom verlassen. Wird hier ein Damm, der den Fluß staut, ein Durchstich, der sein Bett spaltet, vernichtet, so fallen unterhalb weite Strecken blühenden Landes der Verödung anheim. So ist es bei all den Flüssen des Landes, und daher wird es begreiflich, wie schrecklich die Katastrophe sein mußte, als Dschingis-Chans Mongolen die Bewässerungsbauten in Transoxanien und den Nachbargebieten zerstörten. Die vorhergehenden Eroberer, Cyrus, Alexander, die Araber, — sie wollten das Land besitzen, seine Reichthümer behalten und genießen: je mehr Bewohner es nährte, je mehr Ackerland der Wüste und der Steppe abgerungen ward, desto werthvoller war der Besitz für die Eroberer. Nicht anders verhielten sie sich zu den Menschen im Lande: sie in maßloser Menge hinzuwürgen, wäre doch nur ein Schneiden ins eigene Fleisch für den gewesen, der nicht nur an Blut und Beute, sondern auch an schaffenden Unterthanen sich freuen wollte.

Für Greise, deren Nacken matt sich biegt,
Wie für Zisternen, deren Naß versiegt,
Ist Gold und Silber trefflich angewandt:
Zu solchen Zwecken öffne Deine Hand!

So läßt Firdusi den Kai Chosru sprechen, als er vom Thron der Kajaniden, von Iran und den Großen des Reiches Abschied nahm, um dann aus dieser Welt zu verschwinden. Von solchen Ruhmestiteln der Kultur und Humanität, wie sie bei den arischen und arabischen Herrschern der Oxusländer gegolten hatten, wußten die Mongolen-Chane nichts. 1221 erstürmte Dschingis-Chan

Samarkand und Buchara, das bis dahin Dschemukand hieß, dann fielen Merw und die Städte Chorassans in die Gewalt dieses Mannes, der überall das Prinzip verfolgte, nur bei sofortiger bedingungsloser Unterwerfung das Leben der Besiegten zu schonen. Niemand, der die Art orientalischer Geschichtsschreibung und besonders die Unfähigkeit der Orientalen kennt, sich eine richtige Vorstellung von größeren Zahlen zu machen, wird die numerischen Angaben der muhammedanischen Historiker über die Zahl der Opfer in den Feldzügen Dschingis-Chans wörtlich nehmen; dagegen macht es die Uebereinstimmung der Berichte und was wir aus europäischen Quellen über die Kriegführung der Mongolenvölker seit Attilas Zeiten wissen, durchaus glaublich, daß öfters eine ganze Bevölkerung niedergehauen, die Städte geplündert und verbrannt und die Bewässerungsbauten zerstört worden sind.

Merkwürdiger Weise hat der sonst als schlechthin kulturfeindlich geltende Islam die Mongolen in einem gewissen Grade zivilisatorisch beeinflußt. Zwar läßt auch Timur bei einem Feldzuge in Indien eines Tages die ganze ungeheure Menge von Gefangenen, die das Heer gemacht hat und als Beute mit sich führt, niederstoßen, aber die blutige Maßregel hat einen vernünftigen Sinn, indem durch sie die Verproviantirung der Armee und damit der Ausgang der Expedition in einem höchst kritischen Moment gesichert wird; ja man kann sich einer gewissen schaudernden Bewunderung nicht erwehren, wenn man liest, wie der greise „eiserne Hinker"*) selbst

*) Tamerlan = Timur lenk; lenk = lahm.

mit den gefangenen Fürsten, die ihm ein ungeheures Lösegeld versprachen, den Anfang machte und einen milden, frommen Mann der Wissenschaft dazu zwang, die sieben Sklaven, die auf sein Theil gekommen waren, umzubringen, damit die gemeinen Krieger keinen Vorwand zum Murren oder zur Hinterziehung der Gefangenen aus Habgier fänden — aber Dschingis-Chan, der Buddhist, hat sinnlos mit Menschenblut und Menschenschweiß gewüthet.

Kaum hundert Jahre noch herrschte das buddhistisch überfirnißte Heidenthum nach dem Tode Dschingis-Chans unter seinen Mongolen — dann fielen sie der Religion Muhammeds anheim, und heute hat der Islam in diesen Gegenden sein lebendigstes Zentrum. Das ist sehr, sehr wichtig für Rußland. Wer sich davon überzeugen will, wie bedeutsam für die politische Gesammtlage die Stellung des Zarenreiches in der muhammedanischen Welt ist, der gehe nach Samarkand und Buchara. Die Einsicht liegt nahe, daß die jetzt in Konstantinopel mit soviel Beharrlichkeit und Erfolg betriebene Politik nicht außer Zusammenhang steht mit dem Anwachsen der Zahl muhammedanischer Unterthanen Rußlands. Ein Freundschaftsverhältniß zwischen dem Zaren und dem Kalifen hat eine sehr starke Rückwirkung auf den Erfolg der weiteren Zukunftspläne Rußlands, die über den Hindukusch, nach Indien und Afghanistan, zum südlichen Ozean drängen; von dem schiitischen Persien zu geschweigen. Noch klarer wird die Lage durch die Beobachtung, daß England, der von der russischen Politik schon so lange in die Vertheidigung

zurückgedrängte Gegenpart, es sehr zu seinem Schaden gerade umgekehrt macht und den Sultan, das geistliche Haupt der Gläubigen, nach Möglichkeit brüskirt.

Samarkand und Buchara haben in der Welt des Islam eine ähnliche Tradition, wie im Mittelalter Europas die Stätten, an welche sich die Ueberlieferung höchster geschichtlicher Majestät und tiefster scholastischer Gelehrsamkeit knüpfte: Rom, Byzanz, Paris, Bologna. Buchara ist die muhammedanische Gelehrten- und Theologenstadt par excellence, und Samarkand ist seit den Zeiten Emir Timurs sprüchwörtlich als Ort des Glanzes, erhabener Bauten, sprudelnder Gewässer, schattiger Prachtgärten: das irdische Paradies, die Stätte, da der Stern des Islam einst am hellsten, am weitesten sichtbar über die Welt geleuchtet hatte, vom Pontus und vom Archipel bis nach dem indischen Benares, über ganz Iran und Turan, über Rum und Tschin. Nie haben vorher und nachher soviel Gläubige auf eines Herren Wort gelauscht, wie damals, als Timur in Samarkand residirte, zu dem selbst das ferne Kastilien einen Gesandten schickte: Don Ruy Gonzalez di Clavijo, den Botschafter König Heinrichs III. (1404), der uns das Samarkand Timurs und die Hofhaltung des Gewaltigen beschrieben hat.

Man muß allerdings wissen, daß es dem Islam in keinem seiner Werke gegeben ist, aus seinem Eigenen heraus den Eindruck des Erhabenen, Majestätischen zu machen, weder in der Baukunst, noch in der Poesie, noch in anderen Schöpfungen des menschlichen Geistes. Firdusis unsterbliches Lied ist nur scheinbar eine Aus-

nahme, denn es ist Geist vom Geist der alten Arier Irans, der Gläubigen Zarathustras, nicht Muhammeds. An den heiligen Stätten der Muhammedaner, in ihren Mausoleen und Moscheen, an ihren Heiligengräbern und Altären, wo sie von Schauern der Ehrfurcht erfaßt werden, sich in brünstiger Verzückung zur Erde werfen und den Boden küssen, wo der Anblick eines Ungläubigen ihnen eine Entweihung dünkt, da sind wir Abendländer enttäuscht durch den häufigen Mangel jeglichen Sinnes für die Uebereinstimmung von Form und Inhalt; wir sind erstaunt, wie wenig würdig, ja wie geschmack- und pietätlos der äußere Eindruck solcher Stätten ist. Ich fuhr allein, wenige Stunden nach meiner Ankunft in Samarkand, zu Timurs Mausoleum, dem berühmten Gur-Emir, d. h. „Grab des Gebieters“, um mich ohne das, wenn auch noch so liebenswürdig gemeinte, Beisein russischer Gastfreunde den Eindrücken an diesem welthistorischen Fürstengrabe hinzugeben. Der Russe bei all seinen Vorzügen ist von Natur ein zu unhistorisch veranlagter Mensch, um in der Gruft Timurs etwas Anderes zu sehen, als eine „interessante Lokalität“, eine Sehenswürdigkeit, zu der man den Fremden in Samarkand so gut hinführt, wie in Moskau zur großen Glocke im Kreml oder in Berlin zur Granitschale vor dem Museum, in der nach Fritz Reuter der König Erbssuppe kochen läßt, wenn großer Besuch bei ihm ist.

Für mehr als hundert Millionen Menschen ist Timur noch heute dasselbe, wie Alexander von Macedonien für die römisch-hellenistische Welt, wie Kaiser Karl der Große für das germanisch-romanische Mittel-

alter: der wunderbare Kriegsfürst, der fromme Diener des Himmels, der Auserwählte des Geschicks, von dem tausend Ueberlieferungen und Sagen im Munde des Volkes, in der Poesie und Literatur umgehen, von dem die alten Bücher und die Erzählungen der wandernden Rhapsoden wiederklingen, am Nil und am Indus, am Euphrat und am Bosporus, in Teheran und in Damaskus. Wenn dann die gebräunten, schwarzbärtigen Gesichter in den Kaffeehäusern und Barbierläden dem Vortrag des Erzählers lauschen, dann ist ihnen Samarkand, wo der Thron des großen Emirs stand, noch immer die goldene Märchenstadt, „Tscharbagi Busrukan“, d. i. der Garten der Geliebten Gottes, wie es im Volksmunde heißt. Wie bedeutsam ist es für die Stellung Rußlands, daß all diese Ohren, wenn auch sicher ohne Freude, so doch auch ohne Groll und ohne Regungen des Abscheus es hören, daß diese Stadt jetzt unter der gewaltigen Hand des „Ak-Padischah“ steht, der die Bekenner des Propheten achtet und den Kalifen in Stambul ehrt.

Als ich durch das bunte, prächtig glasirte, aber stark verfallene Portal in den Vorhof des Mausoleums trat, humpelte ein alter Weißbart mit großem Turban heran und reichte mir mit einem wahrhaft herzgewinnenden Lächeln die braune Rechte zum Gruß — wie ich annehmen zu müssen glaubte, — und um den Alten, den ich für eine Art Kustoden, Küster oder dergl. hielt, nicht zu kränken, nahm ich seine Hand und schüttelte sie kräftig, innerlich etwas verwundert über diesen bei einem Muhammedaner in Zentralasien recht auffallenden Mangel

an Zurückhaltung. Mein Freund machte zu dem ihm gewordenen Händedruck ein sonderbar verlegenes Gesicht und zog sich, statt mich hineinzugeleiten, von der Thür des Mausoleums seitwärts zurück. Sonderbarer Alter, dachte ich, und trat hinein. In einem halbdunkeln Vorraum saßen zwei Mullahs, ein alter und ein junger, und — ja was sie thaten, war schwer zu sagen. Wenn sie thaten, was ein rechter Mullah im Heiligthum thun soll, so kontemplirten sie, flüsterten leise Koransprüche und waren mit ihren Gedanken bei Allah und seinem Propheten, fern von der sichtbaren Welt. Jedenfalls saßen sie mit unter sich gezogenen Füßen in einer Nische da und bewegten mit anscheinend geschlossenen Augen den Kopf leicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Bei meinem Hineinkommen standen sie auf und der Jüngere begrüßte mich, indem er die Arme über der Brust kreuzte. Ich sah bald, daß er einige Worte russisch sprach, und bat ihn, mir das Grab Tamerlans zu zeigen (dieser Name ist in Asien der vorherrschende, in Rußland kennt man ihn allein). Durch eine niedrige Thüre betrat ich nun das Innere des Mausoleums, das vielleicht den halben Umfang hatte, wie das Innere der Kuppel des Berliner Schlosses. Der Boden war mit kleinen Fliesen gepflastert: an der Südwestseite, Mekka zugekehrt, lag die Nische des Mihrab, und in der Mitte umgab ein niedriges, durchbrochen aus Alabaster gearbeitetes Gitter eine Anzahl von hohen, länglichen, sarkophagähnlichen Grabsteinen. Tauben flogen unter der hohen Kuppelwölbung umher — mehrere unverglaste Oeffnungen gewährten ihnen freien

Zugang — und hatten offenbar seit lange unzweideutige Sguren ihrer Anwesenheit hinterlassen; die Wände waren bis über Mannshöhe von einer ursprünglich prachtvollen, aber stark beschädigten, unschön mit dazwischen gestrichenem Gips ausgebesserten Bekleidung aus polygonalen Platten eines onyxähnlich schimmernden Steins bedeckt; weiterhin nach oben sahen die mit Nischen und sogenannten Stalaktitengewölben gezierten Wände, wie Alles hier, grau getüncht aus, und eine ziemlich dumpfe, unerfreuliche Luft und ganz ungenügende Beleuchtung trugen nicht dazu bei, den Eindruck dieses Raumes in dem ein solches Stück Weltgeschichte schläft, erhaben oder erschütternd zu gestalten.

Mein Mullah forderte mich auf, ohne Umstände die Barrière zu übersteigen, welche die Monumente umgab, und ich trat an den merkwürdigen Nephritblock heran, der die Stelle bezeichnete, wo in der Tiefe der Leichnam des „gottgeliebten“ großen Emirs ruht. Der mit Schriftzügen von wunderbarer Feinheit geschmückte Grabstein ist wegen der Dimensionen des Stückes, in dem das seltene Mineral hier auftritt, viel bewundert und oft und eingehend beschrieben worden. Scheinbar ein Monolith, ist der grünlich schwarze Block in Wirklichkeit aus zwei gleich großen, sehr genau aneinandergepaßten Stücken zusammengefügt, gegen zwei Meter lang, vierzig Centimeter breit und dreißig hoch. Er enthält eingemeißelt die Genealogien Timurs und Dschingis-Chans, das Datum des Todes Timurs und merkwürdiger Weise die Erzählung, wie Timurs Urahne Alankuwa durch einen Sonnenstrahl, der von oben

durch eine Oeffnung in ihr Zelt drang, Mutter ward. Der Stein ist von sechs anderen marmornen Grabmälern umgeben, unter denen Freunde und Verwandte Timurs ruhen. An einer Wand des Mausoleums ist ein Heiliger begraben, an dessen Ruhestätte eine rohe hölzerne Stange mit einigen schmutzigen Lappen daran aufgepflanzt ist. Dieses seltsame Zeichen wird von jedem frommen Moslem mit großer Ehrfurcht betrachtet, denn jene defekten Zeugstücke sind die Gebettücher, auf denen fromme Pilger an heiligen Orten gekniet haben, vielleicht sogar in Mekka oder in der Omarmoschee zu Jerusalem, und die sie am Grabe des Heiligen als Zeichen höchster Verehrung zurückgelassen haben. Mit einem Gemisch von Indignation und Bestreben, trotz der seltsamen Umstände meine Stimmung dem Orte anzupassen, blickte ich umher, als mir der Mullah eine Stelle zu Füßen des Steines zeigte und bemerkte, hier pflege man seine Opfergabe für die Hüter des Heiligthums niederzulegen. Nachdem ich mich dieser Pflicht entledigt hatte, forderte er mich auf, ihm weiter zu folgen und führte mich eine kurze Treppe hinunter in das gänzlich schmucklose eigentliche Grabgewölbe, eine Art Krypta, unter der Kuppelhalle, wo eine schwarze, mit Inschriften überdeckte Marmortafel die Stelle bezeichnete, an der die Gebeine des Fürsten beigesetzt waren, genau unter dem Nephritdenkmal, das oben darüber lag.

Hier herrschte feierliche Ruhe; keine störenden Ueberreste einstigen Prunkes, keine Profanirung des gewaltigen Geistes, der um dieses von dem großen Todten noch bei

seinen Lebzeiten erbaute Grabmal schwebte, keine Seltsamkeiten einer geschmacklosen Pietät. „Wo bist Du her?“ fragte mich der Mullah, als ich eine Weile schweigend dagestanden hatte. „Mein Padischah ist ein Freund des Ak-Padischah.“ „Bist Du weit hierher gereist?“ „Fünftausend Werste weit; nach Mekka ist es näher von hier, als nach meiner Heimath.“ Ernsthaftes Kopfnicken des schwarzbärtigen, weißbeturbanten jungen Mannes begleitete meine Bemerkung, Emir Timur sei ein großer Held gewesen. „Kommen viele Moslems hierher zu beten?“ fragte ich. „Ja viele, aber in früheren Zeiten sind es noch viel mehr gewesen.“ „Wo hast Du studirt?“ „Hier in Samarkand.“ „Was thust Du hier den ganzen Tag?“ „Wir lesen den Koran und zeigen den Gur-Emir.“ Dabei können die Leute kaum ein Wort arabisch, wissen also gar nicht, was die Suren (Kapitel) des Koran enthalten, die sie auswendig oder nach einer Handschrift tagaus, tagein rezitiren. Ich fragte den Mann, wie er zu seinen, allerdings sehr dürftigen russischen Kenntnissen gekommen wäre, aber sei es, daß er mich nicht verstand, sei es, daß er die Worte zu einer der Frage gemäßen Antwort nicht zusammenbringen konnte — er legte bloß die Hände mit einem treuherzigen Augenaufschlag auf die Brust und versicherte: „russisch sehr gut; wir lieben Ak-Padischah.“ Das schien so eine Art Formel für die russischen Besucher des Mausoleums zu sein; ich weiß nicht, ob sie von Herzen kam oder irgend eine Spekulation einhüllte; jedenfalls zeigte der Mullah andauernd ein förmlich strahlendes Gesicht und gerieth in ein wahres Entzücken,

als ich ihn aufforderte, mit mir in den draußen haltenden Wagen zu steigen und mir das geistliche Samarkand zu zeigen, die Hauptmoscheen und Hochschulen aus der mongolischen und usbekischen Periode der Stadt. Mein Freund vom Eingang her begegnete mir beim Hinaustreten wiederum und drückte sich diesmal deutlicher aus, indem er seine ausgestreckte Hand unzweideutig zum Empfang einer Gabe formte. Der russische Kutscher machte eine etwas verwunderte Miene, als ich mit dem Sarten, der einen papageifarbigen Chalat und einen weißen Turban trug, einstieg und nach der Todtenstadt Afrasiab zu fahren befahl, wo die merkwürdigste der Samarkander Moscheen liegt.

Von Timur selbst wußte mein Mullah übrigens ziemlich wenig: er konnte seine Genealogie angeben und hatte im Uebrigen die Vorstellung, daß der Emir ein sehr frommer Mann gewesen sei, der viele Madrasseen und Moscheen baute, zahllose Prachtgärten besaß und nebenbei die Welt beherrschte. Ich hielt es nicht für nothwendig, meinem Cicerone zu erzählen, daß der Held, dessen Grab er hütete, einst unter den Mauern von Moskau den Vorfahren des Ak-Padischah als seinen Vasallen vor sich gesehen hatte (Großfürst Dimitri Donskoi, 1394).

Trotz der mancherlei störenden Eindrücke war es mir doch gelungen, in der Gruft dieses größten Todten des Islam einen jener Momente zu erleben, in denen unser Geist den Flug des Genius der Weltgeschichte um sich spürt. Wie so oft und so natürlich auf diesem Boden, waren es hier wieder die Worte

Firdusis, die, indem sie so merkwürdig den Geist des unproduktiven, nichts Dauerndes bauenden Thuns islamitischer Gestalten zum Ausdruck bringen, mich auf der weiteren Fahrt durch Samarkand beschäftigten, denn von einem Grabe kommend, fuhr ich zu Gräbern, und was von den Denkmalen einstigen Lebens noch stand, sah ich dem Verfall geweiht:

„Nach Todes Räthseln mußt Du nimmer fragen,
Der Schleier wird Dir nie zurückgeschlagen,
Sein gier'ges Thor hat alle aufgenommen,
Und Keiner ist von ihm zurückgekommen;
Doch wenn wir sterbend in ein bessres Sein
Eingehen, frei von Unruh und von Pein,
So müssen sich, anstatt den Tod zu scheuen,
Der Jüngling und der Brave seiner freuen.
Nicht darfst Du staunen, daß das Feuer sengt;
Es brennt, solang es Nahrung noch empfängt,
Es brennt, solang ihm noch ein Brennstoff bleibt,
Wie eine alte Wurzel Sprossen treibt.
Der Hauch des Todes ist ein zehrend Feuer,
Es schont nicht Jung noch Alt, nichts was Dir theuer!
Was trotzt die Jugend auf der Wangen Roth?
Ihr wie dem Alter droht derselbe Tod!
Jedwedem tönt allhier der Ruf: Brich auf!
Stets spornt der Tod das Schicksalsroß zum Lauf,
So ward's durch ein gerechtes Loos verhängt;
Ein Thor, wer sich zu murren unterfängt.
Die Jugend wie das Alter sind gleichviel,
Denn sie gelangen an dasselbe Ziel;
Ist rein Dein Herz und ist Dein Glaube echt,
So unterwirf Dich stumm als Gottes Knecht!“

Ich will von einer Schilderung all der großartigen Denkmäler Samarkands aus der Blüthezeit der Stadt

vom 13. bis zum 17. Jahrhundert absehen, um nicht ungebührlich lang zu werden. Mein Mullah brachte mich getreulich überall hin und blickte stolz und vergnügt um sich, wenn die Händler in den Bazarstraßen, die begegnenden Sarten auf ihren lächerlich kleinen, muskulösen Ischaks (Eseln), die liebe Straßenjugend und die russischen Iswoschtschiks (Droschkenkutscher) erstaunt hinter uns her sahen, denn es erschien ihnen allen durchaus ungewöhnlich, daß ein Mullah mit einem Europäer, und dazu augenscheinlich einem ganz Fremden, Seite an Seite durch die kreuz- und querlaufenden Straßen und über die Plätze der Eingeborenenstadt fuhr. Auf dem quadratischen, an drei Seiten von imposanten Bauten umgebenen Hauptplatz des alten Samarkand, dem Rigistan, endete unsere mehrstündige Fahrt. Drei zugleich als Hochschulen dienende Moscheen kehren ihre mächtigen Portale dem Rigistan zu: Tillah-Kari, erbaut 1618 von dem Usbekenchan Jolangtusch Bahadur, Ulug-Beg, erbaut 1434 von Timurs Enkel, dem Fürsten der Astronomen Mirza-Ulug-Beg, ein durch die Dimensionen des Portalbogens merkwürdiger Bau, und Schir-Dar, die prächtigste der drei, die „Panthermoschee", so genannt nach den in gelbem Kachelbelag ausgeführten beiden großen Pantherbildern, welche ähnlich wie die grünen drachenartigen Schlangen in Annau, zu beiden Seiten das Portal flankiren. Leider ist die einst prachtvolle, bunte teppichähnliche Bekleidung aus glasirten Kacheln und reliefartig zugepreßten Fayencen stark beschädigt und — um den gänzlichen Ruin aufzuhalten — in den

durch die Zeit entstandenen Lücken und Rissen mit weißem Gips verschmiert. Die Kosten der Wiederherstellung wären so groß, daß die Regierung Bedenken trägt, sie aufzuwenden; immmerhin assignirt sie Zehntausende, um den gänzlichen Verfall aufzuhalten. Der wunderbarste Bau Samarkands, ein wahres Paradies für den Kunsthistoriker, ist die Schach-Sindahmoschee, der Ueberlieferung nach zugleich Sommerpalast Timurs, ein merkwürdig komplizirtes Werk, in dessen Ornamentirung und architektonischen Details die gesammte Kunst des Islam zu Timurs Zeit aufgeboten ist, denn der Herrscher brachte für seinen Bau Architekten und Dekorateure aus dem ganzen Umfange seines Reiches zusammen. Die Gräfin Uwarow, gegenwärtig die führende Persönlichkeit in Rußland auf dem Gebiete der Archäologie, eine Frau, deren Verständniß und Bestrebungen die höchste Bewunderung verdienen, hat dem Bauwerk eine eigene Studie gewidmet und es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, als ein Zeichen der Achtung vor diesem wahrhaft vornehmen Geiste, einige Worte aus der Schilderung zu übersetzen, welche die Präsidentin des letzten archäologischen Kongresses in Riga von der Schach-Sindahmoschee giebt:

„Die Vorstellung wird schon von ferne durch das Gebäude übertroffen, und wenn man seine Schwelle überschreitet, wird man alsbald so ergriffen und bezaubert, daß man dasitzt und nicht weiß, woran man sich mehr freuen soll — an der unergründlichen Bläue des Himmels, an den Silhouetten und Profilen der Gebäude, dem Glanze der hellblauen

Kacheln, der silberfarbenen Rinde der Bäume, die im Schatten dieser Mauern und Kuppeln emporgewachsen sind, an den träumenden Mullahs, die ihre Rosenkranzperlen in den Höfen und auf den Stufen der Moschee durch die Finger gleiten lassen. Man sitzt und schaut — und erst allmählich beginnt man die Formen, Zeichnungen, Farben zu unterscheiden. Dann erst begreift man, daß nur ein großer, mächtiger Gebieter den Befehl geben konnte, einen solchen Bau zu errichten, daß ihn nur ein genialer Baumeister zu schaffen vermochte, mit Hilfe zahlreicher Künstler als seiner Handlanger im Bauen, Zeichnen, Mischen, Formen. Man beschaue sich alle diese Gebäude im Einzelnen, und man wird sehen, daß für jede Säule, für jedes Kapitäl, für die Bögen, Wände und Bänder, daß für jedes Stück eine besondere Form, ein besonderer Abguß nöthig waren. Hier steht auf den Säulen eine Jahreszahl, dort der Name des Meisters; auf all' den Bögen, Bändern und Grabdenkmalen sieht man bald den Namen des Erbauers, bald den eines Begrabenen, bald einen frommen Spruch, und überall etwas Besonderes, Originelles. Die Vorliebe für das Anbringen von Texten und Devisen geht soweit, daß Alles von ihnen bedeckt ist: die Tambours der Kuppeln, die Gewölbe, ganz gewaltige Mauern; diese Sprüche und Inschriften sind entweder mit besonderen Lettern eingelegt oder aus länglichen Kacheln zusammengefügt und bilden ein Netz von Charakteren, das ein ungeübtes Auge, das mit den orientalischen Alphabeten nicht vertraut ist, beständig für eine besondere Art morgenländischer Ornamentik zu halten neigt."

Soll ich etwas zu dieser Schilderung hinzufügen, so könnte das nur sein, was man überhaupt nicht schildern, sondern nur sehen und empfinden kann: die wunderbare Farbenpracht und der erlesene Geschmack im Aufbau der Details dieser architektonischen Märchenwelt — aber mit Samarkand war für dieses Mal der östlichste Punkt meiner Reise erreicht. Von hier an ging es wieder nach Westen zurück, auf derselben transkaspischen Bahnlinie, die mich hergeführt hatte.

Viertes Kapitel.

Nach Buchara und Merw.

Von Samarkand nach Buchara fährt man 250 Kilometer, die der Postzug in einer Nacht zurücklegt, pro Stunde 23 Kilometer, aber diese „Schnell"zugsverbindung existirt nur drei Mal wöchentlich und ich mußte, da ich ein Zusammentreffen in Buchara verabredet hatte, den Güterzug benutzen, der mit einigen angehängten Personenwagen täglich verkehrt, aber 14 Stunden unterwegs ist. Erst hieß es auf dem Bahnhofe in Samarkand, es gebe heute nur dritte Klasse, da bloß Asiaten der niederen Volksklasse befördert zu werden wünschten, als zu meinem Glück einige russische Offiziere erschienen, die sich am nächsten Morgen dem Emir von Buchara in seinem Sommerschlosse Kermineh vorstellen sollten und natürlich Anspruch auf Fahrt in der zweiten Klasse hatten — erste giebt es, wie bereits bemerkt, auf der transkaspischen Bahn nicht. Es

wurde also ein Wagen für die Offiziere eingeschoben, in dem ich auch einen Platz erhielt. Kurz vor 12 Uhr Mittags setzten wir uns in Bewegung. Ich hatte etwas gefrühstückt, einige Gläser von dem feurigen rothen Samarkander Wein getrunken, machte mirs im Wagen bequem und nahm meinen Firdusi zur Hand, den getreuen Begleiter, seit ich meinen Fuß auf asiatischen Boden gesetzt hatte. Ich ahnte nicht, was für ein böser Tag mir bevorstand, denn bis zum nächsten Morgen habe ich nichts Erwähnenswerthes zu essen bekommen. Um 3½ Uhr waren wir in Katty-Kurgan, an einem Arm des Sarefschan, wo ich ein Mittagessen zu erhalten gedachte, denn in meinem russischen Kursbuch stand neben dem Namen der Station das verheißungsvolle Zeichen eines Bechers, d. h. hier giebt es ein Büffet. Die Offiziere, die im zweiten Koupee, neben dem meinigen, logirten, stiegen gleichfalls sehr hungrig aus und wir begaben uns ins Büffetzimmer. Was giebt es? Der Restaurateur wies auf den Tisch: „Kohlsuppe und gepreßten Kaviar; da liegen auch noch zwei Kotelettes!“ Ich hatte über meinem Firdusi mit den Herren noch keine Bekanntschaft gemacht und wir vier Mann mit unseren hungrigen Mägen sahen uns einen Augenblick nicht eben sehr freundlich an. Kurz entschlossen spießte ich das eine Kotelette auf eine daliegende Gabel, biß hinein — und würgte verzweifelt den Bissen hinunter. Wir befanden uns in der Charwoche und die Kotelettes waren mit ranzig gewordenem Fastenöl gebraten! Entsetzt verzichtete ich auf den weiteren Genuß und machte mich an

die Kohlsuppe. Diese erwies sich als mit einem ziemlichen Quantum „Tarakaschki" (Schaben) gekocht. Voller Verzweiflung griff ich nun zu Zwieback, von dem eine kleine Büchse voll auf dem Tische stand und ließ mir aus der stattlichen Liquerflaschenbatterie auf dem Büffet einige Schnäpse verabfolgen. Den Offizieren war es nicht besser gegangen; ärgerlich stiegen wir in unseren Wagen und fluchten über den Wirth, aber der war ganz unschuldig, denn mit diesem Bummelzuge pflegen keine Europäer zu reisen; die Eingeborenen aber nehmen diese Büffets nicht in Anspruch. Die gemeinsame Noth schuf dann bald gute Bekanntschaft; der eine Offizier hatte seinen Diener mit und ließ im Waggon Thee machen, denn was dazu nöthig ist, hat jeder Russe auf Reisen bei sich. Ich gab einigen Kognak dazu und so haben wir uns dann mit beständigem Theetrinken über den Hunger fortgeholfen, denn auf den folgenden ganz unbedeutenden Stationen bis Buchara gab es radikal nichts zu essen, nicht einmal Tarakanensuppe und stinkenden Kaviar.

Um zwei Uhr Nachts war ich in Buchara, d. h. auf dem Bahnhof der russischen Stadt Neu-Buchara, die anderthalb Meilen von der alten asiatischen Stadt liegt. Gasthäuser für Europäer giebt es nur in Neu-Buchara. Meine erste Sorge war, mich zu überzeugen, ob ein Wagen da sei, der mich durch rabenschwarze Finsterniß nach dem „Hotel" bringen konnte. Es erwies sich, daß ein „Sarte" mit einem droschkenähnlichen, mit zwei Pferden bespannten Gefährt zur Verfügung stand. Aufs Aeußerste ermüdet und hungrig, hatte ich

nichts Eiligeres zu thun, als mein Gepäck in den Wagen schaffen zu lassen und dem Sarten die Worte zuzurufen: „jewropeiskaja gostinnitza“, d. h. er solle nach dem „Europäischen Gasthof“ fahren. Dann lehnte ich mich zurück und war nun Willens, es ganz und gar dem beturbanten Rosselenker zu überlassen, wie er mich ins Hotel bringen wolle — zu sehen war kaum die Hand vor Augen und Laternen gab es außerhalb des Bahnhofs nicht. Kaum war ich hundert Schritte gefahren und das Auge hatte sich etwas an die Dunkelheit gewöhnt, so sah ich, daß mein Sarte auf seinem hohen Kutschbock sich ganz sonderbar zu geberden anfing und in einer unsinnigen Weise mit den Pferden herumhantirte. Nach einer kurzen Weile wurde mir klar, daß der Mensch überhaupt nicht zu fahren verstand, zum Mindesten nicht mit zwei Pferden und einem europäischen Gefährt; die beiden Rößlein schienen das denn auch zu wissen und an einer Stelle, wo der ungepflasterte Weg recht weich zu werden anfing, blieben sie stockstill stehen und waren für alles Geschrei und Zerren an den Zügeln gänzlich unempfänglich. Eine Peitsche besaß der Kutscher nicht, denn die Equipage war auf russische Art eingerichtet, und die russischen Droschkenkutscher treiben die Pferde mit einer an das Ende der Zügel geknüpften Schnur an — damit aber verstand der Sarte nicht umzugehen, weil die Einheimischen entweder reiten oder mit einspännigen, nur im Schritt sich bewegenden Karren fahren, die auf zwei hohen Rädern ruhen und deren Zugthier zugleich den Lenker trägt. Wo auf russische Art, d. h. vom

Bock aus mit Zügeln, gefahren werden muß, also vor Allem auf der großen Poststraße von Samarkand nach Taschkend, sind die Kutscher nicht Sarten, sondern Kirgisen, von denen man mir sagte, daß sie für den Genuß des lebenslangen Kutschirens ihre Seligkeit verkaufen würden. Mein Kutscher hatte sich also offenbar im Vertrauen auf Allah, der seinem Diener wohl irgendwie die Kunst des Fahrens offenbaren würde, in sein neues Unternehmen begeben, und ich saß nun mitten in der finsteren Nacht mit dem Wagen voll Gepäck und den störrischen Pferden in einem unergründlichen Morast, der nebenher auch noch Straße zu sein schien, fest. Dazu ergab sich bald, daß der Kutscher kein Wort russisch verstand, auch am Bahnhofe gar nicht begriffen hatte, wohin ich gebracht werden wollte, sondern einfach darauf losgefahren war — der Fatalist, wie er leibte und lebte: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird er uns schon irgendwo hinbringen.“

Wenn ein Individuum, das zu einem der vielen fremdsprachigen, dem Szepter des Zaren unterworfenen Völkerschaften gehört, auch sonst gar kein Russisch kann, so ist doch die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es eine Auswahl kräftiger Schimpfwörter versteht, denn mit solchen pflegt der gemeine Mann sowohl im Verkehr mit Höhergestellten regalirt zu werden, als auch einander zu überschütten. Ich theilte also meinem Sarten mit erhobener Stimme mit, daß er ein Hund und ein Sohn einer Hündin und noch Einiges dergleichen sei. Er verstand augenscheinlich. Einige verzweifelte Anstrengungen mit den Leinen und den langen

spitzen Stiefelabsätzen des unglücklichen Kutschers bewogen dann endlich die Pferde wieder zum Anziehen und im Schritt ging es nun aufs Gerathewohl in der Dunkelheit weiter. Zuweilen tauchte zur Seite etwas wie eine Häusersilhouette auf, aber kein Ruf brachte einen Menschen heraus. Endlich ein Lichtschimmer! An der Straße steht ein Duchan, eine Art Kneipe, und sogar eine Laterne davor; die rothen Kattunvorhänge, das halberstickte Gekreisch im Innern und ein Paar schmutzige Frauenzimmer zweifelhafter Nationalität und höchst unzweifelhaften Charakters, die greinend in der Thüre erscheinen, lassen keinen Zweifel über den Charakter dieses Lokals. „Heda, wo ist der Wirth!“ Ein schwarzes Individuum erscheint und redet in irgend einer mir jedenfalls unverständlichen Sprache. Allmählich ergründe ich, daß der Mann ein Georgier oder wie die Russen sagen, ein Grusinier ist, der zum Glück etwas Russisch versteht; da er von seiner Heimat her Tatarisch kann, hat er sich aufgemacht, um hier in Buchara als Wirth eines schlechten Hauses Geld zu verdienen. Endlich verstehen wir uns so weit, daß er meine Wünsche begreift und dem Sarten in seiner Sprache (die tatarisch-türkischen Sprachen zeichnen sich meist durch sehr nahe Verwandtschaft aus) den Weg beschreibt. Jetzt begriff der Mann, was er sollte und auch in seine Pferde schien ein Geist der Erleuchtung gefahren zu sein; sie setzten sich in Trab und in fünf Minuten hielten wir vor dem „Hotel de l'Europe.“ Eines der vier vorhandenen Zimmer war noch frei und wurde mir für den billigen Preis von einem Rubel überlassen; zu

essen fand sich ein zufällig in der Gaststube auf dem Speisetisch liegengebliebener alter Zwieback und nach einstündigem Umherirren konnte ich mich endlich — der Leser wird sich denken können, in welcher Verfassung — zu Bett legen. Am folgenden Tage lernte ich übrigens die wirklich für asiatische Verhältnisse einzigartigen Vorzüge dieses Hotels schätzen. Der Wirth stammte aus den russischen Ostseeprovinzen; seine Frau war, glaube ich, eine nach Turkestan verschlagene Schweizerin. Sauberkeit und Präzision herrschten bei aller äußeren Primitivität, und sollte Jemand von meinen Lesern einmal nach Buchara kommen, so empfehle ich ihm hiermit meinem Versprechen gemäß auf das Wärmste das „europäische" Gasthaus des Herrn Schelinsky.

Am folgenden Tage war ich, wie fast überall auf meiner Reise, in der glücklichen Lage, alle Hotels entbehren zu können und private Gastfreundschaft zu genießen. Der Besitzer der Apotheke in Neu-Buchara, gleich allen Apothekern — ausnahmslos — im heiligen Rußland ein Deutscher (vor wenig Monaten war ihm eine junge Gattin aus Riga nach Zentral-Asien gefolgt), nahm sich meiner an und besorgte mir einen landes-, orts- und sprachenkundigen Tataren von Kasan als Dolmetscher und Führer in Alt-Buchara.

Wenn die Eingeborenen den Namen der Stadt Buchara aussprechen, so fügen sie häufig das Epitheton „al-scherif" hinzu. „Scherif" bedeutet einen frommen und gelehrten Mann; in Verbindung mit einem Ortsnamen den Sitz der Frömmigkeit und — natürlich theologisch-abhängigen — Gelehrsamkeit. Alle einhei-

mische Bildung im Morgenlande ist insofern Scholastik, als sie nur ein Anhängsel der Theologie ist, wie in Europa im Mittelalter. Noch heute kommen die muhammedanischen Theologen aus ganz Asien und selbst aus dem europäischen Rußland nach Buchara, um dort ihre „wissenschaftliche" Ausbildung zu erwerben und einen Grad zu erhalten, denn die Gelehrsamkeit der „edlen" Stadt steht seit vielen Jahrhunderten bei allen Moslims in keinem geringeren Rufe, als die Pariser Sorbonne zur Zeit der Blüthe bei den abendländischen Theologen. Der Unterricht der islamitischen Theologiestudenten erfolgt in den sog. Madrasseen. Eine Madrassee ist vorne immer zugleich Moschee; dahinter dehnt sich ein viereckiger Hof aus, den — meist in zwei Stockwerken übereinander — eine Reihe von Zellen und etwas größeren Räumlichkeiten umgiebt. Hier wohnen die „Studenten" und „Professoren". Jeder Studierende hat seine überaus dürftig ausgestattete Zelle für sich und lebt in ihr, solange er mag und kann — manche zwanzig, selbst dreißig Jahre lang, denn je länger ein künftiger Mullah studirt hat, um so höher steigt sein Ruf. Es giebt Stipendien und Legate an diesen Madrasseen, außerdem besitzen sie Einkünfte aus Feldern, Melonengärten, Karavansarais, Salinen u. dergl., wovon die Lehrer unterhalten werden; die Studirenden bekommen hier und da auch einen kleinen Beitrag aus irgend welchen Stiftungen; im Uebrigen leben sie meist von Geschenken der Gläubigen, von einem kleinen Kapital oder auch direkt von Almosen. Es soll immer noch mehrere Tausende von ihnen in Buchara geben und ein fort-

währender Strom hier ausgebildeter islamitischer Geistlicher fließt nach wie vor von diesem Hochsitz des Wissens über das ganze muhammedanische Asien. Man wird leicht einsehen, wie ungeheuer wichtig für Rußland unter diesen Umständen seine beherrschende Stellung in Buchara ist. Man denkt übrigens vorläufig nicht daran, das Emirat direkt zu annektiren — wie mir erzählt wurde deshalb, weil die Kosten, die das Land bei unmittelbarer russischer Verwaltung verursachen würde, sehr viel höhere wären, als jetzt, während doch alle thatsächlichen Vortheile des Besitzes, vor Allem die Einbeziehung in die russische Zollgrenze, auch bei dem jetzigen Vasallenverhältniß des Emirs vorhanden sind. Dieser Zustand der scheinbaren Autonomie Bucharas trägt natürlich viel dazu bei, daß sein geistliches Ansehen unter den Moslems erhalten bleibt, und so ist auch unter diesem Gesichtspunkt die Suzeränität für Rußland das Vortheilhaftere. Wie klug die Russen das Volk behandeln, geht aus einem Beispiel hervor, das mir mein Hotelwirth in Neu-Buchara erzählte. Dieser hatte früher sein Gasthaus in der alten Stadt gehabt, aber die Muhammedaner duldeten dort nicht den Verkauf von geistigen Getränken an die Gäste. Der russische diplomatische Agent ließ den Leuten ihren Willen und der Wirth mußte auswandern. Natürlich ist dafür gesorgt, daß in wichtigen Dingen nichts für Rußland Unangenehmes geschieht.

Der Unterricht in Asien wird in einer dem Europäer sehr sonderbar erscheinenden Weise betrieben, nämlich fast ganz ohne Zuhülfenahme von Lehrbüchern

oder Niederschrift des Gehörten. Die Zuhörer sitzen mit untergeschlagenen Beinen um den vortragenden Dozenten herum und prägen das Gehörte frei ihrem Gedächtniß ein. Diese bucharische Gelehrsamkeit entzieht sich der Kenntniß der Europäer fast vollständig. Einer der Wenigen, die etwas von ihr wissen, ist der sonst in seinem Urtheil über Rußlands Herrschaft in Zentralasien sehr befangene Vambéry, dem übrigens seine Verdienste um die Aufhellung der Geschichte von Transoxanien stets bleiben werden. Was die Schüler bei solch einem bucharischen Professor der Theologie lernen, müssen zum Theil seltsame Dinge sein: aus Buchara stammt z. B. das Fündlein, daß ein schlechter Mensch dadurch der Seligkeit gewiß werden kann, daß er sich auf Erden viele Schuldner schafft — bezahlen diese ihm nicht die geliehenen Summen, so hat jener im Himmel das Recht, sich alle guten Thaten zurechnen zu lassen, die seine Schuldner gethan haben.

Die Madrasseen hatte ich schon in Samarkand gesehen, das schönere Bauten hat als Buchara, aber freilich lange nicht für so fromm gilt. Ich durchwanderte daher mit meinem Tataren hauptsächlich den Bazar, den größten von ganz Mittelasien und in der That ein scheinbar endloses Labyrinth von meist gedeckten Gassen. Ich glaube trotzdem nicht, daß eine eingehende Schilderung des Bazars auf besonderes Interesse seitens der Leser Anspruch machen dürfte. Für den, der so Etwas zum ersten Male selber sieht, ist es sehr merkwürdig und lehrreich, aber in den äußeren Erscheinungen des Volkslebens, des Handels

und Wandels, der Städtebilder, des Ackerbaus, ist der Orient trotz aller Buntheit doch eine monotone Welt. Es ist selten und dann auch nur in geringem Grade ein Unterschied der Art, sondern gewöhnlich nur ein Mehr oder Minder, worin diese morgenländischen Städte und besonders die Bazare differiren. Wer einen gesehen hat, hat sie alle gesehen; wer eine Beschreibung einmal gelesen, dem bringen ein Dutzend weitere wenig Neues. In Buchara imponirt die Massenhaftigkeit des Verkehrs und — für orientalische Verhältnisse — der Anhäufung von Waaren; des öfteren sieht man auch ein wirklich originelles Bild. Das Wichtige ist, daß man überall russische Waaren trifft. Schrecklich ist das häufige Vorkommen des Aussatzes, aber auch andere Krankheiten der unangenehmsten Art zeitigt dieses Land. Speziell bucharisch ist die Reschta, ein Fadenwurm, dessen Keime in dem schlechten Trinkwasser der Stadt leben und der unter der Haut eine Länge bis zu einem halben Meter erreicht: auf dem Bazar in Buchara sieht man hin uud her die Leute bei einem Operateur sitzen, der das Herausziehen der Reschta berufsmäßig besorgt. Er macht einen kleinen Einschnitt in die Hant, dort wo eine gelbe Pustel den Kopf des Wurmes anzeigt, packt ihn, indem er ihn in die gespaltene Spitze eines Hölzchens klemmt, und wickelt dann das ganze Individuum äußerst kaltblütig wie den Löthstreifen einer Sardinenschachtel auf. Der Patient sieht der Operation ebenso gelassen zu und es ist nichts Seltenes, daß ein und derselbe Mensch sie einige Dutzend Male im Leben an

sich vollziehen läßt. Die Reschta ist auf die Eingeborenen beschränkt, die sich nicht viel aus der Sache machen; viel unangenehmer und auch die Europäer nicht verschonend ist eine andere Krankheit, die in ganz Turkestan und Transkaspien vorkommt, aber besonders in Aschabad eine wahre Plage bildet: die sogenannte Pendinka oder das Geschwür von Pendeh. Die Haut, besonders an Gesicht, Nacken, Händen und Unterarm, schwillt in unförmlichen, abschreckend gefärbten halbkugeligen Beulen auf, die von der Größe einer Erbse bis zu der einer halben Apfelsine wechseln und bis zu einem Jahre an der Stelle haften. Schmerzhaft sind diese Anschwellungen selten und meist vergehen sie auch spurlos, wie man sagt am sichersten dann, wenn nichts gegen sie geschieht, aber sie sehen schrecklich aus und machen z. B. aus einer Nase oder einem Ohr einen unförmlichen Klumpen. Selten bleibt ein Europäer, der längere Zeit in Aschabad verweilt, von der Pendinka frei. Mir hat es bis zuletzt große Ueberwindung gekostet, an einem Tisch — z. B. im Speisewagen — mit Leuten zu essen, die das Geschwür an den Händen hatten, aber in Transkaspien macht man wenig Aufhebens davon; Alle, auch die Damen, schicken sich in das Unvermeidliche.

Man wundert sich übrigens über die schlimmsten Hautkrankheiten nicht, wenn man die furchtbare Unreinlichkeit der Eingeborenen sieht, die auf dem Bazar nur zu deutlich hervortritt. Oft genug habe ich es zu sehen bekommen, wie ein Sarte gradezu flüssigen Schmutz von der Straße nahm und damit seine der Tageszeit ent-

sprechende religiöse „Waschung" vollzog. Zum Trinken giebt es im Bazar mehrere einfach in den von allem möglichen Unrath durchtränkten Boden eingegrabene Bassins, in die aus einem Arm des Sareffschan von Zeit zu Zeit Wasser hineingelassen wird; daraus saufen und holen Wasser Ochs, Eselein und Mensch solange, bis der Teich leer ist. Dann wird er wieder gefüllt und „frisch angestochen," ohne daß man den Schlamm erst herausholt.

Trostlos ist das Schicksal der Frauen in Buchara, und gerade das Uebermaß von Menschenunwürdigkeit, in dem die unglücklichen Geschöpfe dort gehalten werden, begründet mit den Ruf der großen Frömmigkeit von „Buchara — al scherif." Daß dabei die Sittlichkeit so tief wie möglich steht, verträgt sich sehr gut mit dem „scherif." In keiner muhammedanischen Stadt sollen abscheuliche Laster so im Schwange gehen, wie in Buchara, und die „Batschis" — Knaben von 14—17 Jahren, — sind für Jedermann kenntliche typische Figuren in den Straßen und auf dem Bazar der Stadt. Einen kleinen Vorfall, der für die Behandlung der Frauen typisch ist, erlebte ich beim Aufbruch von Buchara auf dem Bahnhofe. Ich schaute aus dem Waggonfenster auf die bunte Menschenmenge hin und sah, wie ein dicker, starker Sarte sein vollkommen eingehülltes Weib, das den üblichen schwarzen Roßhaarschleier vor dem Gesicht trug, an einer Schnur hinter sich her zog, denn die langen Aermel des unglücklichen Wesens waren auf dem Rücken mit den Enden in einander verknotet. Da begegnete

dem Sarten ein guter Freund, er begrüßt ihn, fängt an zu reden — als ihm sein Weib einfällt. Ohne Umstände nahm er die Frau, zerrte sie an der Schnur an die Wand des Bahnhofes, drehte sich mit dem Gesicht zur Mauer: ein Druck auf beide Schultern ließ sie in eine kauernde Stellung zusammensinken und den gesenkten Kopf an die Steine stützen, dann drehte sich mein Sarte beruhigt um, wickelte sich den Strick mehrmals um die Hand und redete dann eine Weile, bis er fertig war. Dann gab ein Ruck der Frau das Zeichen aufzustehen und weiterschreitend hinter ihrem sie führenden Gebieter herzutappen. Diese eine Szene mag für ein ganzes Kapitel genügen: was ich über die Frauenfrage im russischen Asien erfahren und was ich gesehen habe, genügte, um das Urtheil aller ernsthaften Kenner des Orients von Herzen nachzusprechen: ohne Aenderung in der Stellung des Weibes ist und bleibt der Islam ein Hemmniß aller Kultur.

Mit diesem Eindruck nahm ich Abschied von Buchara und bestieg den Zug, der mich gerade zur Feier des Osterfestes nach dem russischen Merw führen sollte.

In Bairam-Ali, der letzten Station vor Merw, wurden mehrere Waggons bereit gehalten, denn eine große Menge Menschen wollte mit dem Zuge nach der Stadt hinüber, um dort in der Kirche die Osternacht zu begehen. Alles, was nur irgend kann, läßt es sich nicht nehmen, den Höhepunkt des nationalsten aller russischen Kirchenfeste in der Weise zu feiern, wie es in der alten Heimath geschieht — vom Pontus bis zum Eismeer, vom Kaukasus bis zur Newa. Noch ist Nie-

mand von den Erwachsenen hier in Asien geboren; Jeder bewahrt in seiner Erinnerung ein Bild des heimathlichen Gotteshauses in Rußland mit dem Lichterglanz und der dichtgedrängten Ostergemeinde: der Eine vielleicht die prunkvollen marmorbekleideten Wände des Isaaks-Domes, ein Anderer die steifen byzantinischen Fresken der Himmelfahrtskathedrale im Kreml zu Moskau, der dritte das schmucklose Holzkirchlein im nordischen Fichtenwalde und wo sonst ein Jeder das Fest der Auferstehung früher gefeiert haben mochte — aber wenn es einen Augenblick im Leben des Russen giebt, wo seine so wenig an der Scholle hängende, wanderbereite, nomadenartige Natur etwas wie ein engeres Heimathsgefühl spüren mag, so ist es zu Ostern.

Ich stand allein an einem offenen Fenster und sah der scheidenden Sonne nach, während der Zug durch das Fruchtland der Oase von Merw fuhr. Rothgelb versank der Feuerball in einer grauvioletten schweren Dunstschicht, die am Horizont aus der Wüste empor sich zusammenbraute; wie der Glanz von glühendem Metall, wie der Schein einer Feuersbrunst fiel es auf die großen dicken Blätter der Pappeln, die auf dem bewässerten Boden an der Bahnlinie wuchsen und regungslos ihre Kronen emporstreckten. Kein Lufthauch wehte, aber man merkte, wie die feuchte, erfrischende Kühle am Erdboden sich gleichsam zum Aufsteigen bereitete, um die Luft zu erfüllen, sobald der obere Rand des scharf umrissenen, nun blutroth glühenden Kreises unter den Horizont getaucht war. Die leichten Federwölkchen in der Höhe färbten sich

rosig und ein schwerer grauer Streifen im Norden ward dunkler und dunkler, seine zerrissenen Ausläufer schienen zu Fängen und Mäulern an langen Hälsen zu werden, die in das Lichtmeer, das von Westen ausging, hineingriffen und schnappten: jetzt war es schon keine Wolke mehr, sondern Adschi-Dahaka, der alte Drache aus dem Avesta, der geflogen kam, Firdusis Sohak, dem das gierige Schlangenpaar vom Kusse Iblis-Ahrimans aus beiden Schultern wuchs, täglich das Hirn zweier Kinder Irans aus deren abgeschlagenen Schädeln fressend. Drei Köpfe, drei Rachen, sechs Augen und tausend Kräfte hatte Adschi-Dahaka, Fieber und Krankheit spie der Drache aus den Wolken, bis Feridun, der Herr der Welt, den Wüthenden überwand und unter den Feuerberg Demavend im Elburs warf.

Keine Feder vermag die brennende Gluth zu beschreiben, mit der die Sonne unterging. Mithra, der Gewaltige verschwand in der Lohe und ging zur Ruhe ein, der „weitflurige, wahrredende, weise, tausendohrige, wohlgebildete, zehntausendäugige, rosselenkende“ Held. „Ihm hat der Schöpfer Auramazda eine Wohnung bereitet über dem Götterberg, wo nicht Nacht ist, nicht Finsterniß, nicht kalter Wind und nicht heißer, nicht vieltodte Fäulniß. Von dort beschaut der Heilbringende den ganzen Sitz der Arier, wo rosselenkende Herrscher treffliche Schaaren regieren, wo hohe, wasserreiche, weidenreiche Berge dem Rinde Nahrung geben, wo tiefe, breitfluthige Seen liegen, wo breite Gewässer mit Schwall hervorbrechen, auf Iskata und Puruta, auf Muru (Merw), Haraiva (Herat) und Gao, auf Çughdhu

(Samarkand) und Hvairiza (Chiwa).“ Es war das Land dieses Avestahymnus, wo jetzt das Dampfroß hindurchjagte, das Merw, von dem im Vendidad der Herr des Lichts zu Zarathustra spricht: „Den dritten und besten der Orte und Plätze schuf ich, der ich Auramazda bin, Muru, das hehre, heilige.“ So groß und schön war Aumarazdas Werk, als er das Land Merw geschaffen hatte, daß Ahriman, der böse Feind, als Gegenstück dazu die Menschen von Stund an lehrte, böse Nachreden gegen einander zu führen, denn bis dahin hatte das Niemand verstanden. — Nun war die Sonne fort. Hinabgefahren war „der Länderherr Mithra, dessen Antlitz strahlt, wie der Stern Tijstra (Sirius), am rechten Ende dieser Erde vom glänzenden Göttersitz, mit goldenem Helm und silbernem Panzer, mit scharfer Lanze von langem Schafte, mit schwingenden Pfeilen versehen, auf schönem Wagen mit goldenem Rade und silbernen Speichen; vier weiße Rosse, angespannt an die aufwärts gekrümmte Deichsel; eine Keule in der Hand mit hundert Buckeln, mit hundert Schneiden, vorwuchtig, Männer niederschmetternd; am Griff, dem mächtigen, goldenen, mit Erz beschlagen, die kräftigste der Waffen, die siegreichste der Waffen.“

Noch eine kurze Weile glühte es roth und purpurn im Westen, dann wurde der Himmel dunkel, die phantastischen Konturen der Wolkengebilde verschwammen in Dunst und Finsterniß und von dem grandiosen, glühenden Feuerhymnus des Sonnenunterganges war über ein Kleines nichts übrig, als noch eine Viertelstunde vielleicht ein hellerer Schein am Himmel; dann kam die

Nacht. Kaum kann man es Dämmerung nennen, das kurze Ineinanderfließen von Licht und Dunkelheit in diesen Breiten, wo das steile Hinabgleiten des Tagesgestirns und die trockene, reine Luft der Wüste es nicht zu dem langsamen Abschiednehmen des Lichts kommen lassen, das in nördlicheren Gegenden eine so große Rolle für unsere Naturempfindung spielt. Wenn am baltischen Meere noch der Schein des Abendroths auf den Wellenkämmen liegt und aus dem blassen Blau des Himmels langsam ein schwaches Lichtpünktchen nach dem andern hervortritt, dann funkelt über den Wüsten Turans auf nachtschwarzem Grunde der Sternenhimmel schon in seinem vollen Glanze, so leuchtend, wie nie im Norden. Der Orientale kennt keine Dämmerungspoesie; er preist die leuchtende Sonne des Tages und das Sternenheer der Nacht, aber die Stunde ist ihm fremd, wo nach Sonnenuntergang die arbeitende Hand in den Schooß sinkt und der Geist sich dem reinen Gefühl der Muße, dem Auskosten des Ruheempfindens hingiebt, bis es wirklich dunkel geworden ist und die Lampe in der Werkstatt und Studirstube brennt.

Volle Dunkelheit lag über der Gegend als der Zug Merw erreichte. Noch war es einige Stunden hin bis zum Beginn des Gottesdienstes; sie waren leiblicher Erholung und Stärkung gewidmet, denn die Messe mit Allem, was sich daranschließt, dauert mehrere Stunden. Um halb zwölf Uhr trat ich hinaus. Durch alle Straßen bewegen sich die Menschen konzentrisch auf einen Punkt hin: die Kirche. Man braucht nur diesem Zuge zu folgen, um seinen Weg durch die überaus spärlich er-

hellte Stadt zum gemeinsamen Ziele hin zu finden. Die Eisenbahnbrücke über den Merw durchfließenden Murghab dient auch dem Fußgängerverkehr; wer hier über das eiserne Geländer in das dunkle breite Wasser sah, in dem die Sterne sich spiegelten, mochte schwer daran glauben, daß wenige Meilen unterhalb die Wüste alles Wasser verschluckt, das die Bewässerung bis dahin übrig gelassen hat. Allmählich, je näher der Kirche, desto dichter wird das Gewimmel der eilenden Menschen; Offiziere aller Grade in Paradeuniform, mit unglaublichen Mengen von Orden, große Truppenmassen (Merw ist eine bedeutende Garnison), Kosaken in ihrer asiatischen Gala mit silbernen Dolchscheiden, silbernen Säbelknäufen, silberbeschlagene Patronenhülsen auf der Brust, in scharlachrothem Beschmet und gleichen Aufschlägen, die schwarze Pelzmütze auf dem Kopfe, Damen in hellen luxuriösen Toiletten, viele mit dem Kneifer auf der Nase, um den Kopf ein durchscheinendes Tuch von weißer bucharischer Seide geschlungen; die Männer in den großen tellerförmigen Uniformsmützen der russischen Beamten — hier im Süden ist diese Kopfbedeckung weiß und hat einen besonders breiten überstehenden Rand gegen die Sonnenstrahlen: man sieht, Merw hat noch eine sehr geringe russische Zivilbevölkerung, die gegen das Militär und die, gleichfalls uniformirten, Beamten sehr zurücktritt. Was nicht Uniform trägt, ist Händler, Dienstbote, Agent einer großen Firma, hin und her vielleicht ein Reisender, der in der heiligen Nacht nicht unterwegs bleiben will und die Feier hier mitmacht. Das Alles schiebt sich schweigend, flüsternd

durch die weitgeöffneten Thüren in die schwach erleuchtete, hölzerne Kirche. Die meisten, vor Allem die Untermilitärs, müssen draußen bleiben, weil drinnen für die Tausende nicht Raum ist, obwohl die Menschenmenge sich eng und immer enger preßt. Ein verhaltenes Summen geht durch den großen Raum; die erstickende Schwüle wird nur wenig durch den von außen hereinwehenden Luftzug gemäßigt: ist es doch wie eine warme deutsche Mittsommernacht unter dem sternenbesäeten Himmel zu Ostern hier in Turan, unter der Breite von Tunis und Damaskus.

An der Thüre sitzt hinter einem breiten Tisch ein junger Mann mit großen Haufen von Wachslichtern in allen Größen vor sich, von den kleinen dünnen Stengeln, die nur drei Kopeken (sechs Pfennige) kosten, bis zu den dicken, schweren, mehrpfündigen Kerzen, die zwei, drei und mehr Rubel kosten (ein Rubel = 2,16 Mark) und von den hohen Offizieren und Beamten gekauft werden. Jeder Eintretende legte ein Geldstück zu einer Kerze auf den Tisch und erhielt von dem jungen Manne die dem geopferten Betrage entsprechende Größenklasse eingehändigt; um in der rechtgläubigen Gemeinde nicht aufzufallen, versorgte auch ich mich mit einem Lichtlein von dem Preise entsprechenden mäßigen Dimensionen und trat still in die Reihen der im Dämmerlicht der Messe entgegenharrenden Gemeinde. Kurz vor zwölf Uhr begann der Gesang der Geistlichen, um bald unter einfallendem Glockengeläut stärker und intensiver sich zu erheben, häufig von eifrigem Kreuzschlagen und sich Zurerdeneigen der versammelten Männer und Frauen begleitet.

Wer nur des Russischen, nicht auch der altslavischen Kirchensprache kundig ist, versteht wenig von der reichen Liturgie und erhält einen monotonen Eindruck von dem ganzen Gottesdienst, der alsdann um so ermüdender wirkt, weil die ganze Gemeinde steht. Nicht einmal für alte und schwächliche Personen ist in den meisten Kirchen Gelegenheit zum Sitzen vorhanden. Allmählich beginnt sich die Kirche zu erhellen; Einer nach dem Andern steckt sein Licht an dem bereits brennenden des Nachbars an und bei dem sich Hinundherwenden der vielen Menschen geht es von der Stelle aus, wo die ersten Lichter aufflammten, wie eine langsam fortschreitende Wellenbewegung nach allen Seiten hin durch den Raum. Wohl eine Viertelstunde dauert es, bis alle Kerzen brennen: das Osterwunder hat die von Herz zu Herzen sich fortpflanzende Christenliebe der Brüder unter einander neu entzündet — ein Meer von Flämmchen erfüllt die ganze Kirche bis an die hohe Bilderwand, die das Allerheiligste von der Gemeinde trennt, und nun naht der Höhepunkt des Gottesdienstes. Die durchbrochenen Flügelthüren des Ikonostas, hinter dem der Hochaltar verborgen steht, öffnen sich weit, die Menge drängt und theilt sich rechts und links auseinander, daß eine Gasse vom Altar bis zum Ausgang ins Freie entsteht und durch sie schreitet die Spitze der Prozession, zu der sich nun die ganze Gemeinde ordnet, zur Hauptthüre hinaus: Die Priester mit Rauchfässern und dem vergoldeten, dreiarmigen Leuchter, auf dem duftende Kerzen brennen, die Kirchenvorsteher mit dem schwer in Silber gebundenen Evangelium, die Chorsänger und

Kirchendiener mit metallenen und seidenen goldgestickten Prozessionsfahnen, Heiligenbildern und großen Wachslichtern. Dahinter folgt die Gemeinde, Jeder seine brennende Kerze in der Hand, und langsam, unter feierlich getragenem Gesang, bewegt sich der Zug mehrmals durch die milde, weiche, strahlende Sternennacht um das Gotteshaus herum.

Da draußen erwartete uns ein den Russen vertrautes, den, der es zum ersten Male sieht, seltsam anmuthendes Schauspiel: Rund um die Kirche waren theils auf weißgedeckten Tischen, theils auf Tüchern, die man über den Rasen gebreitet hatte, viele Hunderte von Osterbroden aufgestellt: ein hohes, bienenkorbähnliches Gebäck, oben mit mehreren brennenden Lichtern besteckt, mit Rosen aus gefärbtem Zuckerkand und allerlei Konfekt dekorirt. So regungslos still war die Luft, daß keins von den zahllosen Lichtern im Freien flackerte. Hinter den Tischen, bei jedem Brode, stand der Besitzer oder die Besitzerin, manchmal auch die gesammte Familie, daneben waren Aepfel, Nüsse, Bretzeln u. dgl. in Menge aufgebaut. All das harrte auf die Prozession, um mit einem großen, eifrig vom Klerus gehandhabten Weihwasserwedel eingesegnet zu werden — zum Sinnbild der täglichen Nahrung fürs kommende Jahr bis zum nächsten Ostern; bis dahin wird immer ein Stückchen von dem gesegneten Brode aufgehoben. Langsam bewegte sich der Zug um die Kirche. Die gehaltene feierliche Stimmung, die da drinnen geherrscht hatte, war im Freien bald verflogen; die Einherschreitenden gruppirten sich ganz zwanglos und um

die jungen und jüngeren Damen bildete sich bald eine zahlreiche männliche Korona. In diesen neuen Besitzungen Rußlands im Innern von Asien ist das weibliche Element wenig zahlreich und daher sehr begehrt. Meist werden die Beamtenstellungen, wenigstens die mittleren, von verhältnißmäßig sehr jungen, unverheiratheten Leuten eingenommen, die wegen des hohen Gehaltes, der Aussichten auf rasche Karriere und Auszeichnung im Dienst, nach Transkaspien und Turkestan gehen, aber nicht im Sinne haben, dauernd im Lande zu bleiben. Dazu kommen viele Kommandirungen auf kürzere Zeit und die Abneigung der russischen Damen gegen die in Bezug auf Vergnügungen sehr rudimentären Zustände in Asien. Aus alledem ergiebt sich ein starkes Ueberwiegen der jungen Männerwelt, was mitunter zu gesellschaftlich recht skandalösen Zuständen führt. Es giebt eine junge Städtegründung in Turkestan, wo es dazu gekommen ist, daß aus leicht zu errathenden Gründen überhaupt kein geselliger Verkehr gepflegt wird — indeß, ich möchte das Thema lieber abbrechen. Das Flirten in der Osterprozession war einer der unangenehmsten Eindrücke, die ich von der Reise mit hinwegnahm. Kolonialgebiete sind nun einmal kein Nährboden der guten Sitte.

Ich schritt eine Weile im Zuge mit, stellte mich dann abseits unter die Menge der blos zuschauenden Theilnehmer und betrachtete, mein brennendes Licht wie alle Uebrigen in der Hand haltend, das eigenthümliche Bild. Allmählich strömte wieder Alles, den Geistlichen folgend, in die Kirche zurück und die reiche Liturgie nahm ihren Fortgang. „Christus ist von den

Todten auferstanden und hat den Tod durch den Tod überwunden und denen im Grabe das Leben gebracht!" „Vor deinem Kreuze beugen wir uns, Christe, und deine heilige Auferstehung singen nnd preisen wir, denn du bist unser Gott. Außer dir kennen wir keinen andern und deinen Namen rufen wir an. Kommt alle, ihr Gläubigen, laßt uns verehren die Auferstehung Christi." „Die du geehrter bist als die Cherubim und viel herrlicher als die Seraphim, die du unversehrt Gott, das Wort, gebarst, du in Wahrheit Gottesgebärerin, dich preisen wir hoch!" „O du geheiligte, göttliche Wohnung des Höchsten, freue dich! Durch dich, o Mutter Gottes ist die Freude uns geworden, darum rufen wir zu dir! Gesegnet bist du unter den Frauen, du über Alles fleckenlose Herrin." Vielmals tönen der Ruf des mit dem erhobenen Kreuze das Volk segnenden Priesters und die Antwort der Gemeinde zusammen: der langgezogen ausklingende Gesang des „Christus ist auferstanden" vom Altare her und das vielstimmige dumpfe Gemurmel der Bestätigung unter dem Volke: „Er ist wahrhaftig auferstanden!" Wer der Liturgie mit Verständniß folgen kann, wird ihre Schönheit und Erhabenheit empfinden, aber selbst bei diesem Höhepunkt des russischen Kultus fällt die innere Unberührtheit, die Abwesenheit jeglichen Verständnisses der Gemeinde für den geistigen Inhalt der Gesänge und Lektionen merkwürdig auf. Viel trägt natürlich die dem Volke nur zum geringsten Theil verständliche Kirchensprache dazu bei, aber der innerste Grund ist ein anderer. Die ganze Liturgie bewegt sich in so übersinnlicher Fassung, ist so mystisch, abstrakt dogmatisch

gehalten, daß ein Laie sie im Grunde nicht verstehen kann. Daß die Personen der heiligen Geschichte einmal als Menschen über die Erde gegangen sind und als Menschen empfunden haben, dafür fehlt der griechischen Kirche das Interesse. Die morgenländische Christenheit kennt in ihrem Gottesdienst nichts, das sich für unser Empfinden an Einfachheit und Wirksamkeit mit jener ergreifenden Franziskanersequenz über Maria unter dem Kreuz vergleichen ließe:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa
Dum pendebat filius;
Cuius animam gementem,
Contristantem ac dolentem
Pertransivit gladius!

Weihrauchwolken und der Duft der brennenden Wachskerzen erfüllten die Kirche, schwebten außen um das Haus und durch die geöffneten Thüren und Fenster zu den Sternen empor. Noch immer harrte die Menge draußen geduldig hinter ihren Broden auf das Ende des Gottesdienstes, aber drinnen wurde es jetzt so erstickend schwül und heiß, daß ein zunehmendes Gedränge nach den Thüren entstand. Von den Damen waren manche nach mehr als zweistündigem Stehen der Ohnmacht nahe, und nach dem langen Kirchengebet für das kaiserliche Haus, das ganze „christusliebende“ Kriegsheer und den „heiligen“ regierenden Senat begann die Kirche sich zu leeren — Jedermann eilte jetzt den Freuden des gedeckten Tisches zu, um nach der langen Fastenzeit noch in der Nacht sich von Herzen gütlich zu thun.

Fünftes Kapitel.

Antiochia Margiana — Bairam-Ali.

An keinem Orte innerhalb des russischen Turan liegen die Zeugnisse der blühenden Vergangenheit im Alterthum, des trostlosen Verfalls in den Jahrhunderten seit Dschingis-Chan, der unter Schwierigkeiten sich emporarbeitenden Gegenwart, so bei einander, wie in der Oase Merw.

Als die Turkmenen von Merw 1884 durch die Geschicklichkeit Alichanows, eines Muhammedaners, der es in der russischen Armee bis zum General gebracht und eine bedeutende Rolle in der zentralasiatischen Politik des Zarenreichs gespielt hat, zum freiwilligen Anschluß an Rußland gebracht waren, lernte man die Ruinen des alten Merw und die Ueberbleibsel der Dammbauten am Murghab genauer kennen. Die Folge war, daß alsbald das Departement der kaiserlichen Apanagen in St. Petersburg die größtentheils herrenlosen Ländereien oberhalb der Turkmenenstadt Merw auf beiden Seiten des Flusses zugewiesen erhielt — in der Absicht, die alten Bewässerungsanlagen wiederher-

zustellen und so ohne Benachtheiligung bestehender Rechte der Eingeborenen ein ertragreiches „Kaisergut“ zu schaffen. (Diese „Kaisergüter“, Apanagen, russisch „udjely“ genannt, sind Besitzungen, welche dem kaiserlichen Gesammthause gehören und von deren Ertrag ein großer Theil der Dotationen für die Großfürsten bestritten wird; es sind Landgüter, Waldungen, Weinberge, Bergwerke, Plantagen u. a.) Man versprach sich außerordentlich viel von der Wiederherstellung des alten Systems von Dämmen und Kanälen, und der Ingenieur, dem die Ausführung der Arbeiten übertragen war, machte 1886 eine Berechnung, wonach im Gebiet der Oase von Merw über 600000 Hektar = 6000 Quadratkilometer, also eine Fläche von der Größe Oldenburgs, zu gewinnen seien. Diese Schätzung stellte sich allerdings bald als viel zu hoch gegriffen heraus, aber sie wurde die Veranlassung zu Anfangs sehr hoch fliegenden Erwartungen und dem Entschluß, bedeutende Summen auf die als nothwendig erkannten Wasserbauten zu verwenden. Vor allen Dingen handelte es sich um die Wiederherstellung des berühmten Dammes Sultan-Bend, 70 Kilometer oberhalb des alten Merw, von dessen Funktioniren das Leben der Oase als Ernährerin von Hunderttausenden einst abhing. Der Sultan-Bend galt, solange er existirte, als eins der wunderbarsten und segensreichsten Werke im Orient; für seinen Erbauer hielt man Sultan Sandschar († 1162), aber es ist keine Frage, daß, solange an der Stelle der Ruinen von Merw eine Stadt existirt und die Oase kultivirt wird — also seit den Zeiten, von denen die ältesten Sprüche

des Avesta reden — ein großes Bauwerk am Murghab die Bewässerung des Landes regulirt haben muß, da ohne das kein Anbau in größerem Maßstabe möglich ist.

Mukadassi, ein arabischer Reisender des 10. Jahrhunderts, schildert das wunderbare Bauwerk des Murghabdammes, der damals vielleicht etwas weiter stromab lag, und erzählt, daß 10000 Arbeiter, darunter 400 Taucher, auf den Wink des Beamten bereit ständen, dem die Sorge für den Damm und die Kanäle obliegt, und daß dieser Mann selbst einen höheren Rang habe, als der Befehlshaber der Leibwache des Herrschers. Es ist bewundernswerth, wie man ohne die Hülfsmittel der modernen Technik in früheren Zeiten der Aufgabe Herr geworden ist, den Strom dauernd zu bezwingen. Allerdings ist der Sultan-Bend Jahrhunderte lang zerstört gewesen und auch während seines Bestehens öfters gebrochen; einmal hat er sogar drei Jahre lang den Versuchen zur Wiederherstellung getrotzt und Merw gerieth dadurch an den Rand des Verderbens, so daß die Bewohner schon zur Auswanderung entschlossen waren, aber die Aufgabe der Bewässerung alles brauchbaren Landes ist doch in der Hauptsache immer von den Einheimischen gelöst worden — bis zur Zerstörung des Dammes durch die Bucharen und die Besiedlung der Oase mit dem turkmenischen Raubvolk, vor etwa hundert Jahren. Den russischen Ingenieuren ist es hingegen bisher nicht gelungen, den Sultan-Bend wiederherzustellen; die Versuche endigten, nachdem mehrere Millionen Rubel aufgewendet waren, mit einem großen Mißerfolg. Im Herbst 1890 durchbrach der

Murghab beim ersten Versuch, die neuen Bauten funktioniren zu lassen, den Damm, und jetzt hat sich die kaiserliche Gutsverwaltung genöthigt gesehen, vorläufig einen sehr viel kleineren Theil des alten Oasengebietes unter Kultur zu nehmen, um überhaupt einmal einen Anfang zu machen; zu dem Zweck hat man bedeutend unterhalb des alten Sultan-Bend Dammbauten und Reservoire angelegt, die im vorigen und in diesem Jahre bereits in Thätigkeit gewesen sind, aber von einer Verzinsung des aufgewandten Kapitals (bisher ca. zwölf Millionen Mark) kann solange nicht die Rede sein, als der Sultan-Bend oder ein ihm gleichwerthiger Bau oberhalb der jetzigen Anlagen nicht existirt. Immerhin kann das Kaisergut für ganz Transkaspien und Turkestan als Musteranlage eine sehr große Bedeutung erhalten; daß es selbst sich in absehbarer Zeit nicht rentiren wird, liegt nur an dem enormen durch den Dammbruch am Sultan-Bend nutzlos ins Wasser geworfenen Kapital (wie man mir an Ort und Stelle erzählte ca. 6 Millionen Mark). Woher die großen Kosten entstehen, wird man daraus entnehmen können, daß man die Verblendsteine aus Samarkand bringen mußte (600 Kilometer), das Holz aus Astrachan an der Wolga, den Cement aus Noworossiisk am Schwarzen Meer, das Eisen aus Südrußland und den Kalk aus Aschabad (350 Kilometer). Als Arbeiter sind die Turkmenen, welche gegenwärtig Merw bewohnen, so gut wie unbrauchbar; man mußte die fleißigen, intelligenten und an den Wasserbau gewöhnten Sarten von den Ufern

des Oxus und Sareffchan gegen verhältnißmäßig hohen Lohn anwerben und Jahre lang an Ort und Stelle verpflegen. Die Murghabgegend selbst liefert nichts, als Thonschlamm und einiges Reisig zu Faschinen.

Meiner Ansicht nach kann die Merwsche Oase nur dann endgültig wieder zur alten Blüthe gebracht werden, wenn man die seit hundert Jahren eingedrungenen Turkmenen auf irgend eine Weise ganz entfernt — etwa durch Transportation nach Chiwa — und wiederum, sei es aus Persien, aus Afghanistan, aus Buchara oder dem Gebiet jenseits und um Samarkand, Ansiedler iranischen Stammes heranzieht — eine Aufgabe, die allerdings mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Ich war in der Lage, auf meinen Osterbesuch in Merw auch die Ruinen der alten Stadt und das Kaisergut am Murghab zu besuchen und muß um so mehr für die große Liebenswürdigkeit dankbar sein, mit der ich von den Beamten des Gutes aufgenommen und informirt worden bin, als es an dem höchsten russischen Fest war, dem alles Interesse in nicht geringerem Maße gehört, als in Deutschland der Weihnachtszeit. Auf der Eisenbahnstation Bairam-Ali traf ich mit dem Gehilfen des Hauptverwalters alles kaiserlichen Landes in der Oase von Merw zusammen. Der Chef selber war in Petersburg und an der Person seines Gehilfen, meines liebenswürdigen Wirths, lernte ich wieder von Neuem das Geschick bewundern, mit dem die Russen den Asiaten gegenüber verfahren. Als wir uns begrüßten, sah ich mich einer kolossalen Ge-

stalt in „asiatischer“*) Uniform gegenüber, mit einer thurmhohen schneeweißen Lammfellmütze, krummem Säbel und einem tief gebräunten Gesicht, das von der unzweifelhaftesten Entschlossenheit zeugte. Der Herr war ein Armenier, aller Sprachen mächtig, die in den asiatischen Besitzungen Rußlands in Betracht kommen, und ich habe nachher noch Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie er mit den Turkmenen umzugehen verstand, indem er ihnen imponirte und doch auf ihre Angelegenheiten in der Weise einging, wie sie es gewohnt sind. Es ist eine Aeußerlichkeit, aber keine gleichgültige, wie der Mann aussieht, der Autorität unter den Orientalen ausüben soll, und wie er in der Lage ist, mit ihnen zu verkehren. Man stelle sich einen blonden Offizier im europäischen Ueberrock, durch einen Dolmetscher mit den Leuten verhandelnd vor, dazu etwa von mittelmäßiger Statur und gar mit jener „Schneidigkeit“ begabt, die nirgends unangebrachter wäre als hier, wo nur durch mit der nöthigen Festigkeit gepaarte, große Geduld so mit den Leuten auszukommen ist, daß sie nicht das Vertrauen verlieren und aufsässig werden — und man wird auch bei dieser Gelegeuheit das spezifisch-russische Talent würdigen, über Asiaten zu herrschen.

Es war Abends spät, als ich in Bairam-Ali

*) „Asiatische“ Uniform nennt man in Rußland die von den Tscherkessen entlehnte militärische Tracht, die aus einem sehr langen Rock mit Patronenhülsen auf der Brust, farbigem Unterkleid, das auf der Brust und an den Handgelenken sichtbar wird, Pelzmütze und einem eigenthümlichen Säbel besteht.

ankam, das am äußersten Rande des Fruchtlandes der Oase liegt. Am Bahnhof erwartete mich eine Equipage; in der Dunkelheit hörte ich die Pappelbäume der Allee zu beiden Seiten rauschen und die Sterne spiegelten sich im Wasser eines Kanals neben der Chaussee. So köstlich erquickend war die Luft, daß es mir leid that, als der kurze Galopp der Pferde mich in wenigen Minuten vor die Thüre meines Quartiers brachte. Dann kam ein kurzes Abendbrod und dann ein langer Schlaf und dann — ein unvergeßlicher Tag!

Früh Morgens hielt das Dreigespann vor der Thür, ein russischer Kutscher auf dem Bock und ein Unteroffizier der turkmenischen Miliz zu Pferde neben dem Wagen, um auf der Fahrt durch die Ruinen von Alt-Merw zugleich als standesgemäßer Vorreiter und als Führer zu dienen. Ich habe manches Tausend Kilometer zu Wagen zurückgelegt, auf allerlei Straßen und mit Pferden jeglicher Qualität, halte es aber kaum für möglich, daß ein Kutscher noch schneller fahren kann, als meiner an jenem Morgen auf dem Wege nach den Ruinen von Merw. Die eilige Fahrt dauerte übrigens nicht lange, dann mußte die Schnelligkeit vermindert werden, damit nicht der Wagen in Stücke ging, denn je näher wir den Trümmern kamen, desto unebener wurde der Weg; die Chaussee hatte aufgehört; rund umher begann der Boden sich mit Backsteintrümmern zu bedecken, die alsbald auch auf dem Wege immer dichter zu liegen kamen; die Bäume und Sträucher hörten auf. Da stieg in dem flimmernden

hellen Sonnenschein, der zum Glück noch nicht seine volle Kraft besaß, eine lange, graue Mauerlinie mit Bastionen und Thürmen vor mir auf, ein tiefer breiter Graben davor, in den meine Troika die steile Böschung hinabsauste — im nächsten Moment arbeiteten sich die Pferde an der gegenüberliegenden Seite in die Höhe, ich fuhr unter einem hohen Thorbogen durch und nun lag vor mir ein weites Trümmerfeld, von einer langen, rechteckigen gezackten Mauerflucht eingeschlossen: Bairam-Ali Chan-Kalah, die einstige persische Festung Merw, erst seit einem Jahrhundert verödet.

Innerhalb der gesammten von Trümmern bedeckten Fläche nehmen die Ueberbleibsel dieser jüngsten Gründung auf dem Boden von Alt-Merw nur einen geringen Raum ein. Als Ganzes genommen sind die Ruinen von Merw ein Feld des Todes von gewaltiger Größe: sie bedecken eine Fläche von über 100 Quadratkilometern, d. h. mehr, als Berlin einnimmt. Allerdings ist nicht dieser große Raum gleichzeitig bebaut und bewohnt gewesen, vielmehr sind in späterer Zeit große Anlagen und Fortifikationen neu errichtet worden, während ältere Theile verlassen und verfallen dalagen, oder aber doch nicht mehr mit in die Befestigungen einbezogen worden sind. Gegenwärtig treten innerhalb der unübersehbaren Ruinenfelder mehrere Umwallungen von verschiedenem Umfange hervor, die wie Inseln in dem Meer von Trümmern liegen und mit ziemlicher Sicherheit jeweilig den befestigten Kern der Stadt gebildet haben, um den herum die allmählich in das gartenartig angebaute

Oasengebiet übergehenden offenen Vorstädte gelegen haben. Wenigstens wissen wir, daß Samarkand zur Zeit Timurs so gebaut war, und auch dieselbe Beobachtung wie dort, läßt sich hier machen, daß die Ruinen der alten Stadt (dort des alten Marakanda-Afrasiab) von den Späteren als Begräbnißstätte gebraucht worden sind, denn auf der Stätte des muthmaßlich ältesten Merw hat zeitweilig ein muhammedanischer Friedhof bestanden. Im Allgemeinen kann man voraussetzen, daß je besser erhalten die Trümmer sind, desto geringer ihr Alter ist, und dementsprechend macht das jüngste, das persische Merw doch am ehesten den Eindruck einer wirklichen Ruinenstadt, da innerhalb der Ringmauer noch zahlreiche Ueberreste von Gebäuden aufrecht stehen; Moscheen, Bäder, Wasserbehälter, Karawan-Sarais lassen sich erkennen, und die Mauern selbst sind für asiatische Verhältnisse sogar noch ziemlich vertheidigungsfähig.

Eilig fuhren wir durch die Perserstadt hindurch; es trieb mich, die älteren Theile der merkwürdigen Stätte zu sehen. Abdullah-Chan-Kalah, eine Befestigung des 16. Jahrhunderts; Sultan-Kalah, die Festung des Seldschukensultans Sandschar, mit ihrer großen aber wohl erst später erbauten Moschee, wurden gleichfalls rasch durchfahren. Fortwährend ging es durch halb und ganz zerfallene Thore, durch verschüttete Gräben, auf primitiven Brücken über alte schlammige Kanäle, dann mit einem mächtigen Anlauf des Dreigespanns geradewegs über in formlose Wälle verwandelte Ringmauern hinüber, von deren Höhe,

soweit das Auge nur schweifte, rund umher Trümmer und nichts als Trümmer zu sehen waren. Die Sonne fing immer heißer an zu brennen und immer seltsamer wurde der Eindruck des Bildes um mich her. Nun war ich schon eine starke Meile in die Ruinen hineingefahren; nichts als Mauerreste, Hügel an Hügel von zerbrochenen Ziegelsteinen, zahllose Gefäßscherben, Reste von bunten Glasuren und Kacheln, zerfallenes Menschengebein, hier und da ein noch erkennbares Stück von einem Schädel; zwischen erdrückenden Schuttmassen schlängelt sich die Andeutung eines Weges, auf dem wir fahren. Ringsum tiefe Einsamkeit; auch der Kutscher auf dem Bock ist still geworden. Hundert Schritt voraus der Turkmene, kerzengrade auf dem Pferde, mit seiner gewaltigen weißen Pelzmütze, dem hin und herfliegenden Säbel und der unbeweglich in der Rechten gehaltenen Reitpeitsche, unermüdlich wie ein Automat galoppirend, und dann noch etwas — etwas ganz Merkwürdiges; diese ganze Stätte des Todes glüht wie leuchtende Kohlen unter Massen von grell durch die Sonne beschienenem blutroth blühendem Mohn! Oben auf dem Gipfel der Schutthaufen stehen nur vereinzelte Blüthen, in den Vertiefungen ist es überall wie ein dichter Teppich, so grell wie Scharlach. aber soweit das Auge reicht, soweit liegt der leuchtende rothe Schein über den in ihrer großartigen Monotonie an die Wogen des Meeres erinnernden Ueberresten. Am ehernen Himmel ward die Sonne glühender, von der Wüste her machte ein heißer Wind sich auf und strich über die Ruinen wie aus einem Ofen wehend:

mir wurde beklommen in dieser Umgebung und ich ließ halten. Der rothe wilde Mohn mit seinem unbeschreiblichen, halb einschläfernden, halb erregenden Duft übte eine seltsame Wirkung auf die Phantasie aus: wie unter den Mauern von Geok-Tepe, wo er ebenso den Boden der Steppe mit seinen Blüthen deckte, ließ er es auch hier wie einen purpurnen Blutstrom aus dem trümmerbedeckten Erdboden emporquellen — das Blutmeer, in dem einst Dschingis-Chan die Macht und Pracht des alten Merw versinken ließ, als hier sein Lieblingsenkel Mutugen, der Sohn des Dschagatai, erschlagen war.

Ein gleichzeitiger Araber hat eine Schilderung der Verwüstung von Chorassan und der Zerstörung der Hauptstadt Merw gegeben: Der spricht die Wahrheit, der da sagt, daß seit der Herr den Adam erschuf, bis auf unsere Tage so Schreckliches nicht geschehen ist. Die Chroniken erzählen nichts, was man mit diesem Unwetter vergleichen könnte und wenn sie davon reden, was Nebukadnezar den Israeliten anthat, als er ihr heiliges Jerusalem zerschlug und zerstörte — was bedeutet Jerusalem gegen das Land, das diese Barbaren verwüstet haben! Seine Hauptstädte sind zweimal, dreimal so viel werth, als Jerusalem! Was sind die Israeliten im Verhältniß zu den von den Tataren Erschlagenen! Waren doch in jeder Stadt, die jene zerstörten, mehr Menschen, als in ganz Israel. Ich glaube, die Völker werden nie eine gleiche Katastrophe mehr sehen, bis die Menschheit vor dem Throne Gottes steht und die Welt in Nichts vergeht. Im Monat

Rabi-ul-Awwal des Jahres der Hedschra 616 (1210) erschien Dschingis-Chans Feldherr Tuli vor Merw, das von 90 000 Mann guter Truppen vertheidigt wurde. Sie rückten den Mongolen entgegen, wurden geschlagen, Tuli drang in die Stadt, nahm sie und that nach dem Blutbefehl Dschingis-Chans, nichts bis zum noch Ungeborenen, bis zum grünen Baum und dem Thier des Feldes am Leben zu lassen. Tag für Tag wurden die Bewohner hinausgeführt, je zu Zehntausend zusammengetrieben und abgeschlachtet, vom Säugling bis zum Hundertjährigen. Hundertdreißig Mal Zehntausend wurden gezählt, dann blieben die Leichenberge liegen und die Mongolen zogen davon. Darnach ward die Stadt, vordem mit der Pracht aller Welt geschmückt, eine Wohnstätte der Hyänen und Raubthiere. Von ihren Bäumen blieb nicht ein grünes Zweiglein übrig und von ihren Kiosken nicht ein Dach unzertrümmert; die Stätte, die so schön bebaut gewesen, war nun, als ob das Unterste zu oberst gekehrt sei. Gottes Zorn traf Land und Leute: 200 Jahre lang war dort kein Schatten, in dem ein Wanderer ausruhen und kein Mensch, der von dem Elend, das die Gegend traf, erzählen konnte. Erst im Jahre der Hedschra 812 (1409) baute Mirza-Schachruch, der Sohn Timurs, den Sultan-Bend uud die Stadt wieder auf, ließ die Kanäle reinigen und sammelte aus seinem ganzen Reiche Turanier und Iranier, daß sie in Merw wohnten.

Mögen Hafiz-Abru und Ibn-el-Athir, die den Fall von Merw geschildert haben, auch die Bevölkerung zu hoch angeben — daß Dschingis-Chan thatsächlich Alles

was Leben hatte, niederzumachen befahl, ist nicht unwahrscheinlich, und ebenso, daß sein Wille ausgeführt wurde. Die angegebene Zahl von einer Million und dreihunderttausend Menschen ist übrigens etwa so hoch, wie die Bevölkerung der Oase, bei bester Ausnutzung des Murghab, noch steigen kann.*)

Die Vernichtung von Merw soll das größte Blutvergießen gewesen sein, das die Mongolen je angerichtet haben. Die Vorstellung der fürchterlichen Schlächterei, selbst wenn die Erzählungen davon um ein Vielfaches übertrieben sind, ließ es mich trotz der Sonnengluth kalt überlaufen; die rothe Mohndecke über dem Ort, der einst das Blut von Hunderttausenden auf einmal getrunken hatte, bekam etwas immer Schrecklicheres. Meine beiden Leute wußten offenbar nicht, wozu wir solange auf einem Fleck hielten — der Dschigit (Vorreiter) ritt heran und fragte, ob ich noch weiter zu fahren wünschte? Wir waren mitten im Sultan-Kalah, dem Theil der Ruinen, der das Zentrum von Merw ausmachte, als die Mongolen die Stadt überfielen: rund herum dehnte sich in meilenweitem Kreise die verfallene Ringmauer, und ich ließ nach Norden fahren, um von der Höhe einer der alten Bastionen aus einen weiteren Umblick zu gewinnen. Die Fahrt zwischen den Backstein- und Schlackenhaufen (man sah es deutlich, daß die Stadt einst verbrannt war) wurde immer beschwerlicher; kurz, bevor die Innenseite der Befestigungslinie erreicht war, ging es mit dem Wagen nicht mehr weiter, ich stieg

*) Gegenwärtig beträgt die Zahl der Bewohner ca. 350,000.

aus und ging zu Fuß bis an die Mauer heran, deren Ziegel natürlich schon stark verwittert und vielfach herabgestürzt waren, so daß der Wall leicht zu ersteigen war. Auf der Höhe angekommen, zeigte sich noch immer dasselbe Bild einer scheinbar unbegrenzten, mit Schutthaufen bedeckten Fläche, wieder schlossen neue, nur noch mehr verfallene und in ihren Konturen verwischte Mauerlinien die Wüstenei nach Norden zu in sich. Mein Führer war zu Pferde heraufgekommen — jetzt hielt er neben mir und streckte die Hand, an der am Gelenk die von ihm unzertrennliche Nagaika (asiatische Peitsche) herabhing, vor sich aus, indem er auf das Feld zu Füßen wies: Iskender-Kalah, rief er — die Stätte von Antiochia Margiana, der alten Macedonier- und Hellenenstadt, lag vor mir. Antiochus, der Sohn des Seleukus Nikator, hatte sie gegründet, aber der Name des großen Alexander hat in der Erinnerung den des Epigonen überdauert, und die Merwschen Turkmenen von heute wissen es nicht anders, als Jahrhunderte lang die Menschen dort vor ihnen, daß Iskender einst an dieser Stelle eine Stadt gebaut hat.

Iskender! Für die Turanier ist er der größte, ja der einzige Name aus dem Alterthum, denn Emir Timur liegt ihnen in ihrer Erinnerung noch verhältnißmäßig nahe. Sie haben Dschingis-Chan vergessen, aber die Sagen von Iskender gehen noch heute in den Auls der Turkmenensteppe, in den Filzzelten der Kirgisen, wie in den Tschai-Chanes (Theehäusern) von Buchara und Samarkand von Mund zu

Mund.*) „Sultan Iskender Dschulkarnajin (der Gehörnte), wird erzählt, kam mit einem Horn auf dem Kopf zur Welt und ihm ward geweissagt, er würde kraftlos werden und aufhören, seine Feinde, zu besiegen, wenn er das Horn verlieren sollte. Darum trug Iskender immer einen hohen Helm auf dem Kopf und nahm ihn niemals ab, damit Niemand sein Horn erblicken und abhauen könne. Nur dann zeigte Iskender sein Horn, wenn er sich die Haare auf dem Kopfe schneiden ließ, aber darnach tödtete er jedesmal mit eigener Hand den Barbier, damit dieser nichts von dem Horn des Sultans erzähle. So that der Sultan Iskender viele Male. Einmal aber rief er einen Barbier zu sich und befahl ihm, sein Werk zu thun und als der Barbier damit fertig war, fragte ihn der Sultan: Hast Du auf meinem Kopf ein Horn gesehen? „Nein ich habe es nicht gesehen, Sultan." Ich frage Dich, hast Du bei mir auf dem Kopf ein Horn gesehen? „Nein, Sultan, nichts habe ich gesehen." Aber der Barbier hatte schon früher gehört, daß Niemand lebendig zurückkäme, dem der Sultan das Haar zu schneiden befiehlt, und nun merkte er, daß die Sache nicht geheuer sei; darum versicherte er dem Sultan, daß er kein Horn bei ihm gesehen habe. Also Du hast wirklich kein Horn gesehen? „Nein, Sultan, ich habe keins gesehen!" Nun, dann geh in Frieden, aber wisse, sobald Du bei mir ein Horn siehst, stirbst Du und Dein ganzes Geschlecht. Der Barbier ging

*) Die folgende Erzählung ist nach einer zuverlässigen russischen Niederschrift wiedergegeben, so wie die Sage von einem Eingeborenen erzählt wurde.

und bewahrte lange sein Geheimniß, vielleicht zehn oder zwanzig oder mehr Jahre, aber endlich konnte er es so nicht mehr aushalten. Da ging er in die einsame Steppe. In der Steppe fand er einen tiefen Brunnen und um den Brunnen sah er hohes dichtes Schilf. Er ging zum Brunnen, beugte sich mit dem Gesicht über ihn und schrie laut: „Sultan Iskender hat ein Horn auf dem Kopfe.“ Die Worte aber sprangen aus dem Brunnen und liefen ins Schilf, und das Schilf schwankte vom Winde bewegt hin und her und trug sie in die Steppe, und in der Steppe hörten es die Leute. Da schlich einer von den Feinden Iskenders heimlich von hinten an ihn heran und hieb ihm das Horn ab, und der Sultan Iskender wurde schwach wie ein kleines Kind. Darnach konnte er nicht mehr selber Krieg führen, aber seine Feldherrn nahmen ihn doch immer mit sich. Eines Tages war er auf dem Marsche nach den fernen Bergen, hinter denen das Ende der Welt anfängt. In jenen Bergen fließt ein Bach mit Lebenswasser und wer von dem Wasser trank, lebte ewig auf der Erde. Iskender ließ zwei ganze Schläuche voll davon schöpfen und kehrte mit diesen Schläuchen in sein Reich zurück. Unterwegs wurde er krank und ein Schwarm räuberischer Raben überfiel das Heer und die Raben pickten beide Schläuche mit dem Lebenswasser durch. Das Wasser lief aus und der Sultan starb, weil keine Arznei ihm helfen konnte — hätte er aber auch nur einen Tropfen Lebenswasser zu trinken bekommen, so wäre er am Leben geblieben, ja soviel Tropfen er trank, soviel Jahrhunderte hätte er noch gelebt!“

Welch eine Fülle von verwandten Vorstellungen hat diese turanische Sage mit abendländischem Gute gemein. Die Ohren des Midas, Alexander als Sohn des Jupiter Ammon mit dem Widdergehörn seines göttlichen Vaters, deutsches Märchengut — an das Alles klingt diese Erzählung an, und wer will die Fäden entwirren, die da in alten Zeiten vielleicht herüber und hinüber gesponnen sind, deren Enden in Phrygien, in der libyschen Wüste, in den deutschen Wäldern, in den Steppen von Turan und an den Ufern des Strymon liegen. Es klingt ja selbst wie ein Märchen, daß an jener Stelle, die da mit spärlichen Hügeln von zerbrochenen Backsteinen und Thonscherben erfüllt, von halbverwischten, in die Steppe zerfließenden Wällen umgeben, vor mir lag, daß da vor zwei Jahrtausenden hellenische Laute tönten, gepanzerte Phalangen Seite an Seite mit den bogenschießenden Dienern Auramazdas gegen die Nomaden der Wüste fochten, daß hier dem Olympier Hekatomben fielen und das Fleisch der Stierschenkel auf seinen Altären rauchte, daß hier die Verse des Sophokles und Aristophanes und das Gebot der Seleuciden erklungen sind. Tempora mutantur! Und doch — das „kreisende Rad des Lebens“ bringt nach so langer Zeit die Dinge immer wieder und wirder, wenn auch in hundertfach wechselnder Veränderung. Ostern war es, um die Mittagszeit; vor zwölf Stunden, um Mitternacht, klangen drüben im neuen Merw, der Stadt der Russen, die Glocken zum Gesang des „Christus ist erstanden“, eine tausendköpfige Menge in der Kirche hörte die Liturgie des Basilius und Athanasius, der

griechischen Christenheit, und aus den Formen und Zeremonien, die Priester und Gemeinde dort übten, sprach für den Kundigen vernehmlich genug das Grübeln und die Mystik desselben alexandrinischen Griechenthums, das in Antiochia Margiana geblüht hat.

Iskender-Kalah! Genug der Gedanken darüber — da drüben, zur Rechten die lange wallförmige Hügelreihe, auf die mein Führer hinweist, ruft nicht minder merkwürdige Erinnerungen wach. Gjaur-Kalah, die Stadt der Ungläubigen, heißt das mächtige Viereck, das von gewaltigen Erdwällen umschlossen, mehr als eine Meile im Umkreise haltend, sich im Osten innerhalb des Ruinenfeldes erhebt. Die Stadt der Ungläubigen — das christliche Merw. Es ist wenig bekannt, daß vom 5. bis gegen das 8. Jahrhundert Merw ein bedeutendes Zentrum des nestorianischen Christenthums gewesen ist. Im Jahre 420 wurde es Residenz eines nestorianischen Metropoliten und von hier aus gingen Missionare nach Zentralasien und China, die außerordentlichen Erfolg hatten und viel Volks bekehrten, bis in China ein feindseliger Rückschlag eintrat und in Iran und Turan der um die Mitte des 7. Jahrhunderts hereinbrechende Islam erst die Propaganda abschnitt und später auch den Nestorianismus selber, bis auf kümmerliche Reste in Vorderasien, ausrottete. Die Zeit bis zur islamitischen Fluth ist in Chorassan, dessen Hauptstadt Merw noch lange blieb, und Transoxanien sehr merkwürdig durch die Berührung, in welche drei große Religionen mit einander traten: der Mazdaismus, der Buddhismus und das Christenthum.

Bekannt sind die merkwürdigen Aehnlichkeiten zwischen zahlreichen Riten des tibetanischen Buddhismus und gewissen katholischen Kultusformen, die ja so weit gehen, daß die katholischen Missionare keine andere Erklärung hatten, als daß der Teufel hier eine absichtliche Nachäffung der christlichen Kirche zu Stande gebracht habe. Man hat sich demgegenüber bisher meist darauf beschränkt, die Möglichkeit direkter Entlehnung zuzugeben, ohne recht zu wissen, wie und wo eine Berührung stattgefunden hat. Hier ist sie aber durchaus nachweisbar, denn es steht fest, daß die Gebiete von Merw, Buchara, Samarkand, in den Jahrhunderten vor der arabischen Eroberung sowohl von christlicher, als auch von buddhistischer Seite als Objekt der Mission angesehen wurden und beiderseits starke Propaganda dortselbst getrieben ist. Es scheint, als ob der Buddhismus mehr im Norden, im eigentlichen Turan, die Nestorianer in Chorassan und China Erfolge gehabt haben, so daß die gegenseitigen Einflußsphären sich geradezu kreuzten. In Firdusis Schach-Nameh ist das Eindringen des Buddhismus in Turan noch deutlich zu erkennen. Der Schah von Turan schreibt Peghu-Schrift; aus Peghu soll er auch stammen, Peghu aber ist Tibet, die Hochburg des Buddhismus. Der altiranische Name der Stadt Dschemukend wird zu Buchara, und ein arabischer Schriftsteller bemerkt, das bedeute „in der Sprache der Götzendiener" einen Ort, wo Weisheit gelehrt werde. Buchar heißt nun in der Sprache der (buddhistischen) Mongolen Tempel oder Kloster, solche Orte aber dienten und dienen bei den Buddhisten

als Unterrichtsstätten. Unter „Götzendiener“ versteht der Muselmann hier den Buddhisten; den Christen nennt er einen „Ungläubigen“ — Gjaur. Stand also Turan in der vorarabischen Zeit unter buddhistischem Einfluß und war Merw eine — großentheils wenigstens — christliche Stadt, bedenkt man ferner, daß diese Gegenden von der großen Welthandelsstraße, aus Indien und China nach dem Abendlande und umgekehrt, durchzogen wurden, so ist es ganz klar, woher die nahen Berührungen zwischen Christlichem und Buddhistischem entstanden, deren Denkmal sehr wahrscheinlich jene merkwürdigen Analogieen in Tibet sind. Ja, wir kennen sogar ein Beispiel, daß ein ganzes mindestens dem Namen nach christliches Volk buddhistisch geworden ist. Es sind die Uiguren, von denen die unter Dschingis-Chan gesammelten Mongolen dann verschiedene Bildungselemente entlehnt haben. Der Franziskanermönch Giovanni de Plano Carpini, der als Gesandter Innocenz IV. an den Großchan der Mongolen in das Innere von Asien kam (1246), erzählt, daß die Horden Dschingis-Chans nach der Eroberung des Landes der Uiguren, die nach Carpinis ausdrücklichem Zeugniß Nestorianer waren, deren Schrift angenommen haben. Dort am Fuße des Altaigebirges ist auch die ursprüngliche Heimath des sagenhaften Christenkönigs im fernen Osten, des Presbyters Johannes, zu suchen, dessen Sitz man später nach Abessynien verlegte. Dieser Presbyter Johannes im Morgenlande, von dem auch die Kreuzfahrer Hülfe erhofften, ist ein nestorianischer Mongolenfürst in Innerasien, der den Titel Wank-Chan führte, woraus dann

im Abendlande Johannes wurde. Als Dschingis-Chan den Wank-Chan besiegt hatte, nahm er dessen Tochter Togrul, also eine Christin, zur Ehe; sein Sohn Dschagatai war Christ und die Nachkommen des Presbyters Johannes sind noch im 14. Jahrhundert ihrer Religion treu geblieben. Carpini erzählt sogar, was allerdings wohl sehr übertrieben ist, daß von Dschingis-Chans Armee drei Viertel aus Christen bestanden haben sollen. Wenn wir uns auch die christliche Religion in jenen fernen Ländern und bei Volksstämmen auf niederer Kulturstufe in einem ziemlich entarteten Zustande werden vorzustellen haben, so bleibt die Thatsache ihrer Ausbreitung zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch ganz Innerasien und bis an den stillen Ozean doch sehr merkwürdig. Die entscheidende Wendung hat erst das Anheimfallen der westlichen Mongolen an den Islam verursacht. Als der Großchan Hulagu 1268 die Chalifenstadt Bagdad eroberte, schonte er alle Christen und räumte dem nestorianischen Patriarchen Machicha einen Palast als offizielle Residenz ein, und Kublai Chan erlaubte dem Franziskaner Johannes de Monte Corvino in Peking Tausende zu taufen, eine Kirche zu bauen, Gottesdienst mit Glockengeläut zu halten, so daß der Papst ein „Erzbisthum Cambalu“ in China kreiren konnte. Andererseits reichten organisirte nestorianische Gemeinden mit Bischöfen und Metropoliten bis nach Südindien, und wenn auch der Patriarch oder Katholikos in Seleucia-Ktesiphon und später in Bagdad residirte, so war doch Merw das Zentrum des Christenthums für den ganzen Osten, und

von hier aus ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch jene Gründung in China erfolgt, deren Denkmal die berühmte Inschrift von Si-gan-fu ist: eine doppelsprachige syrisch-chinesische Tafel, die ein langes Verzeichniß von nestorianischen Geistlichen in China ums Jahr 781 enthält.

Es ist nicht unmöglich, daß diese Ansätze sich doch weiter entwickelt hätten, zumal sie Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit seitens der römischen Kurie waren. Andererseits sprechen freilich Thatsachen, wie die Vernichtung des zum Theil christlichen Merw durch Dschingis-Chan aus bloßer Rachbegier, auch dafür, daß es sich bei den Mongolen doch nur um sehr oberflächliche christliche Eindrücke gehandelt haben kann, aber wie dem auch sei — seit mit dem Emporkommen des Muhammedaners Timur die Herrschaft des Islam über Asien bis hinter die Umwallung der hohen Mitte des Kontinents entschieden ward, konnte von weiterer Lebensfähigkeit des Nestorianismus oder überhaupt des Christenthums dort nicht mehr die Rede sein.

Diese Gedankenverbindungen sind es, die natürlicher Weise ein besonderes Interesse des Besuchers für die Stätte des christlichen Merw — heute Gjaur-Kalah — erwecken. Merkwürdig sind, wie gesagt, die gewaltigen Wälle, die den Platz im Unterschiede von den Mauerringen der anderen Trümmerstätten umgeben: die Massen sind so mächtig, daß man sie schwerlich durch den allmählichen Zerfall einer Mauer erklären kann, es müßte denn eine solche von ganz kolossaler Höhe und Dicke, vielleicht im Inneren aus bloßen Luftziegeln

bestehend, gewesen sein. In der Mitte des Vierecks hat offenbar eine von noch erhaltenen Gräben umgebene Burg gestanden und das ganze Innere ist mit einer großen Menge von verschiedenfarbigen Scherben, anscheinend von Töpfergeschirr herrührend, übersäet. Der Boden von Gjaur-Kalah ist mit einer Anzahl von Erdaufwürfen, unregelmäßigen Erhöhungen, bedeckt und es scheint hier viel und seit langer Zeit von unberufenen Händen gegraben worden zu sein. Systematische Ausgrabungen sind auf dem ganzen Ruinenfelde noch nie gemacht worden; nur was an Münzen — es haben sich sowohl neupersische, als auch sassanidische und hellenistische gefunden, zum Theil prachtvolle Exemplare — und Aehnlichem oberflächlich zu finden ist, haben die Turkmenen abgesucht und eingeschmolzen oder verkauft. Besonders interessant ist die Frage der christlichen Friedhöfe. Daß solche existirt haben, ist natürlich außer Frage, aber es giebt keine Anhaltspunkte über ihre Lage. Gelänge es, einen oder den andern aufzudecken, so kann man sich ganz unschätzbare archäologische Aufschlüsse davon versprechen. Solange allerdings nicht systematisch unter Leitung und im Interesse der Wissenschaft gesucht werden kann, ist es entschieden besser, die Ruinen bleiben soviel als möglich unberührt.

Nicht ohne tiefe Bewegung habe ich die Stätte des alten Merw verlassen, dies unabsehbare Feld von Trümmern aus drei — vielleicht mehr — Jahrtausenden, auf dem die Menschen erst zu Auramazda, dann zum Christengott und endlich zu Allah gerufen, auf dem sie im Namen Zarathustras, Jesu Christi und Muhammeds

gebetet und geflucht, geschworen und Eide gebrochen haben, den Ort, an dem die Wiege der Abassiden stand, wo Jesdegerd, der Letzte der Sassaniden getödtet wurde, wo die stolze Chatun, die letzte Königin von Turan, den Verzweiflungskampf gegen die Chalifen kämpfte, wo die Fabeln Bidpais aus Indien hinkamen und gesammelt wurden, die wir uns heute in Europa vermeintlich seit Menschengedenken erzählen. Derselbe eilige Galopp des Dreigespanns brachte mich von den Wällen Gjaur-Kalahs nach Bairam-Ali zurück, und auf diesem Rückwege fielen mir besonders die Spuren der alten Kanalsysteme zwischen den Ruinenstädten auf. Heute durchzieht nur ein einziger, noch thätiger Kanal den nördlichen Theil von Alt-Merw und versorgt die Saaten einiger zwischen den Trümmern angesiedelten Turkmenenfamilien mit Wasser. Die neue große Schlagader der Gegend, der Kanal Bairam-Ali, geht nordwärts gerichtet zur Linken vorbei und schneidet ganz in der Ferne am Horizonte noch die Reste der Wälle, mit denen, nach Strabo, Antiochus Soter die Oase Margiana in einer Länge von 1500 Stadien (270 Kilometer) gegen die Nomaden der Wüste schützte. Der Rest des Tages war dem Studium der Pläne und Erläuterungen gewidmet, mit denen die Beamten in Bairam-Ali so liebenswürdig waren, meine Kenntniß der hydrographischen Verhältnisse des Landes und speziell der Oase aus ihrer eigenen Erfahrung heraus zu vervollständigen.

Man darf nicht aus dem Mißerfolge bei der versuchten Wiederherstellung des Sultan-Bend verallge-

meinernde Schlüsse auf die gesammte Zukunft der geplanten Bewässerungsarbeiten in Turan ziehen. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn die russischen Ingenieure mit einer minder großen Aufgabe begonnen hätten, als es das Wiederindienststellen der gesammten Wassermasse das Murghab und die Restitution einer der großartigsten Anlagen der alten Zeit war, aber der Hauptfehler liegt darin, daß man mit einem Gebiet anfing, das von den aller Kulturtraditionen baaren Turkmenen bewohnt ist. Wenn die Russen dauernd und mit rationellen Kostenbeträgen etwas erreichen wollen, so müssen sie sich an die Sarten halten, d. h. die altansässige Bevölkerung größtentheils iranischer Abstammung. Man unterscheidet nämlich im Lande vor allen Dingen Nomaden und Ansässige. Die ersteren sind ausnahmslos türkischen Stammes, Turkmenen — ein von Natur räuberisches, aber jetzt von den Russen vollkommen gebändigtes Volk, dessen Ideal das ungebundene Nomadisiren in Wüste und Steppe ist. Nur wo die Turkmenen geschlossene Oasengebiete, wie Merw, besitzen, bringen sie es zu einer Art von unordentlicher Ansässigkeit und halbwegs interessirtem Ackerbau, aber mit dem Herzen sind sie auch dann nie dabei, wie denn auch gerade die Turkmenen von Merw trotz ihrer Ansässigkeit das persische Chorassan durch fortwährende Raubzüge in Angst und Schrecken hielten. Die alten im Bodenanbau festgewurzelten Elemente wurden 1795 nach der Zerstörung der Stadt und des Sultan-Bend vom Emir von Buchara in dessen Land, jenseit des Oxus, verpflanzt

— seitdem wurde die verödete Oase auch eine Beute der Turkmenen. Alles nun, was in Turkestan aus der Zahl der Eingeborenen wirklich und dauernd ansässig ist, wird als „Sarte“ bezeichnet, gleichviel, ob in der Stadt oder auf dem flachen Lande wohnend, iranischer oder türkischer Abkunft. Der Zahl nach überwiegt die den Neupersern nahe verwandte Bevölkerung iranischen Stammes, die man zum Theil auch speziell als Tadschiken bezeichnet, ganz bedeutend die erst später, wenn auch theilweise schon seit sehr langer Zeit, meist als Eroberer, eingedrungenen türkischen Elemente (Usbegen). Auch die Sprache ist ein persischer Dialekt, der unschwer von denjenigen Usbegen, die wirklich als Städtebewohner oder Bauern ihr altes Nomadenthum aufgegeben haben, verstanden wird. Usbegisch sind auch die Herrscherfamilien der beiden Vasallenstaaten Buchara und Chiwa — bekanntlich regiert in Persien ebenfalls eine Dynastie türkischer Herkunft über ein altarisches, iranisches Volk. Der Typus der beiden Rassen ist recht deutlich zu unterscheiden, doch giebt es sehr viele Mischprodukte. Besonders die jungen Leute rein arischen Blutes haben aber häufig ganz verblüffend „indo-europäische“ Gesichter und vielen brauchte man nur statt Turban und Chalat Kittel und Kappe zu geben, um sie ohne Schwierigkeit für gebräunte mitteleuropäische Bauern passiren zu lassen. Blonde Haare habe ich allerdings nirgends bemerkt; es sollen auch unter den Eingeborenen keine vorkommen.

Die Sarten sind für die russische Herrschaft ein

geradezu unschätzbares Kulturelement. Trotz der furchtbaren Stürme, in denen die alte Zivilisation des Landes niedergeschlagen ist, trotz der Jahrhunderte langen Mißwirthschaft der sich stets befehdenden Chane und Emire, trotz der schrecklichen Dezimirungen, welche die Bevölkerung periodisch erlitt, trotz alledem steckt ein unverwüstlicher Kern von Intelligenz, Betriebsamkeit, technischem Geschick und, was das Wichtigste ist, Lust und Freude an der Arbeit, in diesem Volke drin, dem man nur entgegenzukommen braucht, um es zur Blüthe zu bringen. Die Baumwollenkultur Turkestans, auf die man jetzt in Rußland mit Recht so große Hoffnungen setzt, wäre ganz undenkbar ohne die genannten Eigenschaften des Sarten. Heute bekommt er von der Regierung 100 Rubel Vorschuß und einen Sack amerikanischen Baumwollensamen (einheimischer ist von Natur minderwerthig): nach zwei Jahren zahlt er das Darlehen znrück und sein Baumwollenfeld repräsentirt eine brillante Kultur mit dem dreifachen Werth gegen früher. Was dazu nöthig ist, lernt der Mann sozusagen von selber. Und nicht nur das, er leistet noch Erstaunlicheres. Ich habe auf der Reichsbankabtheilung in Samarkand die beturbanten Sarten in ihren schreienden Chalats sich im modernen Kredit- und Checkverkehr und anderen kaufmännischen, durch Banken vermittelten Operationen mit derselben Sicherheit bewegen sehen, wie es vielleicht nur noch in England bei Leuten, die der breiten Masse des Volkes angehören, der Fall ist. Die Beamten bestätigten es mir, daß der russische Bauer und Kleinbürger in absehbarer Zeit sich überhaupt nicht mit

einem Institut wie es eine Bank ist, auch nur annähernd so vertraut machen wird, wie es der Sarte in einem Jahrzehnt gelernt hat. Das ist die Bevölkerung, mit der die Russen bei ihrem Bestreben, Turan wirthschaftlich zu entwickeln, zusammen arbeiten müssen, und wie man vom Teufel sagt, er braucht nur einen Finger, um alsbald den ganzen Menschen zu haben, ähnlich kann man vom Sarten sagen, er braucht nur einen Zipfel von der modernen technischen Kultur, um in Kürze Alles, was er praktisch verwerthen kann, ganz zu besitzen. Die Russen können keine dankbareren Schüler für jeglichen Fortschritt, den sie mitbringen, sich wünschen. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß in sittlicher Beziehung gerade die sartische Bevölkerung nach dem Urtheil von Leuten, die sie kennen, sehr tief stehen soll, während die wilden Nomaden der Wüste, die Turkmenen, im Rufe stehen, auf ihre Art doch „bessere Menschen zu sein.

Sechstes Kapitel.

Rußland in Mittel-Asien. Zurück zum Kaukasus.

Zwischen Hindukusch und Kaspi ist die Kulturfrage identisch mit der Bewässerungsfrage. Zur Zeit stehen sich unter den russischen Technikern in Turan zwei Richtungen gegenüber: die Einen wollen im Wesentlichen sich bei der Wiederherstellung der Irrigation an die Spuren der alten Anlagen halten; die Anderen wünschen ein mehr selbstständiges, auf einem genauen Nivellement des Landes beruhendes Vorgehen.

Das verwickeltste aber wichtigste der hydrographischen Probleme Turans ist die sog. Oxusfrage. Bekanntlich hat das Alterthum es nicht anders gewußt, als daß der Oxus (Dschihun, Amu-Darja) sich ins Kaspische Meer ergieße. In den Beschreibungen der innerasiatischen Handelswege heißt es, daß die Waaren von Indien auf der Oxusstraße zum Kaspischen Meere hinabgingen, dann zu Schiff hinüber und weiter längs des Kyros und Phasis nach Dioskurias am Schwarzen Meer. Dagegen verlautet nichts über die Existenz des Aral-Sees. Entweder hat man also denselben irrthümlich für einen Theil des Kaspi gehalten, oder er hat

garnicht existirt. Im ersteren Falle wäre es immerhin auffallend, daß sich in den Beschreibungen der indisch-pontischen Handelsstraße keine Mittheilungen darüber finden, daß sich von der vermeintlichen Oxusmündung ins Kaspische Meer kein Wasserweg, sondern vielmehr eine weite und schreckliche Wüste bis dahin erstreckt, wo die Waaren zur Ueberfahrt auf die kaukasische Seite des Meeres eingeschifft werden konnten. Seit die Araber Turan eroberten, berichten ihre geographischen und topographischen Beschreibungen, daß der Oxus in der Aral mündet — bis für das Jahr 1417 eine persische Beschreibung von Chorassan die Mittheilung bringt, daß zwar in allen „alten Büchern" der See von Charesm (Chiwa, gemeint ist der Aral) als Empfänger des Oxuswassers angegeben werde; gegenwärtig bestehe derselbe aber nicht mehr. Der Oxus habe sich einen anderen Weg, und zwar nach dem Kaspischen Meere, gebahnt; der Jaxartes aber vereinige sich zur Zeit in der Wüste von Charesm mit dem Oxus. Diese Nachricht ist sowohl bemerkenswerth durch ihre Bestimmtheit, als sowohl ganz besonders dadurch, daß sie die Existenz resp. Nichtexistenz des Aralsees und die Aenderung des Oxus- und Jaxarteslaufes mit einander in Verbindung bringt. Dieser letztere Umstand nöthigt durchaus dazu, der betreffenden Angabe die ernsthafteste Beachtung zu schenken, denn wie sich zeigen wird, müssen die Gestaltung des unteren Oxuslaufes und der Zustand der Araldepression thatsächlich in engster Wechselwirkung mit einander stehen.

Scheinbar ist die Frage nach dem einstigen Lauf des Oxus leicht erledigt durch das Vorhandensein des sog. Usboi, einer ausgeprägten trockenen Stromrinne, die sich fast ununterbrochen von dem bei Krasnowodsk beginnenden Balchanbusen des Kaspischen Meeres bis zu den Seen von Sary-Kamysch in der Nähe von Chiwa verfolgen läßt, und ferner dadurch, daß ein deutliches, kürzlich sogar wieder seiner Bestimmung theilweise zurückgegebenes Oxusbett von der Stelle an, wo der Strom sich heute zum Delta zu spalten beginnt, gleichfalls bis zum Sary-Kamyschbecken existirt, so daß diese beiden Linien anscheinend zweifellos den alten Oxuslanf bezeichnen. Nach dieser vielfach angenommenen und auf fast allen Karten herrschenden Theorie (vgl. Stielers Handatlas, Blatt 59) hat sich der Strom unterhalb Chiwas westwärts gewandt, ist etwa 200 Kilometer (bis zu den heutigen Sary-Kamyschseen) in dieser Richtung geflossen, dann südwärts dem steilen Abhang (Tschink) des Ust-Jurtplateaus folgend ca. 300 Kilometer weit und endlich, wiederum dem Rande des Ust-Jurt folgend, mit einer abermaligen Wendung nach Westen durch die Lücke zwischen dem großen und kleinen Balchangebirge ins Kaspische Meer.

Es kann nun allerdings keinem Zweifel unterliegen, daß sich einstmals durch den Usboi ein Wasserlauf bewegt hat, aber es spricht doch Manches dagegen, daß es einfach der Oxus gewesen ist. Die Entstehung der merkwürdigen Rinne ist wahrscheinlich vielmehr dem Ablauf der Restgewässer des einstigen großen turanischen Meeres zuzuschreiben. Zur Zeit, als jenes

Meer noch existirte, bestand zwischen dem Südabfall des Ust-Jurtplateaus und dem Nordrande des iranischen Hochlandes eine verhältnißmäßig schmale Meeresstraße, die aus dem Kaspi in ein flaches aber ausgedehntes Wasserbecken führte, das sich westlich und südwestlich bis in die Nähe der Oase von Merw, östlich und nordöstlich bis über den Aralsee und den jetzigen Unterlauf des Syr-Darja hinaus erstreckte. Vielleicht bestand auch noch weiter nach Norden eine Verbindung mit dem pontisch-kaspischen Bassin. Welche Umstände das Verschwinden dieses großen turanischen Meeres bis auf geringe Reste verursacht haben, darüber besteht zur Zeit noch keine genügende Uebereinstimmung. Nicht unmöglich ist es, daß eine Senkung des Bodens im südlichen Drittel des heutigen Kaspi, wodurch die ganze, außerordentlich flache Wassermasse nach diesem, jetzt auffallend tiefen Becken hin zusammenlief, eine Hauptursache war. Geologisch gesprochen ist der ganze Vorgang vor noch nicht langer Zeit erfolgt, doch war er zu Beginn der historischen Epoche zum größten Theil bereits sicher der Vergangenheit angehörig. Nun vergegenwärtige man sich, daß der Ablauf der Gewässer in ost-westlicher Richtung längs dem südlichen Rande des Ust-Jurt erfolgte, durch den verbindenden Arm zwischen dem Kaspischen und dem Turanischen Meere. Es trat dann ein Zeitpunkt ein, zu dem die ganze weite Wasserfläche des letzteren verschwunden war — bis auf zwei tiefer gelegene, wahrscheinlich zusammenhängende, Bassins, deren Wasser nicht mit abfließen konnte, weil es in kessel- oder vielmehr pfannenartigen Einsenkungen zurück-

geblieben war. Die eine dieser Einsenkungen ist heute vom Aral ausgefüllt, die andere ist das bis auf zwei kleine bitter-salzige Seen ausgetrocknete Becken von Sary-Kamysch, dessen Grund noch unter dem Spiegel des Kaspi liegt, einige Meter tiefer, als der Boden das Aral. Der Abfluß der turanischen Gewässer in den Kaspi hatte nun aber ein tiefes und charakteristisches Strombett am Rande des Ust-Jurt erzeugt, eben den Usboi. Durch diesen fand nun eine gewisse Kommunikation zwischen dem einstigen Sary-Kamyschsee, den wir uns nicht viel kleiner als den Aral zu denken haben, und dem Kaspi statt. Das Ende des alten Seebeckens und der Anfang des Usboi liegen beim Brunnen Bala-Ischem, dort, wo das Plateau des Ust-Jurt fast rechtwinklig von Norden nach Westen umbiegt.

Man sieht leicht, daß der Usboi trocken liegen mußte, wenn der alte Sary-Kamysch bis auf das Niveau der Sohle des Abflusses gefallen war; das änderte sich aber, sobald der Sary-Kamysch einen Zufluß von solcher Stärke erhielt, daß die zugeführte Wassermenge den Betrag der Verdunstung überstieg. War das der Fall — und wir wissen, daß es geschah, so lange der Oxus in das Sary-Kamyschbassin mündete — so bewegte sich ein Wasserlauf durch den Usboi dem Kaspischen Meere zu, floß zwischen dem großen und kleinen Balchan hindurch und mündete in den Balchan-Busen, wo das alte Strombett heute noch deutlich sichtbar ist. In gewissem Sinne kann man also immerhin den Usboi als den alten Unterlauf des Oxus ansehen, obgleich er andererseits doch wieder kein eigentlicher

Fluß war, denn er führte kein süßes, sondern brackiges Wasser. Dies Letztere beweisen einerseits die Reste verschiedener Schilfarten, die sich stellenweise unter dem Sande am Grunde des Usboi erhalten haben, theils kann man aus dem Fehlen aller Ueberbleibsel menschlicher Ansiedlungen längs der Rinne schließen, daß kein trinkbares Wasser durch sie geflossen ist.

Wir haben uns nun den weiteren Verlauf der Dinge wohl folgendermaßen vorzustellen. Der Aral und der alte Sary-Kamysch bildeten früher eine zusammenhängende Wassermasse. Dort wo die Verbindung zwischen den beiden Bassins am schmalsten war, östlich von dem jetzt in einen Sumpf verwandelten früheren Golf von Aibugir das Aral, mündete der Oxus und führte große Mengen von Sedimenten in das flache und überdies wahrscheinlich einer allmählichen Austrocknung unterliegende Wasser. Allmählich wuchs das aus den Sedimenten aufgebaute Delta immer weiter in den See hinaus und erreichte schließlich das gegenüberliegende Ufer des die beiden Becken verbindenden Wasserarms. Dadurch wurden aus einem See zwei, ein Vorgang, der sich z. B. auch in der Schweiz an mehreren Beispielen beobachten läßt. Jetzt kam es darauf an, wohin die Wassermasse des Stromes ihren Lauf nahm: westwärts oder ostwärts. Beides ist abwechselnd geschehen.

Der Punkt, wo die Anschwemmungen des Amu beginnen, liegt in der Nähe der Stadt Nukus. Von hier aus gerechnet hat die Strommündung im Laufe der Zeit fast einen vollen Halbkreis beschrieben, denn

während von Nukus aus heute die Hauptmasse des Wassers nach Nordost geht, lief sie früher nach West-Südwest: der große Unterschied dabei ist aber der, daß sie auf die jetzige Art in den Aral und auf die einstige in den Sary-Kamysch gelangt. Von dem Moment an, wo aus irgend einer Ursache der Amu die Westseite der Deltaablagerung verließ und nach Norden oder Nordosten abschwenkte, blieb der Sary-Kamysch ohne Zufluß, die Verdunstung wirkte nunmehr ohne das Gegenwicht der fortdauernden Wasserzufuhr, der Wasserspiegel fing an zu sinken, der Usboi lief in Kürze trocken und schließlich schrumpfte der Inhalt des ganzen Bassins zu den heute noch auf seinem Grunde vorhandenen Ueberbleibseln ein.

Diese Erörterung war nothwendig zur Würdigung der russischen Projekte, die sich an die Oxusfrage knüpfen. Die Entscheidung bedeutet in dieser Sache für Turkestan eine Lebensfrage. Entschloß man sich zu dem Versuch, an den schon Peter der Große gedacht hatte: den Oxus wieder in's Kaspische Meer zu leiten und soviel als möglich wieder denselben Verkehrsweg aus ihm zu machen, den Strabo beschreibt, so war das Schicksal des Stromes dahin entschieden, daß er keinen Tropfen zur Bewässerung des Landes hergeben durfte, denn nur mit der vollen Wassermasse konnte man überhaupt die Hoffnung hegen, den Kaspi zu erreichen. Die sorgfältigen Untersuchungen der 1880er Jahre haben nun für alle Einsichtigen volle Klarheit darüber gebracht, daß an das kaspische Projekt nicht mehr gedacht werden darf. Man weiß jetzt, daß zwischen dem Oxus und

dem Beginn des eigentlichen Usboi bei Bala-Ischem eine weite Depression sich befindet, deren Sohle noch unter dem Niveau des Kaspischen Meeres liegt und daß der Strom Jahrzehnte brauchen würde, den Sary-Kamysch soweit zu füllen, bis das Wasser wieder in den Usboi eintritt — und ob die zuströmende Wassermenge überhaupt genügt, um auf jeden Fall der Verdunstung überlegen zu bleiben, ist dazu noch fraglich. Den Sary-Kamysch durch einen Kanal zu umgehen, ist vollends undenkbar. Wie also die Dinge liegen, kann man sich mit ruhigem Gewissen dahin entscheiden, den in seinem gegenwärtigen Zustande ohnehin für die Schifffahrt fast unbrauchbaren Fluß soweit als irgend möglich in den Dienst der Bewässerung zu stellen — und dazu ist ein großartiger Anfang gemacht.

In den Jahren 1894—96 ist auf Befehl des Generalgouverneurs von Turkestan, Baron Wrewski, ein altes Bett, das beim Beginn des Deltas westwärts abzweigt, gereinigt und ein Theil des Oxuswassers hineingeleitet worden. Die Folge war, daß ein großes Stück der Wüste bewässert und Baumwolle gepflanzt werden konnte. Die Wassermenge wurde allmählich soweit gesteigert, daß gegenwärtig ein starker Arm des Oxus den Sary-Kamysch erreicht, aber nicht mit dem imaginären Zweck, in den Usboi und zum Kaspi zu gelangen, sondern erstens, um in zahlreichen Verzweigungen das ganze Gebiet zwischen dem Delta und dem Sary-Kamysch, das heute zu mehr als 75% Wüste ist, in Fruchtland umzuwandeln, und zweitens, um ein neues Wasserbecken von mäßigem Umfange innerhalb jener

Depression zu schaffen, das besonders in klimatischer Hinsicht der Gegend nur zum Vortheil gereichen kann. Eine weitere Folge von höchster Bedeutung ist die, daß durch die stark verminderte Wasserführung des Amu-Darja im Delta weite, bisher anscheinend rettungslos versumpfte Strecken für die Baumwollenkultur freigelegt sind. Allerdings ist mit der Zeit, je mehr die Füllung des Sary-Kamysch fortschreitet, ein beschleunigtes Sinken des Aral vorauszusehen, doch würde das keinerlei Bedenken erregen, da dieser See ohnehin von völlig trostlosen Gegenden umgeben ist.

Das zweite große Projekt betrifft den Zwillingsstrom des Amu, den .Syr-Darja. Ich erinnere zunächst nochmals an jene einstige Verbindung mit dem Oxus. Dieselbe wird bestätigt durch die Existenz eines jetzt fast völlig trockenen Flußbettes, das bei der russischen Stadt Perowsk nach Westen und Südwesten abzweigt und direkt in das Deltagebiet des Oxus führt. Wenn sich der Jaxartes einst ganz oder auch nur zum Theil bet Nukus mit dem Oxus vereinigt hat und wenig oder gar kein Wasser von ihm in das Aralbecken gelangte, so wissen wir erstens, was die Neigung des Oxus, beim Beginn des Deltas westwärts zum Sary-Kamysch abzuweichen, verstärkt hat: es war das einströmende und dorthin drängende Wasser des Jaxartes, und zweitens wissen wir, weshalb der Aral nach dem Zeugniß jener persischen Beschreibung von Chorassan nicht existirte: er war ausgetrocknet oder auch in einen bloßen Sumpf verwandelt, weil ihm nicht genügend Wasser zufloß.

Die Frage nach dem alten Unterlaufe des Syr-

Darja hat heutzutage wenn auch ein großes, so doch vorwiegend historisches Interesse. Ganz anders verhält es sich mit der Ausnutzung seines Ober- und Mittellaufs zu Bewässerungszwecken. Der Syr ist wegen seines stärkeren Gefälles dazu noch bedeutend geeigneter als der Amu, und da er für die Schifffahrt gleichfalls unbrauchbar ist, so kann man ihm unbedenklich soviel Wasser entnehmen, wie er herzugeben und man zu verwenden im Stande ist. Drei große ausgedehnte Zentren einstiger Kultur, die noch in zahllosen verfallenen Kanälen die Spuren der früheren Blüthe tragen, giebt es am Syr-Darja: die Landschaft zwischen dem 44. und 42. Breitengrade mit der alten Stadt Turkestan oder Hasret als Zentrum; die jetzt sogenannte Hungersteppe zwischen Samarkand und Taschkend und das bereits im Wiederaufblühen begriffene Baumwollenland Ferghana, am Oberlauf des Stromes, mit dem Zentrum Andidschan.

Das Land von Hasret ist noch zur Zeit Timurs ein blühendes Fruchtgefilde gewesen; die Hungersteppe liegt zwar seit Menschengedenken todt da, aber die alten Kanäle, deren größter von den Eingeborenen natürlich auf Sultan Iskender zurückgeführt wird, reden eine deutliche Sprache; in Ferghana endlich hat der Anbau nie aufgehört, aber die hoch an der Gebirgslehne um die tiefe Thalmulde herum angelegten, zum Theile viele Meilen weit in harten Fels gehauenen Rinnen und Kanäle, die heute trocken liegen und die Bewunderung der russischen Techniker erregen, bezeugen deutlich genug, daß auch hier der Stand der Kultur einst ein noch höherer war als heute.

Diese drei Landstreiche repräsentiren zusammengenommen das ganze Flußgebiet des Syr von seiner Quelle bis zur alten Stromtheilung von Perowsk, aber selbst noch weiter unterhalb, sowohl am heutigen Flußlauf als auch im Gebiet des alten westlichen Bettes, des Jany-Darja, finden sich Ruinen, so daß der bereits früher zitirten Ueberlieferung der Eingeborenen, von der Wanderung von Katze und Nachtigall zwischen Kaschgar und dem Aral, doch eine wirkliche in der Sprache des Orients ausgedrückte Ueberlieferung zu Grunde liegen wird.

Man vergegenwärtige sich, was es für Rußland bedeuten würde, wenn es gelänge, im Laufe der Zeit aus den turanischen Gebieten auch nur annähernd das zu machen, was sie in der Vorzeit gewesen sind. Heute bereits, wo die Hebung der Baumwollkultur erst wenige Jahre alt ist, liefert Turkestan für die russische Baumwollindustrie — nach England ist es die zweite in Europa — ein Drittel des nöthigen Rohprodukts. Hört man in Turkestan die Kenner des Landes reden, so vernimmt man, daß sie nicht im Mindesten daran zweifeln, in zehn Jahren nicht nur Rußland selber ganz, sondern dazu auch noch halb Europa mit Baumwolle versorgen, Amerika auf dem deutschen, österreichischen, skandinavischen Markt schlagen zu können. Ich konnte den Herren nicht verhehlen, daß ich ihre Hoffnungen für etwas sanguinisch hielte, aber der Grund dafür liegt nicht darin, daß an der Möglichkeit, kolossale Strecken zu bewässern oder an dem freudigen Eingehen der sartischen Bevölkerung auf die Plantagenwirthschaft

zu zweifeln wäre, sondern es handelt sich um ein anderes sehr gewichtiges Bedenken: Das Land ist zwar da und das Wasser ist auch da, und zusammengebracht können Land und Wasser ebenfalls werden, wie die Geschichte des Landes und das Zeugniß vieler Reste der Vergangenheit beweisen — aber wer wird zunächst die ungeheuren Kosten für die Wiederherstellung der alten Irrigationssysteme tragen? Alles in Allem handelt es sich nicht um Zehner, sondern um viele Hunderte von Millionen, ja wenn man Alles ausführen will, was technisch möglich und finanziell rentabel ist, so reicht die erste Milliarde Rubel lange nicht. Die Dinge liegen auch etwa nicht so, daß man hier und da im Kleinen anfangen könnte, sondern um überhaupt vorwärts zu kommen, sind gleich ganz immense Anlagen und folglich entsprechende Kosten nöthig. Man kann einen Strom wie den Syr-Darja nicht um 10000 Hektar Baumwollenland willen ins Joch spannen; um ihn in Dienst zu nehmen, sind mächtige Bauten nöthig, die sich nur rentiren, wenn gleich ganze Fürstenthümer bewässert werden. Man ist in Rußland immer noch von alter Zeit her gewöhnt, alle Arbeiten von öffentlichem Interesse von der Regierung zu erwarten. Der gegenwärtige Finanzminister hat zwar Erfolge bei seinem Bestreben, das russische Kapital zu Unternehmungslust, zu selbständigem Vorgehen mit industriellen Anlagen zu erziehen, aber meiner Meinung nach hat es doch noch gute Wege, bis eine russische Gesellschaft fünfzig Millionen Rubel, oder auch nur fünf bis zehn Millionen, in

Irrigationsarbeiten steckt, die Jahre lang dauern, bis das Land Erträge liefert. Die Regierung ist aber kaum in der Lage, ungemessene Beträge von sich aus herzugeben. Neulich hat ein technisches Konsortium dem Emir von Buchara den Vorschlag gemacht, für drei Millionen Rubel einen wüsten Theil seines Landes anbaufähig zu machen — er solle das Geld dazu vorschießen. Se. Hoheit antwortete vorsichtiger Weise, er wolle sich verpflichten, das Geld zu bezahlen, sobald die Bewässerung (aus dem Amu-Darja) funktionire. Aus dem Plan ist nichts geworden.

Die Kapitalfrage ist also der schwierigste Punkt. aber immerhin bedeutet das schwerlich mehr, als daß eben die volle Ausnutzung dieses Besitzes für Rußland nicht unerheblich verzögert wird. Schließlich wird man im schlimmsten Fall Mittel und Wege finden, sich auf diese oder jene Art mit ausländischem Kapital zu helfen.

Ich hoffe, aus der vorliegenden Skizze der Verhältnisse wird ersichtlich sein, daß es sich für Rußland beim Besitz Turans um Großes handelt. Mir sind die Augen an Ort und Stelle darüber aufgegangen, was aus diesen Ländern gemacht werden kann und ohne Zweifel gemacht werden wird. Man kann es für hochfliegenden Optimismus halten, wenn selbst Fachleute mir allen Ernstes ihre Ueberzeugung versichert haben, daß man mit dem Wasser und dem Schlamm des Oxus und Jaxartes aus ganz Transoxanien, dem alten Sogdianerlande zwischen den beiden Strömen, eine zweite Lombardei, ja ein zweites Aegypten machen

könne — aber was sind denn Kleinasien und Mesopotamien heute und was sind sie im Alterthum gewesen? Es ist wahr, die Schwierigkeiten sind enorm, aber da ist eine autokratische, zielbewußte Regierung. da ist ein unvergleichlich zu Allem, was hier nöthig ist begabtes Volk, da sind die Hülfsmittel der modernen Technik, die der Aufgabe der Wiedererweckung des einst Gewesenen gegenüberstehen, warum sollen sie dieselbe nicht lösen?

Welch ein kolossaler Zuwachs an materieller Macht, an wirthschaftlicher Unabhängigkeit, an Prestige im Orient und Occident, steht Rußland aus seinem turanischen Besitzthum bevor, wenn — ja, wenn eben nicht ganz unvorhergesehene Dinge eintreten! Vom Pamir aus baut sich Rußland die Straße nach Indien, von Merw aus führt der Weg nicht minder nach Afghanistan als nach Chorassan, von der transkaspischen Bahnlinie aus beeinflußt es das nördliche und mittlere Persien, am Sarefschan und Syr erzeugt es die Baumwolle, die Moskau und Lodz brauchen; in der Kirgisensteppe lagern Kupfer und Blei für die ganze Welt und harren auf die Verkehrsstraßen, die sie hinausführen sollen — und vom Kaspi bis zum Hindukusch dehnt sich das Feld, auf dem ein Stück von einem der bedeutsamsten Vorgänge der Neuzeit sich abspielt: dem Bündniß zwischen Rußland und der muhammedanischen Welt, das jenes auf den Weg zur Herrschaft über den asiatischen Kontinent führen soll.

Die Herrschaft über Land und Leute ist für Rußland aber nicht der einzige Faktor, der ihm eine

große Zukunft in Mittelasien sichert. Kaum weniger wichtig ist ein anderer: Die unvergleichliche Fähigkeit des russischen Volkes, sich den verschiedenartigsten Lebensbedingungen anzupassen und seine ganze innere Eigenart, seine Seele sozusagen, dabei unverändert zu behaupten. Am stärksten und werthvollsten ist diese Eigenschaft beim gemeinen Mann, aus dem die Masse der Armee besteht. Der Mann aus dem Volke, der russische Soldat, ist schlechterdings unter allen äußeren Umständen fähig, nicht nur überhaupt zu existiren, sondern er vermag die Fähigkeit, zu Hause zu sein, man möchte fast sagen sein Heimathsgefühl, überall dorthin mitzunehmen, dort festzuhalten, wohin er versetzt wird. Dies Vermögen ist für die politische Expansionsfähigkeit Rußlands ganz unschätzbar, und die russische Machtsphäre wäre ohne das heute lange nicht eine so enorme, wie es der Fall ist. Russische Soldaten haben die transkaspische Bahn gebaut und bei dieser schwierigen Arbeit nicht nur die ja lange bekannte Anstelligkeit des russischen Bauern, sondern auch eine bemerkenswerthe Widerstandsfähigkeit gegen die klimatischen Einflüsse des Wüstengebiets und die oft durchaus ungenügende Beschaffenheit des Wassers gezeigt. Ebenso war die sanitäre Haltung der Sommer und Winter hindurch auf dem Pamir kampirenden Mannschaften eine vorzügliche und die Ueberwindung der sog. Bergkrankheit, die infolge der abnormen Höhen eintritt — Pässe mehrfach über 5000 Meter — ging schnell und glatt von Statten. Die Engländer sollten es sich doch für ihre Vertheidigung Indiens

sehr gesagt sein lassen, daß, wie schon Suworows Alpenfeldzug gelehrt hat, Terrainschwierigkeiten selbst im Hochgebirge für den russischen Soldaten nichts Unüberwindliches haben. Ich bin begreiflicher Weise nicht in der Lage, überall meine Quellen zu nennen, weiß es aber, daß für die russischen Militärs, die auf dem Pamir gewesen sind, der Gedanke garnichts Absurdes hat, im Winter über den Hindukusch zu gehen, so fabelhaft das klingen mag! Allerdings wäre die Sache mit anderen als russischen Truppen wohl ausgeschlossen.

Ich will bei dieser Gelegenheit einige Worte über die russisch-indischen Grenzverhältnisse am Pamir sagen. Nach den letzten Festsetzungen der beiderseitigen Kommissionen ist also endlich jetzt eine feste Grenze abgesteckt, und zwar folgendermaßen (vgl. Stielers Handatlas Blatt 59): Von Dschisa, gleich oberhalb Kerki, bildet der Amu-Darja die Grenze zwischen dem Emirat Buchara, d. h. Rußland, und Afghanistan bis zu dem Fort Kalai-Wamar nahe dem Zusammenfluß des Pandsch und Murghab, aus denen der — zunächst immer noch Pandsch genannte — Amu-Darja entsteht. Von hier an beginnt das unmittelbar russische Pamir. Die Grenze gegen Afghanistan läuft nunmehr südwärts, dem Laufe des Pandsch folgend, bis etwa zwanzig Kilometer unterhalb Ischkaschim. Von diesem Punkte an wendet sie sich ostwärts und geht zunächst auf dem Kamme eines Gebirgszuges, der den Lauf des Pandsch nördlich begleitet, über Jul-Masar zum See Sör-Kul; von hier mit einer Ausbiegung nach

Süden direkt auf den Kamm des Sarykolgebirges zu, das nord-südwärts ziehend die russischen und chinesischen Gebiete scheidet. Andererseits ist der Hauptkamm des Hindukuschgebirges als Grenzlinie zwischen England und Afghanistan festgesetzt worden. Auf diese Weise entsteht zwischen den britischen und russischen Besitzungen ein sog. Puffer in Gestalt eines 300 Kilometer langen und 20—50 Kilometer breiten Streifens, der in der Hauptsache durch das Thal des Pandsch gebildet wird und nominell zu Afghanistan gehören soll, thatsächlich aber Niemandes Gebiet bilden wird, denn es fällt den Leuten, die diesen Strich bewohnen, gar nicht ein, sich um den Emir in Kabul zu bekümmern, der weder die Mittel noch ein Interesse daran hat, seine Autorität in dieser entfernten und armen Gegend geltend zu machen. Ueber die so geschaffene sonderbare „Wurst" und die heillose Angst der Engländer vor einer unmittelbaren Berührung mit Rußland habe ich in Turkestan ebensosehr ironischen Spott, wie die Versicherung gehört, daß der ganze angebliche Puffer eine Lächerlichkeit sei, da er England für den Ernstfall nichts nützen wird — zumal die Russen in voller Arbeit sind, auf dem Pamir eine großartige Militärstraße zu bauen, die vermuthlich nicht dazu dienen soll, auf ihr spazieren zu gehen.

Es ist ja klar, worauf das britische Bestreben ausgeht. Das Einfachste und Natürlichste wäre, entweder den Flußlauf des Pandsch oder noch besser den Hauptkamm des Hindukusch als Grenze zu nehmen, aber die Engländer wünschen natürlich, den Kamm des Gebirges,

und damit die Uebergänge allein in der Hand zu haben, in der Meinung, dadurch ihre strategische Position gegen einen russischen Anmarsch wesentlich zu verbessern. Das mag an sich wohl richtig sein, obwohl man den Feind beim Heraustreten aus einem Gebirgspaß manchmal leichter schlagen kann, als im Gebirge selbst, aber am Pamir liegen die Dinge doch anders. Ich bin weder selbst in jenen Gebieten gewesen, noch traue ich mir ein selbständiges Urtheil in der Sache zu, aber militärische Kenner der Verhältnisse haben mir in Turkestan ihre Meinung dahin entwickelt, daß die Engländer sich einer Täuschung hingeben, wenn sie meinen, durch ihre angebliche strategische Grenzfestsetzung Indien gesichert zu haben.

Ich habe schon in einem früheren Kapitel dieser Aufzeichnungen Gelegenheit gehabt, auf die Antipathie der Muhammedaner, insbesondere auch der Pamirbevölkerung, gegen England hinzuweisen und auf das gute Verhältniß zwischen den Russen und den Eingeborenen, ohne deren thätige Hülfeleistung das Kantonniren von Truppenabtheilungen auf dem Pamir sehr viel größere Schwierigkeiten hätte, als jetzt. Diese Hinneigung der Einheimischen — relata refero — beschränkt sich keineswegs auf die von den Russen inkorporirten Gebiete, sondern hat ebensosehr in den innerhalb der britisch-afghanischen Sphäre gelegenen Gegenden Statt, in Tschitral, Kafiristan, Swat, Badachschan u. a. Russische Offiziere besuchen diese Gebiete und befolgen dabei das Prinzip, stets in Uniform zu reiten, während die englischen Agenten jenseits ihrer Grenzen, auch wenn sie

einen militärischen Rang bekleiden, sich in Zivil bewegen. Trotzdem erfahren es die Russen jedesmal, wenn ein Engländer in den Siedlungen der Eingeborenen sich blicken läßt, während die russischen Offiziere trotz ihrer Kenntlichkeit lange Zeit im fremden Lande reisen können, ohne von den Leuten eine Denunziation gewärtigen zu müssen. Unter den Verhältnissen, wie sie in jenen Gegenden herrschen, sind Beistand und Abneigung der Eingeborenen von höchster, ja entscheidender Bedeutung. Man vergegenwärtige sich, was die gegenwärtigen Kämpfe im Zuflußgebiet des oberen Indus für die Engländer heißen würden, wenn gleichzeitig die Russen die Pässe des Hindukusch überstiegen und auf Kabul und Peschawar anrückten. Außerdem muß noch Mehreres berücksichtigt werden. Das fortgesetzte Zurückweichen der Engländer in ihren zentralasiatischen Differenzen mit Rußland hat ihrem Prestige im ganzen muhammedanischen Asien sehr geschadet. Die Russen tragen Sorge dafür, daß ihre Erfolge und Englands kraftloses Verhalten in geeigneten Beleuchtung überall in den Grenzgebieten und darüber hinaus bekannt werden; es ist ihnen das vermöge ihrer Beziehungen zum Islam ein Leichtes. Besonders, daß Buchara, das geistige Zentrum der östlichen islamitischen Welt, in ihren Händen ist, bedeutet nach dieser Richtung, was den Ruf der russischen Macht und ihres Vordringens betrifft, sehr viel. Es ist dafür gesorgt, daß, soweit der Antagonismus zwischen Rußland und England im muhammedanischen Asien lebendig ist, also vom Bosporus bis zum Ganges, Rußlands Kredit bei der Be-

völkerung steigt und Englands Ansehen sinkt. Sehr schwer zu erreichen ist das allerdings nicht, denn man braucht nichts als die Thatsachen reden zu lassen, und die Reisen der indischen Fürsten nach England werden auch in den Erwägungen dieser Herren nichts daran ändern, daß die Russen immer näher kommen und den Engländern immer unbehaglicher wird. Die Hauptfrage bleibt aber natürlich die militärische und hier liegen die Dinge für England, trotzdem die Verhältnisse auf der Karte scheinbar zu seinen Gunsten sprechen, in der That so schlecht als möglich. Mag der gegenwärtige Aufstand längere oder kürzere Zeit dauern, leicht oder schwer gedämpft werden, so ist doch durch ihn wiederum klar gemacht, was man ohnehin weiß, daß die Eingeborenen nichts von England wissen wollen. Wenn die Engländer rücksichtslos Pulver und Blei walten lassen und ein Exempel statuiren, so wird der Haß gegen sie dadurch nur um so größer werden, und wenn sie sich davor scheuen, so wird ihr Ansehen nur noch weiter fallen. Auch in dieser Beziehung hat Rußland gezeigt, wie man es machen muß. Als durch verschiedene Schlappen und mehrmaliges nothgedrungenes Zurückgehen der russischen Truppen in den Kämpfen gegen die Turkmenen von Achal-Tekke diesen ihr Selbstgefühl sehr gestiegen war, richtete Skobelew das furchtbare Blutbad von Geok-Tepe unter ihnen an. Wieviel Menschen beim Sturm auf die Festung eigentlich niedergemacht sind, wird man wohl kaum erfahren, aber sicher ist es ein wahrhaft schreckliches Gemetzel gewesen, in dem Frauen und Kinder nicht geschont wurden. Werfte

weit wurden die Fliehenden wie Schafe niedergemacht. Das war in der That ein Exempel, aber für Rußland war es ebenso ungefährlich wie es seinen Zweck vollkommen erfüllte. Die Tekke standen überall in schlechtestem Rufe, dazu ist ihr Islam überaus zweifelhafter Natur und wo man von ihrer Niederlage erfuhr, vernahm man es gleichgültig oder mit Freude, wie z. B. in Persien. Zugleich aber bändigte dieser Schlag mit einem Male alles Raubgesindel in ganz Transkaspien. Die unmittelbare Folge der Erstürmung von Geok-Tepe war, daß sich die gefürchteten Turkmenen von Merw ohne einen Flintenschuß ergaben, und das wiederum wirkte weithin über die neu vorgeschobenen Grenzen Rußlands hinaus. Es wäre eine große Thorheit, aus bloßer sentimentaler Humanität über die angebliche „zwecklose" Grausamkeit Skobelews den Stab zu brechen. Das offizielle Rußland thut nichts zwecklos und vollends nicht auf diesem Boden, und die Früchte des Blutbades von Geok-Tepe sind durchaus nicht nur für das Ausbreitungsbedürfniß Rußlands, sondern auch für die Kultur gereift. Das anzuerkennen fordert die Gerechtigkeit. Es giebt andere Gebiete, auf denen dafür Rußland der Vorwurf eines in der That barbarischen Vorgehens nicht erspart werden kann.

Ein Meisterstück Rußlands war die nach der Erwerbung des Turkmenenlandes durchgeführte Feststellung der Grenze gegen Persien und Afghanistan — welch letztere ja bekanntlich selbst zu einigem, von orientirten Leuten mit gebührender Heiterkeit aufgenommenen, englischen Säbelgerassel führte. Bei dem persischen Serachs

beginnend, holt die russische Grenze zu einem tief nach Süden reichenden Bogen aus, der den Lauf des Heri-Rud bis zum Sulfagar (Zulfikar)-Paß und fast den ganzen Kuschk-Fluß in russischen Händen läßt. In diesem Stück Land liegen die Schlüssel zum nördlichen Afghanistan und zu dem ganzen Nordrand von Iran — und hier wird gegenwärtig von der transkaspischen Linie aus eine Eisenbahn gebaut. Diese Linie ist dazu bestimmt — vorläufig — nicht eher Halt zu machen, als am Kuschk-Posten, nahe dem alten Einfallsthor in das vorderasiatische Hochland von Norden her, an der Spalte, durch die der Herid-Rud an dem Sulfagar Gebirge sich vorbeidrängt. Hier führt die große Straße hindurch, die Asien diesseits seiner zentralen Umwallung von Norden nach Süden kreuzt; jenseits des Sulfagar-Passes theilen sich die Wege ins persische Chorassan, nach Herat und Kabul, nach Kandahar, in's Hilmend-Gebiet und zum Indischen Ozean. Der Sulfagar-Paß ist der Hauptschlüssel zur ganzen östlichen Hälfte des iranischen Hochlandes, Afghanistan mit eingeschlossen, für jeden Erober, der von Norden her kommt. Sobald die Eisenbahn hier fertig ist, kommt es militärisch für die Russen nicht mehr so sehr viel darauf an, ob sie Herat schon jetzt besetzen oder damit bis zur Kriegserklärung an England warten. Ich unterhielt mich einmal mit einem Ingenieur auf der transkaspischen Bahn beim Theetisch über diesen Bahnbau am Heri-Rud. „Sagen Sie mir, bitte, wozu bauen Sie eigentlich diese Linie? Mein vis-à-vis lachte, trank seinen Thee aus, stand auf und wies aus

dem Fenster des Waggons über die Flugsandwüste hin, durch die der Zug rollte, südwärts: „Zu kommerziellen Zwecken.“ Sprachs, freute sich über mein augenscheinliches Verständniß für die merkwürdige Betonung des Wortes „kommerziell“ und ließ sich einen Schnaps kommen. Ich that desgleichen und wir tranken das stattliche Maß mit einem Ruck aus: „Auf das Wohl unserer beiderseitigen guten Freunde, der Engländer.“ Und was sagt der Eingeborene dazu, daß Rußland seinen Willen stets durchsetzt? Nun — die russische Politik ist in Asien nur zur Hälfte um des territorialen Fortschreitens willen so zähe; zur anderen Hälfte darum, weil sie den Orientalen kennt, der für seine politischen Entschlüsse als entscheidendes Motiv immer die Erwägung gebraucht, welche Macht wohl die stärkere sei. Und England — weicht muthig zurück.

Wie steht es nun mit der militärischen Position Englands gegenüber Rußland am Hindukusch, dem Hauptwall Indiens selbst? Ich habe darüber folgende Darstellung gehört.

Die Engländer unterhalten im Hindukuschgebiet an verschiedenen Punkten kleine Posten, welche die Aufgabe haben, die Pässe und Straßen zu bewachen. Die Anzahl der Truppen, die dauernd dort untergebracht sind, kann aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine bedeutende sein, weil die Schwierigkeiten der Verpflegung in dem rauhen Hochlande zu groß sind: trotzdem aber ist ein verhältnißmäßig großes Gebiet in Schach zu halten. Erfolgt nun eine Invasion von Norden her, so wird der Angreifer in jedem Falle

mit überlegenen Truppenmassen auftreten, denn er kann sich jeder Zeit den Moment wählen, wo er mit gesammelter Macht den Uebergang über die Pamire und den Hindukusch unternimmt, während die Engländer wie gesagt nur schwer oder garnicht bedeutende Heeresabtheilungen Gewehr bei Fuß am Abhange oder gar auf den Paßhöhen der Gebirgszüge aufgestellt halten können, um jederzeit der Invasion zu begegnen. Dazu muß man in Betracht ziehen, daß, sobald die Russen den Uebergang über die Pässe unternehmen, mit großer Wahrscheinlichkeit ein Aufstand der Gebirgsbewohner im Rücken der englischen Truppen ausbrechen wird, die den Feind am Hindukusch, sei es am nördlichen oder südlichen Abhang oder auf der Höhe, empfangen sollen; die Vertheidiger der Pforten Indiens würden also zwischen zwei Feuer gerathen. Für einen etwaigen Angriff der Russen auf Indien gilt das Industhal selbst oberhalb Darband für ungangbar; die Linie, auf der sich Invasion und Abwehr voraussichtlich begegnen müssen, geht durch das Tschitral- resp. Swat-Thal sowohl auf Kabul als auf Peschawar und den Indus zu. Das ist in der Vorstellung russischer Militärs der Weg nach Indien, und im Vertrauen auf die allerdings nicht hoch genug anzuschlagende Leistungsfähigkeit der Soldaten und die den Engländern feindselige Stimmung der Gebirgsstämme gedenkt man, gelegentlich, nur noch mit einem gewissen Lächeln der alten Straße durch das Kabulthal, auf der bisher noch alle Eroberer seit den Ariern und Alexander dem Großen in die Halbinsel eingedrungen

sind: „so bequeme Wege brauchen wir nicht, um nach Indien zu kommen!“ Ich kann übrigens nicht sagen, daß mir besondere Begeisterung für einen indischen Feldzug unter den russischen Offizieren begegnet ist; man rechnete damit auch keineswegs als mit einer sicher bevorstehenden Nothwendigkeit, aber Niemand hegte auch nur die geringste Besorgniß wegen des Ausganges. Die Stimmung gegen die Engländer ist unter dem Militär, soweit ich gesehen habe, weit entfernt von der Erbitterung, die im russischen Volke gegen sie herrscht, wohl aber ist sich die Armee in Turkestan ihrer Ueberlegenheit als wie einer selbstverständlichen Sache bewußt. Sehr anders empfindet allerdings das Volk, und zwar durch alle Schichten hindurch. Ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß kein politischer Instinkt die ganze Nation, von den gebildetsten Ständen bis zum Bauern und Droschkenkutscher, in dem Maße eint, wie die kräftigste Antipathie gegen England. Kein Krieg wäre in Rußland so populär, wie eine Abrechnung mit England, und der große und bemerkenswerthe Umschwung, der sich in der Stimmung Deutschland gegenüber theils vollzogen hat, theils sich vollzieht, geht größtentheils auf die Erkenntniß zurück, daß Deutschland und Rußland gemeinsame Interessen gegen England haben. Ich habe bald nach der Transvaaldepesche Kaiser Wilhelms Gelegenheit gehabt, Rußland von einem Ende bis zum andern zu durchreisen und habe es sowohl damals, als auch dieses Mal wieder bestätigt gefunden, daß jede prononcirt anti-englische oder doch so zu deutende

Stellungnahme von deutscher Seite gegen England in Rußland mit einer Steigerung in der Stimmungstemperatur uns gegenüber beantwortet wird. „Wot molodjétz“, je nachdem ein „braver“ oder auch ein „Teufelskerl“, war die einhellig und mit Ueberzeugung angewandte Charakteristik für den deutschen Kaiser, wenn von dem Telegramm an den Präsidenten Krüger gesprochen wurde. Daß „Wilgéljm“ es den verfl . . . . Engländern ordentlich gegeben, hat dem Kaiser in Rußland zu einer gewissen Popularität verholfen. Ueberhaupt habe ich nie anders, als mit Achtung von ihm sprechen gehört. Ich will diesen Abschnitt meiner Erzählung nicht beenden, ohne all den liebenswürdigen und kenntnißreichen Männern in des russischen Kaisers Rock, die ich auf meiner langen Fahrt kennen gelernt habe und denen ich Vieles für meine Aufzeichnungen verdanke, noch einmal herzlich im Geiste die Hand zu schütteln. Ich hoffe, diese Blätter kommen früher oder später einmal auch nach Turkestan, und es erfüllt sich dort, was ich öfters auf mein Versprechen, ein Exemplar zu senden, geantwortet bekam: „Meine Frau versteht deutsch; sie wird es mir übersetzen.“ Manchmal war es auch nicht eine Frau, sondern eine Tochter. Leider habe ich nur einmal das Vergnügen gehabt, mich mit einer Offiziersdame in Asien deutsch unterhalten zu können — es war in Merw —, aber ich war erstaunt über die Fertigkeit im Gebrauch der fremden Sprache.

Für unsere Politik, die in einem engen Verhältniß zu Rußland jetzt ihre vornehmste Aufgabe hat und glücklicher Weise auch auf dem richtigen Wege ist,

muß die geschilderte englandfeindliche Stimmung in Rußland ein wichtiges und unter allen Umständen zu berücksichtigendes Moment bilden. Daß sich die Dinge nicht auch ändern können — ich will von einer Erörterung dieser Frage, die von *innerrussischen* Verhältnissen auszugehen hätte, hier absehen — soll hiermit natürlich nicht gesagt sein.

In Anbetracht der Lage muß Rußland einstweilen mit aller Bestimmtheit darauf rechnen dürfen, daß wir seinen Fortschritten in der Richtung auf Indien und China mit sympathischen Blicken folgen. Rußland und wir haben das gleiche ausgesprochene Interesse an der Isolirung Englands. Diese Gleichheit unserer Interessen ist mit Naturnothwendigkeit das Gegenstück dazu, daß es umgekehrt Englands Bestreben sein muß und thatsächlich ist, Rußland und Deutschland in Gegensatz zu einander zu bringen resp. zu erhalten. Nur in dem Falle kann England darauf rechnen, daß die beiden Kontinentalmächte ihre Interessen zu seinen Gunsten vernachlässigen. Die Dinge liegen eben so, daß, wenn wir, d. h. Rußland und Deutschland, uns nicht auf einander verlassen können, jeder von uns den sicheren Nachtheil und England den Profit davon hat. Dabei dürfen wir es uns gesagt sein lassen, daß die Interessen unseres östlichen Nachbars in Asien so groß sind, daß es ihm ernsthaft auf gewichtige Zugeständnisse uns gegenüber garnicht ankommen darf, wenn er in der Hauptfrage sich bewußt sein kann, was uns betrifft vollkommen sicher zu gehen. Gelingt es, auch Frankreich in diese Politik der Isolirung Englands

mit hineinzuziehen, so können die drei Kontrahenten vollends sich und einander zum Verständniß ihrer Interessen gratuliren.

Indeß es wird nun Zeit, von den transkaspischen Gebieten Abschied zu nehmen. In Aschabad hatte ich auf der Rückreise noch das Vergnügen, der Gast eines alten Berliners zu sein, der, obwohl vor dreißig Jahren nach dem Kaukasus ausgewandert, immer noch höchst aufgeklärt und Demokrat vom reinsten Wasser war, ein waschecht freisinniges Berliner Blatt hielt und seinen Dialekt trotz jedem Biedermanne sprach, der nie über Potsdam und das Treptower Eierhäuschen hinausgekommen ist. Der liebenswürdigen Gastfreundschaft dieses Landsmannes verdanke ich auch den Genuß, zum ersten und voraussichtlich einzigen Mal in meinem Leben die Operette „Der Zigeunerbaron“ gesehen zu haben — von einer russischen Wandertruppe in einem hölzernen Zirkusgebäude, zusammen mit der ganzen Elite von Aschabad. Vierundzwanzig Stunden später schwamm ich wieder auf dem Kaspi und begrüßte am Donnerstag nach Ostern Baku.

Baku ist einer der merkwürdigsten Orte der Welt. Ich habe eine für mich persönlich außerordentlich lehrreiche und interessante Zeit dort zugebracht, aber was dem Orte seine Bedeutung giebt, die Naphta, ist schon zu oft Gegenstand eingehender Beschreibungen gewesen, als daß ich mehr denn einige Bemerkungen allgemeinerer Art machen möchte. Die Stadt selbst ist ein so trostloser Aufenthaltsort, wie man ihn sich nur denken kann. Ueber den Kaspi und die Halbinsel

Apscheron stürmt so häufig und mit so verderblicher Wirkung der sogenannte „Nord“, daß man dort, wo er weht, eigentlich von keiner Vegetation sprechen kann. Mit Mühe fristen an geschützten Stellen in der Stadt einige Bäume und Sträucher ihr fast das ganze Jahr hindurch blätterloses Dasein; dafür erfüllen aber beim „Nord“ derartige Massen wirbelnden Sandes die Straßen, dringen in die Häuser, setzen sich auf Möbel und Teppiche, unter die Kleider, in Augen, Nase und Ohren, daß der nicht daran gewöhnte Ankömmling seinen Verstand zu verlieren fürchtet. Als ich mich das erste Mal, von Tiflis aus, Baku näherte und der Zug allmählich aus den Windschatten, den die Ausläufer des östlichen Kaukasus gewähren, hinauskam, dort wo zur Linken die schwarzen Rauchwolken des Naphtarayons von Balachany sichtbar werden, fingen bereits die Sandkörner auf der Nordseite gegen die Fenster zu prasseln an. „Na, das wird wieder nett werden, in Baku giebts Nord“ meinte mein erfahrener Reisegefährte, und so war es denn auch. Die Straßen erfüllte eine wirbelnde Masse, gegen die das dichteste Schneetreiben eitel Durchsichtigkeit gewesen wäre; alle Bauten stockten, weil kein Arbeiter sich auf einem Gerüst hätte halten oder gar dort etwas schaffen können, und zunächst war es nur auf Momente möglich, die schmerzenden Augen zu öffnen. Solch ein Nordwind dauert gewöhnlich mehrere Tage, und wöchentlich einmal haben die Bewohner von Baku den Genuß, dieses Lüftchen sich um den Kopf wehen zu lassen. Die Sandmassen rühren daher, daß der Wind wie

gesagt keine Vegetation aufkommen läßt, und die Verwitterung das leicht zerstörbare, überall zu Tage liegende Gestein fortgesetzt an der Oberfläche in feine Partikelchen zerfallen läßt, die der Sturm dann als Sand mit sich fortträgt. Dabei giebt es auf Meilen im Umkreise keinen Tropfen wirkliches Süßwasser, denn weithin dehnt sich der salzgeschwängerte einstige Meeresboden aus, der alles Wasser, Quellen sowohl als auch Niederschläge, bitter-salzig macht. Daher wird sämmtliches Trinkwasser für die jetzt 125000 Einwohner zählende Stadt durch die Destillation von Meerwasser gewonnen, ebenso wie in Krasnowodsk, nur in bedeutend größerem Maßstabe.

Baku steht jetzt nur noch um 20—30000 Einwohner hinter Tiflis zurück, und diese Entwickelung hat es in wahrhaft amerikanischer Art während der letzten zwanzig Jahre genommen. Einzig und allein die Naphta hat diesen Aufschwung herbeigeführt. Um Naphta dreht sich hier Alles; sie allein veranlaßt die Menschen, an diesem schrecklichen Orte zu leben. Allerdings hat die Stadt, da hier die einzig gute Rhede am ganzen Ostufer des Kaspischen Meeres vorhanden ist, seit sehr alter Zeit existirt, aber schon die alten arabischen Geographen wußten zu sagen: „Ohne Noth komme nicht nach Baku — ohne große Noth fahre nicht nach Usun-Ada (der alte Landungsplatz auf der asiatischen Seite — ohne die äußerste Noth wage Dich nicht in die Hungersteppe (im Kirgisenlande)." Zur Sassanidenzeit war Baku ein ziemlich stark frequentirter Transitplatz für den Waarenverkehr

aus Persien und Mittelasien über den pontisch-kaspischen Isthmus zum Bosporus, zum Dnjepr-Newaweg und zur Donau hin, und die Genuesen haben noch im 17. Jahrhundert die über Baku beförderten Waaren an der Mündung des Rion (Phasis) in Empfang genommen und von dort weiter gebracht. Später beherrschten die Araber und dann die Perser die Stadt; aus der letzteren Periode stammen die wohlerhaltenen Befestigungen der alten (tatarischen) Stadt und der Palast der Chane, die als Vasallen, mitunter aufsässige, der Schahe in Baku residirten — interessante Bauten aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Den berühmten Thurm Kis-Kaleh,. das Wahrzeichen der Stadt am Hafen, halte ich dagegen sicher für kein Werk der Muhammedaner und schwerlich auch der Sassaniden. Nur römische, d. h. in diesem Falle byzantinische Baumeister haben dies kolossale Werk, das mir übrigens nur der letzte Rest eines alten Hafendammes sammt Leuchtthurm zu sein scheint, errichten können, allerdings möglicher Weise in fremden Diensten, denn davon, daß die Byzantiner direkt am Kaspischen Meere geherrscht hätten, ist nichts bekannt, wenn auch die Beherrscher von Iberien und Albanien, dem heutigen Transkaukasien, für Vasallen des Basileus galten.

Wo die Naphta herstammt, ist noch eine ungelöste Frage. In der Hauptsache stehen sich zwei Theorien gegenüber. Die eine, hauptsächlich in Rußland vertreten, nimmt Entstehung auf anorganischem Wege durch Aufeinanderwirken von heißem Wasserdampf und kohlehaltigem Eisen im Erdinnern oder durch Umbildung

aus den — spektralanalytisch im Weltall beobachteten — freien Kohlenwasserstoffen an. Die andere erklärt die Naphtalager aus der Zersetzung fettenthaltender Seethiere unter Luftabschluß und hohem Druck der allmählich sich über jenen organischen Massen ablagernden Schichten. Thatsächlich liegen unter dem Naphta führenden Gestein bei Baku sehr viele Fischskelette und man kann experimentell aus thierischem Fett naphtaähnliche Kohlenwasserstoffe herstellen, aber trotzdem bleiben einige Schwierigkeiten übrig. Kürzlich hat ein russischer Gelehrter die interessante Hypothese ausgesprochen, daß in dem Salzsee Adschi-Darja, von dem ich im 1. Kapitel erzählt habe, gegenwärtig die Bedingungen dereinstiger Naphtabildung statthaben, denn die Strömung des Kara-Bugas führt ununterbrochen zahlreiche Fische und niedere Seethiere in jene Pfanne, deren immenser Salzgehalt alle aus dem Kaspi stammenden Organismen in kurzer Zeit tödtet, sie alsdann aber auf dem Grunde der Soole konservirt. Diese Organismenmasse mischt sich dann mit den mineralischen Stoffen, die gleichfalls vom Wasser ausgeschieden werden, und so entsteht eine Materie, aus der sich möglicher Weise Naphta bilden kann, wenn später einmal eine Ueberlagerung mit einer festen Decke eintritt.

Die Bedeutung der Naphta für Rußland ist unermeßlich. Kriegs- und Handelsschiffe, Eisenbahnen, Fabriken und Erzschmelzen haben in gleicher Weise Theil an den Vortheilen dieses Heizstoffes. Die Naphta von Baku ist zu reich an flüchtigen Stoffen, um direkt unter den Dampfkesseln verfeuert zu werden; daher dienen

von ihr nur die quantitativ den größeren Theil ausmachenden, nach der Destillation übrigbleibenden Rückstände, Massut genannt, zu Heizzwecken. Bei der Ausdehnung des russischen Wasserstraßennetzes kann die Naphta bis in die entferntesten Gegenden des Reiches als Ersatz für die meist schwer zu beschaffende Kohle vordringen. Die uralischen Eisenwerke sind durch sie trotz des beginnenden Holzmangels gerettet; in den östlichen und südlichen Theilen des Reiches, vor allem auf der Wolga, im Kaukasus, auf dem Kaspi und dem schwarzen Meer, in Transkaspien und Turkestan, vereinfacht sie theils, theils ermöglicht sie erst die Ausbreitung des Schienennetzes und der Dampferkurse ohne Rücksicht auf den sonst vielfach geradezu verhängnißvollen Mangel an Brennmaterial. Das Zentrum, aus dem diese schwarze Quelle des Segens für Rußland fließt, ist Baku. Ich will nicht von meinem Besuch der „schwarzen Stadt", von den Naphtabrunnen in Balachany, von den Petroleum-Raffinerien und Reservoiren erzählen, weil das alles bekannte Dinge sind, aber an der kulturgeschichtlich und naturwissenschaftlich merkwürdigsten Oertlichkeit in der Gegend von Baku möchte ich wenigstens mit etwas mehr als der bloßen Erwähnung vorübergehen: an Ataschgá, dem Ort des „ewigen Feuers." Wenn auch die brennenden Gase, die hier seit undenklichen Zeiten dem Erdboden entströmen, in Wirklichkeit nicht so ganz den überwältigenden Eindruck machen, wie sich die Phantasie das seit der Knabenzeit vorstellen mag, so bleibt es doch immer ein ewig denkwürdiger Ort, an dem das jetzt verlassene

Parsenkloster mit seinem von flammenlodernden Zinnen gekrönten Tempelthurm steht. Der jetzige Bau stammt erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts und seit längerer Zeit ist der letzte Mönch, der an dem ewigen Feuer bisher noch wachte, gestorben oder verschollen, ohne daß er Nachfolger erhalten hätte, ja die Wallfahrten der Parsen hierher sind ganz ins Stocken gerathen und die heiligen Flammen dienen theilweise dazu, die Kessel einer großen Fabrikanlage zu heizen, die sich dicht neben dem Tempel erhebt, aber wer könnte trotz alledem ohne Bewegung diesem Naturschauspiel zusehen, das einst für die vielen Millionen Bekenner einer heute fast ausgestorbenen erhabenen Religion — es war die edelste, die der arische Stamm hervorgebracht hat! — ein Sinnbild des höchsten, waltenden Wesens war, Auramazdas, des Vaters des Lichts, des Gebers aller guten Gaben vom Himmel!

Eine Pflicht will ich bei der Berührung von Baku nicht versäumen: die des herzlichen Dankes für die große, nach unseren westeuropäischen „degenerirten" Begriffen übergroße Gastfreundschaft und das freundliche Geleit, die mir in Baku vom deutschen evangelischen Pfarrhause zu Theil geworden sind. Ihnen beiden, Herrn Pastor Zimmermann und seinem Gehilfen, dem ausgezeichneten Kenner des kaukasischen Landes und der kaukasischen Geschichte, Herrn Pastor Bergmann, schüttele ich hiermit noch einmal über Land und Meer in herzlichem, dankbaren Gedenken die Hand.

Siebentes Kapitel.

Zum Katholikos der Armenier.

Nun war ich wieder in Tiflis und das zweite, das Hauptziel meiner Reise: das Hochland des russischen Armeniens mit dem Patriarchensitz Etschmiadsin und den Ruinen der alten Bagratidenresidenz Ani im Lande Ararat, stand mir bevor. Auch in Tiflis hat mir das gastfreie Haus des deutsch-protestantischen Predigers, Herrn Pastors Hansen, die dankbar empfundene Wohlthat eines festen Ruhepunkts nach allerlei Exkursionen geboten, zugleich mit dem werthvollen freundschaftlichen Rathe des Hausherrn und seines Mitarbeiters im Dienst der evangelischen Kirche des Kaukasus, Herrn Pastors Beermann. Jetzt ging es fort nach Süden, ins Hochland. Von Tiflis bis zur Station Akstafá der transkaukasischen Bahn, ca. 80 Kilometer, benutzt man die Bahn, die hier auf einer Strecke dem alten Posttrakt folgt, dann fängt die Wagenfahrt an. Um zwei Uhr Nachts sind wir in Akstafá, und ich erfahre, daß die Postkutsche nach Eriwan gegen sechs Uhr Morgens abgeht. Vier Stunden sind hinzubringen: ich habe die Wahl, das auf der

Poststation oder im Wartesaal der Eisenbahn zu thun. Dort giebt es Holzpritschen und Wanzen, hier blos Rohrstühle, aber kein Ungeziefer. Von einem Hotel oder sonstiger vernünftiger Unterkunft ist keine Rede, es sei denn, daß man sich in einen Duchan (Eingeborenen-kneipe) wagen will. Ich arrangirte also aus acht Stühlen, zwei Plaids, Mantel und Kissen eine improvisirte Lager-statt im Wartesaal, streckte mich aus und schlief wie ein Todter bis sechs Uhr. Als ich aufwachte und auf der Post erschien, waren alle Plätze in der Kutsche von ver-schiedenen Reisenden, die sich mittlerweile auf irgend eine Weise eingefunden hatten, — ich hatte geglaubt, daß ich ganz allein abfahren würde — besetzt. Während ich ziemlich rathlos mit dem Posthalter verhandelte, tauchte plötzlich ein blutjunger, aber kolossal schneidiger Artillerielieutnant auf, der bis Delischan wollte, einer im ganzen Kaukasus berühmten Sommerfrische auf halbem Wege zwischen Akstafá und Eriwan. Auch er bekam keinen Platz im Omnibus, und so machten wir schleunigst aus, zunächst bis Delischan Reisegefährten zu sein, d. h. wir nahmen einen sog. Tarantaß für uns beide und theilten uns in die Kosten. Auf den russischen Poststraßen besteht nämlich ein eigenthümliches System der Personenbeförderung. Der Reisende erhält von Station zu Station vom Posthalter, der seinerseits den „Trakt" von der Regierung in Entreprise genommen hat, Wagen und Pferde geliefert. Der Preis beträgt pro Pferd und Kilometer (zwei Pferde sind das Minimum) 7—9 Pfennige; dazu kommt noch eine Kleinigkeit für deu Wagen und ein Trinkgeld für den auf jeder Station

wechselnden Kutscher. Die Stationen liegen im Durchschnitt ca. 20 Kilometer auseinander; Vorschrift sind im Winter und Sommer 10—11, im Frühjahr und Herbst 7—8 Kilometer pro Stunde. Auf stark befahrenen Routen haben die Stationen je 80—120 Pferde; zwischen Tiflis und Wladikawkas versehen z. B. über 1000 Postpferde den laufenden Dienst, und auf der Transitstraße ins Hochland ist der Verkehr nicht sehr viel geringer. Will man nun eine Fahrt auf der Poststraße antreten, so sieht man sich zunächst nach einem Weggenossen um, denn für eine oder zwei Personen ist die Beförderungstaxe dieselbe und jeder hat alsdann nur die Hälfte zu zahlen. Dann erhält man vom Posthalter einen Begleitschein, auf dem das vorläufige Ziel des Weges vermerkt ist, und dieses Papier verpflichtet alle folgenden Stationen zur weiteren Stellung von Pferden, soweit der Bestand reicht. Geliefert wird zur Taxe als Vehikel ein Tarantaß; bessere Wagen kosten einen hohen Zuschlag. Ein Tarantaß ist nun im Kaukasus ein böses Ding. Im eigentlichen Rußland besteht er aus einem Korbe oder Kasten, der auf zwei sehr langen, biegsam federnden Stangen ruht, und diese Stangen wiederum sind auf den Achsen der beiden weit auseinanderstehenden Räderpaare des Wagens befestigt. Auf diese Weise rüttelt der Wagen beim Fahren nicht so sehr. Im Kaukasus aber sind an Stelle der federnden Stangen kurze und unelastische im Gebrauch, förmliche Balken, auf denen der Wagenkasten aufsitzt, und nur einige im Wagen querüber gespannte Stricke oder dünne Ketten, auf die ein Sack zum Sitzen gelegt wird,

mildern ein wenig die Stöße beim Fahren. Kissen und Decken pflegt jeder Reisende mit sich zu führen, meist auch den mächtigen kaukasischen Radmantel aus steifem, wollhaarigem schwarzem Filzstoff, die Burka, und das alles wird zusammengepackt, um das Gefährt so bequem wie möglich auszustatten.

Mein Lieutenant fluchte und wetterte also mit einer für kaukasische Verhältnisse ganz merkwürdigen Geschwindigkeit Pferde, Kutscher, Tarantaß und Begleitbrief zusammen, das Gepäck wurde verstaut und verschnürt, wir kletterten in den Wagen, der Stations-Pferdeknecht trat mit der Mütze in der Hand heran und bat um sein Trinkgeld fürs Anspannen und Besorgen des Gepäcks — „verfluchte Bestie, da hast du deinen Fünfer" — und fort ging's nach Süden, bei herrlichem Sonnenschein im breiten, angebauten Thal der reißenden Akstafá. Die Trinkgelderwirthschaft auf der Post ist ganz unglaublich! Wer auf Reisen geht, muß sich mit einem ganzen Beutel voll Kupfer- und kleiner Silbermünzen versehen, denn größere Kreditbillets oder Goldmünzen bekommt man auf den Posthaltereien kaum gewechselt, und dabei drängt sich auf jeder Station allerlei Volk, das auf dem Hofe umherlungert, zu hundert überflüssigen Dienstleistungen heran, um bei der Abfahrt des Tarantaß mit der Bitte „na-tschai" sich zu melden. „Na-tschai" heißt wörtlich: „für Thee" und ist das Wort, für das im Kaukasus aus der ganzen russischen Sprache der Eingeborene sich am gelehrigsten gezeigt hat; wenn er sonst nicht einen Ton russisch kann, so sind ihm diese beiden Silben doch geläufig. Allerdings

gilt das nur von den Verkehrslinien; abseits vom Wege giebt es viele Gegenden, wo ein Geldgeschenk für eine Gefälligkeit als Beleidigung aufgefaßt werden würde. Außer dem rieselnden Trinkgelderregen ist für diese Postfahrten charakteristisch das Schimpfen und Fluchen, vermittelst dessen mit den Stationshaltern und dem Fahrpersonal verkehrt wird. Der Fremde, auch wenn er russisch kann, ist da in einer eigenthümlichen Lage; tritt man höflich auf, so kann man sicher sein, in jeder Beziehung schlecht zu fahren, aber es kostet einem gebildeten Mitteleuropäer doch zunächst einige Ueberwindung und fordert Uebung, mit den Leuten nur im gröbsten Unteroffizierston, per Hundesohn, Bestie, Teufelholen, Fellabziehen u. dgl. zu verkehren — von noch weniger parlamentarischen Wendungen nicht zu reden. Das eigentliche Schimpfen ist übrigens meist nicht unbedingt nothwendig, aber barsch muß man in jedem Falle sein; die Leute verstehen es nicht anders und halten den Reisenden sonst nicht für einen bārin, einen „Herrn". Das ist der Orient — was will der Einzelne dabei machen?

Die Fahrt ließ sich prachtvoll an. Der untere Theil des Akstafáthales hat ausgedehnte Reiskulturen, die gerade unter Wasser standen, aber bald rückten die Berge zu beiden Seiten näher heran, an dem reißender werdenden Gefälle und verstärkten Rauschen des Flusses spürte man das Ansteigen der brillant im Stande gehaltenen Fahrstraße, und nach einigen Stunden Fahrt hatte die Landschaft bereits den Charakter eines deutschen Mittelgebirgsthales angenommen: hier und da im Grunde

und am unteren Theil der Abhänge Anbau oder (größtentheils) Wiesen, darüber wundervoller, aber meist noch recht junger Laubwald. Die grünen Thalwände waren 500—800 Meter hoch, und auf den Höhen (es war im Mai) lag erst ein zarter, grüner Schimmer über die knorrigen kleinen Eichbäume gebreitet.

Zu der Großartigkeit und Wildheit der Natur im Paß über den Großen Kaukasus bildet das anmuthige und malerische Akstafáthal ein prächtiges Gegenstück. Der obere Theil wird (nach einem Städtchen an der Akstafá) das Thal von Delischan genannt und ist eine wahre landschaftliche Perle, weit und breit als ein Ort der Erholung berühmt. Das Gebirge, über das die Straße von Delischan fährt, ist ein Theil der großen Bodenanschwellung, die sich, parallel dem Kaukasus und mit diesem durch den ca. 1000 Meter hohen Querriegel von Ssuram, die Wasserscheide zwischen Kaspi und Pontus, zusammenhängend, vom Schwarzen Meer bis ans iranische Hochland erstreckt. Dieser ganze Gebirgszug mit seinen Ausläufern und Verzweigungen wird der Kleine Kaukasus genannt; er hat nicht den Charakter eines Kettengebirges, wie der Große, sondern besteht großentheils aus mehr plateauähnlichen, vielfach vulkanischen, Erhebungen. Die Höhen sind oft beträchtlich, und der Hauptpaß auf der Straße nach Eriwan liegt über 2000 Meter hoch; manche Berge tragen selbst ewigen Schnee. Nach Süden und Südwesten legt sich das armenische Hochland, dessen tiefste Senkung, die Stromebene des Araxes, bei Eriwan noch immer ca. 900 Meter über dem Meere ist, an das Gebirge an.

Mein Lieutenant war ein ausgezeichneter Reisegefährte; ich hatte beim Pferdewechsel für nichts zu sorgen und freute mich abwechselnd über das schnelle Vorwärtskommen, über die Unterhaltung, die schöne Gegend und die Bereicherung meiner Kenntniß russischer und tatarischer Kraftausdrücke, denn die Bevölkerung ist bis Delischan, wo das Armenierthum anfängt, längs der Straße tatarisch.

Nach einigen Stunden Fahrt wurde in der Ferne thalaufwärts eine Gruppe merkwürdig spitzer, dunkelgrün bewaldeter Bergkuppen sichtbar. Ich kannte diese Form bisher nur aus geologischen Abbildungen, aber darnach konnte kein Zweifel über die Natur der Bildungen sein: es waren Basaltberge, und die berühmte vulkanische Region des transkaukasischen Hochlandes begann. Alsbald that sich denn auch der Anblick eines imposanten Denkmals der feurigen Kraft des Erdinneren auf: eine gewaltige, schwarze, basaltene Felsmasse, in säulen- und plattenförmiger Gliederung unmittelbar an der Straße senkrecht emporschießend. Massen des dunkeln, kantigen Trümmergerölls, das der Fluß schon seit lange weiter abwärts mit sich herabgeführt hatte, bedeckten den Abhang vom Fuße des Felsens bis zur Thalsohle, und die plötzlich in doppelter Frische und Pracht prangende Vegetation, die strotzende Baumfülle und die saftig grünen Abhänge und Wiesenflächen legten Zeugniß ab von der Fruchtbarkeit des verwitternden Eruptivgesteins. Es giebt solches auch an der grusinischen Heerstraße, aber mein noch ungeübtes Auge übersah es damals auf der Fahrt über der Größe des Gesammtbildes —

darum habe ich den ersten Eindruck vulkanischer Massengesteine im Großen an dieser Stelle im Thale von Delischan gehabt. Auf mich, den Sohn der Tiefebene, der zwischen Sand, Thon und schwarzer Erde aufgewachsen war, dem die Dünen der Ostsee und die glazialen Schutthügel des baltischen Küstengebiets lange Zeit die einzigen Bodenerhebungen und Kennzeichen gestaltender Kräfte auf der Erdoberfläche gewesen waren, brachten die Basaltfelsen von Delischan einen derjenigen Natur-Eindrücke hervor, die fürs Leben dauern. Von dem finsteren, stahlharten Gestein da vor mir schweifte die Phantasie zurück in das Mittelalter der Erde, da diese nun in mächtigen starren Säulen auseinander krystallisirten Berge feurig-flüssig, dem glühenden Innern des Planeten entquellend, gen Himmel stiegen, und wieder zum Ufer des kaspischen Meeres, wo Kur und Araxes die zu Schlamm zerriebenen Trümmer dieser gigantischen Massen fort und fort in die Salzfluth wälzen — die Vorbereitung künftiger Gebirge.

Die Verpflegung auf den Stationen an der kaukasischen Transitstraße ist meist so schlecht, daß man sich auf heißes Wasser für den mitgeführten Thee als einzigen, den sog. „Buffets“ entnehmbaren Artikel beschränken muß. Auf europäische Art gebackenes Brod ist hier nicht mehr zu haben, und selbst der Stoff, der im heiligen Rußland neben dem „Samowar“ am längsten und bis in die fernsten Winkel des Reiches vorzuhalten pflegt, der Schnaps, wird hier ungenießbar, wie ich es zu spüren bekam.

Mein Lieutenant und ich entdeckten einmal auf

einer Station unter den verschiedenen fragwürdigen Herrlichkeiten des Buffets eine Flasche, die ein großes, buntes Etikett mit der Aufschrift: „Striedter, St. Petersburg“, trug. Striedter ist eine der berühmtesten Branntweinraffinerien und Liqueurfabriken Rußlands; wir ließen uns also sofort von dem Inhalt zwei Gläser füllen und tranken sie nach russischer Art mit einem Ruck aus. Na, die Gesichter darnach! Ich habe kaum je im Leben etwas so entsetzlich Schmeckendes getrunken, denn das Zeug war an Ort und Stelle von den Bauern gebrannter Fusel, den der schlaue Posthalter in eine Striedtersche Flasche gegossen hatte. Natürlich brach nun ein furchtbares Unwetter über den Mann los, und ich muß gestehen, daß mir seit diesem Vorfall das russische Schimpfen bedeutend leichter und herzhafter von Statten ging, nachdem ich es einmal unreflektirt in aufrichtiger Entrüstung praktizirt hatte. Im Uebrigen war der Vorfall eine gerechte Strafe für Menschen, die in einem Lande, wo edler Wein wächst, Branntwein trinken wollten, auch wenn er wirklich von Striedter gewesen wäre.

Bei Delischan trennten sich unsere Wege. Der Lieutenant mußte in seine Garnison, Alexandropol, und ich wollte nach Eriwan. Der Omnibus mit seinen Insassen schlug gleichfalls den ersteren Weg ein, und so war ich denn ganz auf mich allein angewiesen, um weiter zu kommen, denn ein Reisegefährte war trotz alles Umherfragens nicht aufzutreiben. Da machte mir der Stationshalter den Vorschlag, mit der sog. leichten Post weiterzufahren, d. h. mit dem Tarantaß, der in Begleitung

eines Kondukteurs das tägliche Brieffelleisen von Akstafá nach Eriwan bringt. In einem solchen Fall hat der mitfahrende Reisende gleichfalls nur den halben Beförderungspreis zu zahlen. Natürlich nahm ich das mit Vergnügen an und habe die nun folgende merkwürdige Fahrt nicht bereut. Ich wäre allerdings am folgenden Tage mit dem großen, auf Federn ruhenden Omnibus viel bequemer vorwärts gekommen, aber manches Eigenthümliche und Originelle wäre mir entgangen, hätte ich mir nicht eine Weile ganz allein in dieser fremden Welt durchhelfen müssen. Der Postkondukteur war ein Armenier, der einige Brocken Russisch konnte; Postillon, Stationshalter und Landvolk, Alles war fortan rein armenisch, und die Verständigung fing an, große Schwierigkeiten zu haben. Essen und Trinken wurde von Delischan ab nach Form und Stoff morgenländisch; auch die menschlichen Bauwerke und die Natur selbst veränderten sich in eigenthümlicher Weise.

Delischan liegt gegen 1200 Meter hoch. Von hier arbeitet sich die Straße auf etwas über 25 Kilometer fast 1000 Meter zum Paß von Tschubuchly am See Goktscha oder Sewanga in die Höhe. Vom Thalgrunde aus sah man den Schnee auf den Bergen liegen, oben noch als dichte Decke, an den Abhängen in vereinzelten großen und kleinen Flecken. Der Weg verließ das Akstafáthal und erklomm in unendlichen, ermüdenden Windungen einen massigen Bergrücken. Immer näher kamen wir der Schneeregion; bald waren die weißen Flecken uns rechts und links zur Seite, dann sah man bereits auf sie hinab und wir fuhren durch kompakte

Massen thauenden Schnees, die gerade anfingen, mit ihrem rieselnden Schmelzwasser die Straße aufzuweichen, sodaß die Pferde stellenweise Schritt gehen mußten. Jetzt wurde die Luft feucht und zugleich eisig kalt, die Stimmung in der Atmosphäre erhielt etwas Gespenstisches, unheimlich Starres, als ob sich irgend ein düsteres Ereigniß vorbereitete. Da wandte sich der Weg wieder einmal mit einer scharfen Kurve rückwärts, sodaß der Blick in das verlassene Thal fiel, und nun sah ich es: der Nebel kam, aus dem Thale herauf, uns nach. Es war ein ganz seltsamer, merkwürdiger Anblick. Eine dicht geballte Masse erfüllte, wie aus einer unsichtbaren Tiefe heraufquellend, in langsamem Vordringen vom Hintergrunde her sich heranschiebend, das ganze tiefe, weite Thal. In der Ferne war bereits alles wie unter der feuchten weißen Decke begraben; unter uns, zu unseren Füßen, krochen eben die ersten Schwaden über die Thalsohle hin, aber mit unbegreiflicher Geschwindigkeit wogte es in wenigen Augenblicken, wie durch einen Zauber heraufbeschworen, bergehoch an derselben Stelle, die jenseitige Thalwand schon den Blicken entziehend. Wie von unsichtbaren Geisterhänden aus dem Reich des eisigen Todes fühlten sich Stirn und Wangen von dem kalten Hauche angefaßt, den der Nebel vor sich her zu uns emporsandte. Da quoll es dicht, wie eine am Boden schleichende Wolke, von unten über den Rand der hohen, steilen Böschung des Weges, ein grauer Schleier legte sich im Augenblick um Wagen, Menschen und Pferde; gleichzeitig wendete das Gefährt mit den schwer ziehenden, keuchenden und dampfenden

Thieren und den zusammengekauert und stumm darin sitzenden Menschen wiederum zu einer neuen Windung die Straße hinauf, und nun sahen wir dem gespenstigen Feind nicht mehr von vorne ins Gesicht, wie er heran-drängte, sondern spürten nur, wie er von hinten her rasch uns dicht und dichter einhüllte und umfing. In wenigen Minuten war jede Spur von Aussicht verschwunden; wir fuhren wie auf dem Grunde eines undurchsichtigen, kalten Dunstmeeres dahin, frierend und schauernd, ohne weiter sehen zu können, als bis zu den Ohren der nassen, müden Pferde. In demselben Nebel kamen wir auf der etwas unterhalb der Paßhöhe gelegenen Station an, wechselten die Pferde und fuhren wieder ab. Erst oben gelangten wir wieder in freie und reine Luft hinaus, denn über den Scheitelpunkt des Passes hinüber konnten die Dunstmassen trotz einzelner Vorstöße nicht vordringen, und als die letzten Geschwader hinter uns lagen und von Süden herauf der kalte frische Hochlandswind uns um die Ohren pfiff, ein belebender Gegensatz zu der trägen Starre der Nebelathmosphäre beim Hinauffahren — da lag in der beginnenden Abenddämmerung der gewaltige, von mächtigen schneebedeckten Vulkankegeln umkränzte See von Sewan vor uns. Ich war im armenischen Hochlande.

Auf der Station Jelenowka am Sewanga, 2000 Meter hoch, wurde übernachtet, denn die leichte Post fährt des Nachts nicht. Gegenüber im See lag auf einer Felseninsel das alte Kloster Sewan, das jetzt von der armenischen Kirche dazu benutzt wird, um disziplinarisch

bestrafte Geistliche zeitweilig darin zu interniren. Obwohl wir schon tief im Mai waren und unter der Breite von Neapel, so war in dieser Höhenlage der Winter eben erst im letzten Stadium seines Abzugs begriffen. Weg, Wetter und Landschaft entsprachen etwa den Verhältnissen in Norddeutschland zu Ende Februar, aber am See Sewanga gedeiht wegen der Meereshöhe und der heftigen Winde weder Baum noch Strauch mehr. Dunkler Lavaboden mit einzelnen Fetzen der zerschmelzenden Schneedecke darauf, weiß beschneite Bergketten rund um das mächtige, die dreifache Fläche des Bodensees bedeckende Seebecken mit seinem schwarzblauen Wasser, das die besten Forellen der Welt birgt; in nächster Nähe mehrere große und kleine Vulkanberge von der typischen Form des Aufschüttungskegels, die in alter Zeit lange, in grünliche Schollen zerborstene Lavaströme aus aufklaffenden Seiteneinstürzen entsendet hatten, niedrige Steinhäuser und aus Lavabrocken geschichtete Einfriedigungen des armenischen Dorfes, in dem die Station liegt — das war die Szenerie, die in dem Dunkel des rasch hereinbrechenden Abends nach der ermüdenden Tagesfahrt durch Sonnenschein und Nebelgrau, aus dem üppigen Grün des Thales von Delischan hinauf auf das starre, schwarze Lavaplateau von Sewan, nun vor mir lag.

Schon in Tiflis hatte man mir die Forellen des Sewanga nicht genug rühmen können, aber der Fisch, den ich nun zum Abend zu essen bekam, war in der That ein königliches Thier. Ich glaube nicht, daß es so etwas Köstliches noch sonst irgendwo giebt. Dazu

erhielt ich eine große Flasche weißen Wein von Eriwan. Mein Durst war nicht klein, und ich schickte mich zu einem tiefen Trunk an. Donnerwetter! Dieser Rebensaft hatte es in sich! Prachtvoll, wie ein Strom von flüssigem Lebensfeuer, mit einem unvergleichlichen, von der Sonne des Araxesthales destillirten Bouquet, ging der Trank zum Munde ein und floß durch die Kehle. Er hatte Recht gehabt, der armenische Studiosus in Berlin, als er mir in begeisterter Rede den Wein seiner Heimath pries. Als ob die alte, Felsen schmelzende Erdengluth der Urzeit aus den erstarrten Laven und dem Basaltgestein des armenischen Erdbodens in den Reben wieder aufleben wollte, die auf den verwitternden vulkanischen Trümmern wachsen, so drang des Weines feurige Kraft bis ins innerste Mark des Körpers. Das war schön und eine Freude für Leib und Seele — aber nun kam die Nacht„ruhe“, und die war böse. Die Station hatte nur ein Passagierzimmer mit drei Holzpritschen. Zwei davon waren besetzt; einige gestiefelte, dolchbewaffnete Männer schliefen, in ihre Burkas und alte zerfetzte Teppiche gewickelt, darauf, und durch die zerbrochenen Fenster heulte der Wind. Ich bereitete mir also ein Lager auf der dritten Pritsche that noch einen tiefen Trunk, zog den Baschlik, die übliche kameelshaarene Reisekapuze über den Kopf, wickelte mich fest in eine weiche Reisedecke aus gleichem Stoff und wollte schlafen. Was aus dieser Absicht wurde, darüber will ich lieber einen Schleier breiten. Am anderen Morgen kaufte ich mir eine mächtige geschlachtete Forelle als Gastgeschenk für die Familie in Eriwan, an die ich empfohlen war,

(80 Pfennige für ein vierpfündiges Thier) und fuhr im Morgengrauen mit meinem Kondukteur und dem Postfelleisen ab. Die nächste Strecke war sehr böse. Gegen 20 Kilometer mußten überwiegend im Schritt zurückgelegt werden, denn die aus Lava hergestellte Chausseebeschüttung zerreibt sich sehr schnell, und die Straße glich daher bei der Schneeschmelze einem unergründlichen, kohlschwarzen Morast.

Von Jelenowka am Goktschasee bis Eriwan sind es noch etwas über 70 Kilometer. Auf dieser Strecke führt die Straße zunächst bis zur Station Achty noch oberhalb der Baumgrenze, in einer Höhe von ca. 2000 Metern, über Lava und nichts als Lava, die, wo sie verwittert, eine ergiebige und hier und da gut angebaute Ackerkrume liefert. Oefters sah man die Ochsengespanne der armenischen Bauern bei der Feldarbeit, denn Getreide gedeiht hier noch leidlich, trotzdem Bäume und selbst einfaches Gesträuch nicht mehr fortkommen. Weil es kein Holz giebt, sind die Dörfer ausschließlich aus Stein gebaut. Die Hausmauern sind sehr niedrig, ein bis anderthalb Meter hoch, kreisrund oder rechteckig, in großer Dicke aus vulkanischen Trümmern, öfters gelblichem, grauem oder braunem Tuff, aufgeschichtet. Das Innere ist zum Theil in die Erde eingegraben; das flache Dach mit festgestampfter Erde beschüttet, manchmal mit einem Loch, durch das der Rauch entweicht, aber häufig muß dieser auch durch die Thür abziehen. Fenster giebt es nur selten, an jedes Haus schließt sich ein gleichfalls von einem Steinwall eingefriedigter Hof, auf dem der torfähnlich gestochene

Dünger in großen Stapeln aufgeschichtet liegt, um als Brennmaterial zu trocknen. Die Viehställe sehen ebenso aus, wie die menschlichen Wohnungen. Das ganze Dorf hebt sich weder durch Farbe noch Höhe der Gebäude sonderlich vom Boden ab, auf dem es gebaut ist, und aus einiger Entfernung sieht es meist wie eine beliebige Anhäufung gruppenweise aufgeschichteter Steine aus. Die Straße führt fortgesetzt am Fuße verschiedener auf dem Goktschaplateau aufgebauter Eruptivkegel von meist einigen hundert Metern Höhe entlang; diese Kraterberge sind, wie man deutlich sieht, die Lieferanten der endlosen Massen plutonischen Gesteins gewesen, das sich ringsum über Tausende von Quadratkilometern ergossen hat. Bei Achty beginnt das Terrain sich zu senken, und alsbald hörte auch der furchtbare Zustand der Straße auf, weil nun der Boden Fall bekam und die Frühlingsgewässer südwärts abströmen konnten, anstatt, wie auf dem Plateau am See, in den Boden einzusickern und ihn zu durchweichen. Jetzt galoppirten die Pferde auf dem abwärts führenden, harten und glatten Wege in flottem Jagen dahin, die Luft wurde milder, zuweilen erschien schon ein junger, schlanker Pappelbaum am Wege, freilich noch ohne grüne Blättchen zu zeigen, und hell strahlte die warme Sonne vom Himmel — eine dankbar empfundene Wohlthat nach der kalten, grämlichen Atmosphäre auf der Abends vorher und in der Morgenfrühe passirten Paß- und Plateauhöhe. Die Landschaft war großartig. Zur Linken die kühne Bergkette von Nowo-Bajaset mit dem 3600 Meter hohen erstorbenen Vulkankegel des Utschtapa, bis an

den Fuß noch in das blendende Schneekleid des Winters gehüllt, zur Rechten in wenigen Meilen Entfernung eine Menge von gleichfalls noch schneebedeckten Gipfeln, Kämmen und Bergrücken, hinter denen allmählich das zerrissene und zerklüftete Haupt des riesigen, trotz seiner flach schildförmigen Gestalt bis 4100 Meter aufragenden Lavavulkans Aragaz*) sich zeigte. Die Sonne leuchtete vom Himmel, daß es wie ein blendendes, weißes Strahlen von dem Schnee der hohen Berge über das Land hin ausging, und das Auge mußte sich schließen, wenn es den Blick nur eine kleine Weile auf das wunderbare Königsgewand der in den Aether ragenden Giganten und ihres Heergefolges richtete. Auch die Vögel fingen an zu singen, und je weiter die sausende Fahrt des Dreigespanns zu Thale ging, desto wärmer schien die Sonne, und dann fing es an wie ein leises, zartes Grün über dem hellen Gezweig der Pappeln zu liegen; am Straßenrande wuchs junges Gras und auf den Feldern keimte die Saat, — das Herz in der Brust wurde immer voller und froher, und die Müdigkeit der Sinne schwand mehr und mehr.

Eine flache Bodenwelle, die der Weg zu übersteigen hatte, legte sich quer vor uns. Es war ein alter Lavastrom mit grünlich grauer, bereits in ein wirres Block- und Brockengetrümmer auseinandergewitterter Oberfläche. An seinem unteren Rande lief ein Bewässerungskanal entlang, der eine weite, sich eben begrünende Flur voll Wiesen, Fruchtbäumen, Dörfern und Feldern tränkte; in der Ferne zur Rechten floß in

*) Unsere Karten schreiben Alagöz.

einem tiefen Thal der Sanga, der Fluß von Eriwan. Die Mittagshöhe des Tages nahte, und die etwas dunstige Luft wurde allmählich klarer. Oben auf dem Rücken des alten Steinstromes lag die letzte Station vor Eriwan, und nun, als wir die Höhe erreicht hatten, öffnete sich zum ersten Male der gerade in der Richtung bisher verschleiert gebliebene Ausblick nach Süden hinab. Ganz in der Ferne glänzte dort ein schmaler Silberfaden in einer weiten, grünen, noch von leisem Duft überzogenen Fläche. Da uns zu Füßen lag die gesegnetste Flur des armenischen Landes ausgebreitet, die Thalebene des Araxes, des „Mutterstroms“ der Armenier, wo einst Artaxata stand, die erste Königsstadt des Landes. Der Karthager, der vor dem Hasse Roms aus seiner Heimath hatte weichen müssen, erbaute sie dem asiatischen Dynasten zum Dank für die gewährte Gastfreundschaft und in der Hoffnung, einen dereinstigen Feind der Römer zu stärken — ein vergebliches Bemühen des Helden, der einst unter diesem Himmel und zu den Füßen dieser Berge für eine Weile Ruhe in seinem Flüchtlingsdasein gefunden hatte! Noch eine Stunde rascher Fahrt, dann waren wir dicht am Rande des steilen Abfalls, in dem die letzte Stufe des durchfahrenen Plateaus sich unmittelbar über Eriwan zur Ebene des Araxes hinabsenkt, durch die der Fluß seine reißenden, aber fruchtbringenden, grau schäumenden Fluthen rollt.

„Ach, sag' mir, Mutterstrom Araxes,
Warum fehlt dir die Heiterkeit?
Warum bist du wie ich in Trauer
Selbst zu des Lenzes Wonnezeit?

Laß wieder duft'ge Rosenhecken
Aufblüh'n auf deinen Uferaun
Und Nachtigall'n auf ihren Zweigen
Froh trillern bis zum Morgengraun!

Mag wieder ziehn an deinem Ufer
Der Hirte mit Schalmeienklang,
Und mögen furchtlos Lamm und Rehe
Sich kühl'n an deinem frischen Trank."

Aufschwellend grollte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und tobend wie die Blitzeswolke
Warf er mir diese Worte hin:

„Sahst je du nach des Gatten Tode*)
Die, der er lieb und teuer war,
In prächtigen Gewändern prangen
Mit goldnem Schmuck um Haupt und Haar?

O einst, in weit entlegenen Zeiten,
War ich geschmückt wie eine Braut
Mit allen Reizen froher Jugend,
Hell war mein Wellenspiel und laut!

Was ist von jener Zeit geblieben?
Wo ist noch eine helle Spur
Von jener Pracht, die einst geblühet
Auf meiner Ufer üpp'ger Flur?

In weiter Ferne ohne Obdach
Ziehn meine Kinder sorgenschwer,
Erschöpft von Durst und langem Hunger
Zu vielen Tausenden umher.

Weit hat man ja nach allen Winden
Verjagt mein Volk aus seinem Land

*) Das Land ist der Vater und der Strom die Mutter des armenischen Volkes.

Und mir statt seiner wilde Horden
Ungläub'ger Türken hergesandt.

So lange meine Kinder schmachten
In bitterer Verbannung Not,
So lange werde ich auch trauern,
Und heilig ist mir dies Gebot."

Darnach verstummte der Araxes,
Ließ Schaum aus seiner Tiefe sprühn,
Und sich wie eine Schlange windend
Zog weit er nach dem Meere hin.

Das hat ein Armenier gedichtet, Rafael Patkanian, der zur Zeit eine der führenden literarischen Persönlichkeiten unter seinem Volke ist. Auf der einstigen Universität Dorpat hat er sich europäische Bildung erworben.*)

Wir fuhren langsamer oben am Rande des hohen Abhanges dahin. Unten lag, in ein Meer von rosenfarbener und weißer Baumblüthe getaucht, im Sonnenglanz des hellen Frühlingstages und jungem frischem Grün, die weite Gartenstadt Eriwan mit ihren Kuppeln, Thürmen und Minarets. Kreuz und Halbmond funkelten in gleicher Weise; der Hauch der leise bewegten Luft trug den wunderbaren Duft der Blüthenmassen zu uns herauf — und jetzt gewann dieses wunderbare Panorama, durch das fortschreitende Hervortreten des Hintergrundes in der immer heller und durchsichtiger werdenden Luft, auch noch im Süden seinen überwältigenden Abschluß. Vom Gipfel bis zum Fuß in Schnee gehüllt, über dessen blendender Weiße es noch wie ein leise zitternder bläu-

*) Die Uebersetzung ist von Arthur Leist; Armenische Bibliothek, herausgegeben von Abgar Joannissiany, II, Leipzig, R. Friedrich.

licher Schleier lag, dehnte sich die Kette der Vulkane am Rande des südlichen Hochlandes, jenseits der Araxes-senkung, vor uns aus, ein gewaltiger erloschener Krater-berg neben dem anderen! Mitten aber aus ihrer Reihe erhob er sich in königlicher Majestät, der Erhabene, in seiner unnahbaren Größe die anderen überragend, wie ein Patriarch der Vorzeit unter dem kleineren Ge-schlecht der Nachgeborenen: der Ararat. Der riesen-hafte Doppelberg, in seinem breiten Hauptgipfel mit einem Male zur Höhe des Montblanc über die Ebene des Araxes aufsteigend — sein östlicher Seitenkegel, neben dem großen Ararat wie ein Knabe neben einem Giganten, kann immer noch mit hohen Alpengipfeln sich messen — er bietet einen Anblick dar, daß einer umkehren könnte, nachdem er ihn gesehen, und ohne etwas Anderes im Lande umher erblickt zu haben, müßte er doch die weite Reise für belohnt erachten. 4200 Meter erhebt sich der große und 3100 Meter der kleine Ararat über die Ebene von Eriwan, die ihrerseits ca. 900 Meter Meeres-höhe besitzt, und 130 Kilometer Umfang mißt der Berg an seinem Fuße, so daß seine Bodenfläche noch etwas mehr, als das ganze südliche Drittel des Schwarzwaldes einnimmt. Bis zu 2700 Metern Meereshöhe bildet er eine einheitliche, etwas elliptisch geformte Masse, dann theilen sich die beiden Gipfel. Der kleine Ararat ist ein klassisch geformter, sehr steil aufgeschütteter spitzer Eruptionskegel, während der große auf seinem mehr gerundeten Gipfel zwar auch einen zentralen Mittelkrater hat, überdies aber auf der Nordostseite nahe darunter noch einmal weit auslädet und auf der Höhe dieser Stufe,

von unten deutlich sichtbar, einen zweiten Kraterkessel trägt. Die Nordseite des Berges ist von einer später entstandenen Kluft, dem Jakobsthal, tief aufgerissen; daneben sieht man einen mächtigen, dem seitlichen Hauptkrater entquollenen Lavastrom, der noch so frisch und unverwittert ist, daß die zackig erstarrten Spitzen an seinen Rändern und hier und da auf der Oberfläche in ihrer Steilheit dem Schnee keinen Anhaltspunkt geben, sondern schwarz aus der weißen Decke emporragen, wie ein breites, dunkles, rauhes Band sich vom Krater zum Fuß des Berges herabziehend. Um diese Jahreszeit war noch bei Weitem der größte Theil des Ararat bis weit unterhalb des Theilungspunktes der beiden Gipfel in Schnee gehüllt, und der Anblick dieser ungeheuren blendend weißen Masse, die in scharf wie mit dem Messer geschnittener Umrißlinie vom blauen Aether sich abhob, frei in wuchtiger Majestät und unsagbarer Reinheit in den Himmelsraum emporragend, schuf in mir einen Moment vollkommen unaussprechlichen Empfindens, des höchsten unmittelbaren Natureindrucks, der mir bisher beschieden gewesen ist. Nichts gab es, als ein wortloses Gebet, in dessen lösender Kraft die Seele sich von der Spannung, die über sie gekommen war wie ein Gewaltiger, befreien konnte.

Nun war ich in Eriwan. Nur wenige Stunden wohlthuender Gastfreundschaft genoß ich im Schooße einer deutsch-armenischen Familie, dann ging es weiter nach meinem ersten Hauptziel auf armenischem Boden, dem wenige Meilen von Eriwan entfernten Kloster Etschmiadsin. Hier ist der Sitz des obersten Patriarchen

und Katholikos aller Armenier und das Zentrum des kirchlichen Lebens der Armenier, nach dem mich mehrere armenische Freunde, Mönche des Klosters, denen ich während ihrer Studienzeit auf deutschen Hochschulen nahe getreten war, in liebenswürdiger Weise zu einem längeren Besuch eingeladen hatten. Mit Sonnenuntergang rollte mein Tarantaß durch das Klosterthor — eine Stunde darnach saßen wir beim Bewillkommnungsmahl; der mächtige Samowar dampfte auf dem Tische und heiter kreiste der Becher, gefüllt mit süßem, feurigen Klosterwein, in dem feinen Kollegium, das hier im Lande Ararat, zu Füßen des heiligen Berges, ein deutscher Doktor und zwei armenische Mönche abhielten, die einst zusammen aus dem Born der Wissenschaft getrunken hatten, in die Runde. Dann kam ein wundervoll erquickender tiefer Schlaf und darnach im Kloster eine schöne Reihe von Tagen, in denen ich Vieles von dem gelernt habe, was ich in dem nun folgenden Abschnitt dieser Aufzeichnungen zu erzählen habe.

Am nächsten Morgen wurde ich bereits zu früher Stunde zur Audienz beim Katholikos befohlen. Der gegenwärtige Katholikos der Armenier ist Ter-Mkrtitsch I Chrimean, der bei seinem ganzen Volke mit dem Namen Hairik — das Väterchen — geehrt wird, ein Greis von beinahe achtzig Jahren, geboren 1821 zu Alur am See von Wan, im Herzen von Alt-Armenien. Mir war schon vorher freundschaftlich angedeutet worden, daß Seine Heiligkeit eine Wendung des Gesprächs auf rein politische Dinge nicht gerne sehen würde, und ebensowenig eine tagespolitische Verwerthung sowohl des

Empfanges als auch meines gesammten Aufenthalts in Armenien. Ich habe diesen ebenso begreiflichen wie berechtigten Wunsch strikt befolgt und bitte, auch die folgende Darstellung unter ebendemselben Gesichtspunkt, jeglicher nach irgend einer Seite hin animosen oder tendenziösen Ausbeutung fern, ansehen zu wollen.

Ein Archidiakonus, der in Deutschland studirt und den philosophischen Doktorgrad sich erworben hatte, holte mich aus dem Gastzimmer des Klosters, in dem ich mein Quartier erhalten hatte, ab und geleitete mich zum Patriarchen. Mein Führer war gleichzeitig als Dolmetscher befohlen worden, denn der Patriarch spricht nur armenisch und türkisch, obwohl er mehrfach in Europa gereist ist. Der Archidiakonus hatte mir nahegelegt, beim Empfang dem Oberhaupt seiner Kirche in derselben Weise meine Ehrerbietung zu bezeugen, wie er selbst es thun würde, d. h. dem Patriarchen die Hand zu küssen. Ich war als evangelischer Abendländer zunächst nicht so sehr einverstanden damit, widersprach aber nicht. sondern gedachte, mich im gegebenen Moment je nach den Umständen für oder wider zu entscheiden. Das Palais des Patriarchen ist ein sehr einfacher Bau: ein langer zweistöckiger Querflügel im Klosterhofe, der noch aus der persischen Zeit stammt. Einige nach Art der Kosaken gekleidete und gegürtete Diener begrüßten uns respektvoll in dem weiten Thorweg und auf der Treppe, die zu den oberen, überwiegend europäisch, mit einigen asiatischen Anklängen eingerichteten Gemächern emporführte. Ein geräumiger heller Saal mit vielen Diwans, Wiener Stühlen und ganz kleinen

Tischchen diente als Wartezimmer. Nach einigen Minuten geleitete ein Sekretär in weltlicher europäischer Tracht uns bis an die Thür des mit prachtvollen Teppichen ausgestatteten Empfangsraumes. Im Hintergrunde saß der Katholikos auf einem Sessel: eine mächtige Gestalt mit langem, dichtem, fast schneeweißem Barte, in violette Seide gekleidet, den Kopf mit einem runden Käppchen bedeckt und ein einfaches Kreuz auf der Brust. Das Alles trat aber zurück hinter der wunderbaren Milde und der warmen leuchtenden Herzensgüte, die auf diesem Greisenantlitz lagen und aus seinen Augen strahlten. Meine protestantischen Skrupel schmolzen in einem Augenblick dahin und ich berührte ganz ehrlich und von Herzen gewonnen mit meinen Lippen die Hand des ehrwürdigen Greises; dem Beispiel des Priestermönchs folgend.

Nach der Begrüßung nahm ich Platz auf einem Sopha an der Längswand des Zimmers; der Patriarch saß ziemlich weit entfernt auf seinem Lehnsessel an der Schmalseite und in der Mitte zwischen uns stand der Dolmetscher in seinem langen schwarzen Mönchsgewande. Als die üblichen Erkundigungen nach Gesundheit, Befinden u. s. w, erledigt waren und mir der Archidiakonus übersetzt hatte, daß Seine Heiligkeit sich freue, einen Gast von dort, wo so viele Armenier ihre Bildung erhalten hätten, im Lande Ararat zu begrüßen, sprach ich ihm meine Theilnahme mit dem gegenwärtigen schweren Schicksal des armenischen Volkes aus. Als Erwiderung erfolgte eine lebhafte und eindringliche lange Rede, von der ich zunächst natürlich kein Wort

verstand. Der Dolmetscher hörte aufmerksam mit geneigtem Haupte und zu Boden geschlagenem Blick zu, und ich sah unwillkürlich den Redner gespannt an, im Stillen besorgend, daß es dem Geistlichen nicht möglich sein würde, den ganzen Zusammenhang zu behalten. Endlich schwieg der Patriarch und prompt und ohne Stocken erfolgte die Uebersetzung: „Es ist nicht die Hinmordung der vielen Tausende, die Schändung der Frauen, die Zerstörung der Dörfer, die Verwüstung der Saaten, die das tiefste, tödtlichste Unglück unseres Volkes ausmachen, sondern es ist das Fortwandern der Flüchtlinge, die Zerstreuung der Nation aus der angestammten Heimath in die Fremde, wo sie demoralisirt wird und ihr Volksthum verliert. Dreißigtausend Vertriebene aus dem türkischen Armenien sind im letzten Jahre nach Etschmiadsin gekommen; wir haben sie unter die Dörfer der umliegenden Provinzen vertheilt, aber selbst die größte Opferwilligkeit der Bauern im Lande kann sie nicht auf die Dauer erhalten. Unzählige haben sich über das ganze vordere Asien hin zerstreut, um der Hungersnoth und dem Schwerte, die in der Heimath wütheten, zu entgehen. Selbst von den verwaisten Kindern, die durch die Milde europäischer und amerikanischer Menschenfreunde vom Tode des Verschmachtens gerettet werden, geht ein großer Theil, der in der Ferne seine Erziehung findet, dadurch der Heimath verloren, wenn auch ihr leibliches Leben erhalten bleibt. Das Land ist verwüstet; es ist keine Saat da, kein Geld zum Entrichten der Steuern, kein Werkzeug, kein verständiger Lehrer mehr, der die Verzweifelten und

Zerstreuten sammeln, zum Aushalten, zum Ausharren auf der theuren, väterlichen Erde ermahnen könnte. Immer mehr werden sie fortziehen und sich in alle Welt verlieren, wo sie um ihr bestes Besitzthum kommen".

Diese Worte sind vorbildlich für die Auffassung, die unter den patriotischen und intelligenten Armeniern über die Lage ihres Volkes besteht. Das größte Unheil ist die Auswanderung aus der Heimath, denn sie bedeutet den fortschreitenden Auflösungsprozeß der Nation, wenn es nicht gelingt, sie einzudämmen, und überdies sehen es die führenden Geister vollkommen ein, daß unter den ausgewanderten, nunmehr lediglich dem Gelderwerb sich hingebenden Elementen, eine große sittliche Verwüstung Platz greift. Besonders der gegenwärtige Patriarch hat die beste Kraft seines Lebens daran gesetzt, der Zerstreuung des Volkes und den in der Diaspora am Armenierthum wuchernden Schäden entgegenzuarbeiten. Als Mann von dreißig Jahren verlor er seine Gattin und wurde Mönch in Konstantinopel, aber noch zwanzig Jahre darnach schrieb er als Beweis dafür, wie wenig ihm darüber der Sinn für die wahren Grundlagen der Volksgesundheit abhanden kam, sein berühmtestes und bestes Buch, „Das Paradies der Familie". Ein bedeutender Prediger, wirkte er lange Zeit in Konstantinopel mit schonungsloser Aufrichtigkeit, von der Kanzel herab und in der Presse, für die sittliche und intellektuelle Hebung der armenischen Gesellschaft, deren obere Schicht, die sog. „Notabeln" ihm dafür vielfach wenig Dank wußte. Die Notabeln und selbst ein Teil der Geistlichkeit suchten auch die Wahl Chrimeans

zum (Titular-)Patriarchen von Konstantinopel zu hinter treiben, doch trug seine Popularität beim Volke doch den Sieg davon. Als Patriarch setzte er den Kampf gegen die Notabelnwirthschaft in Konstantinopel fort und bemühte sich, innerhalb der von der Pforte den hauptstädtischen Armeniern zugestandenen Selbstverwaltung wirklichen Vertretern des Volkes die Verwaltung der nationalen Angelegenheiten zuzuwenden. Auf dem Berliner Kongreß suchte er sich gleichfalls für sein Volk Gehör zu verschaffen, aber vergeblich — die Anderen hatten eiserne und er einen papierenen Löffel zum Schöpfen, wie er später einmal sagte. Wenn irgend Einer, so hat dieser Mann es erkannt, worauf es, ganz abgesehen von allen politischen Veränderungen, für die Armenier ankommt. Sein Reformprojekt, das er als Erzbischof von Konstantinopel aufstellte, faßt drei Hauptpunkte ins Auge: 1) Reformation des Klerus und der Bisthumsverwaltungen, 2) Beschaffung von Mitteln zur Hebung der christlichen und nationalen Volkserziehung, 3) Einstellung der Auswanderung. Diese drei Stücke bilden bis heute das Programm der kirchlich-patriotischen Reformpartei, die der gegenwärtige Katholikos zum großen Theile erzogen hat. Später verbannte ihn die türkische Regierung, um den eifrigen Reformator minder unbequem zu machen, nach Jerusalem, von wo ihn die Wahl des gesammten Volkes und die Bestätigung der russischen Regierung auf den Patriarchenthron riefen. In Konstantinopel blieb er dermaßen in Ungnade, daß er von Palästina über Triest nach Etschmiadsin reisen und das goldene Horn vermeiden mußte.

Die Verhältnisse haben es so mit sich gebracht, daß der hochbetagte Mann, bei dem Charakter der armenischen Frage als eines Rührmichnichtan unter den Mächten, jeden Schritt in die Politik hinein als ein zweckloses und gefährliches Experiment vermeiden muß. „Ich kann nichts thun, als täglich mit vielen Thränen für das Volk beten, daß Gott sich seiner erbarmen und die Herzen der europäischen Herrscher und Völker wenden möge, vor Allem bei Ihnen in Deutschland, wo man so feindselig gegen die Armenier gestimmt ist" — sagte der Katholikos zum Schluß, nachdem das Gespräch sich noch eine Weile um das Kloster, dessen Schatzkammer und Bibliothek mir gezeigt werden sollten, und um meine weiteren Reisepläne, für die ich mir Empfehlungen erbat, gedreht hatte. Mit dem Wunsche, mich vor meiner Abreise von Etschmiadsin noch einmal zu sehen, beendete der Patriarch die Unterhaltung. Mit einem aufrichtigen Gefühl der Ehrfurcht verließ ich diesen wahrhaften Vater seines Volkes und mit unverlöschlichen Zügen hätte sich mir die erhabene Patriarchengestalt auch ohne das Bildniß, das mir der Katholikos zum Abschied mit seiner eigenhändigen Unterschrift schenkte: „zum Andenken vom Väterchen der Armenier", in der Seele eingeprägt. Die Abschiedsaudienz am Schlusse meines Aufenthaltes in Etschmiadsin dauerte länger und trug auch einen weniger förmlichen Charakter; es handelte sich in ihr vorwiegend um eine einzige praktische Frage: die protestantische Mission unter den Armeniern. Ich habe mich in Etschmiadsin vollends davon überzeugt was mir schon in Tiflis im Gespräch mit dem dortigen

armenischen Erzbischof Keworк Surenian anfing klar zu werden: in der Form, wie die genannte Mission gegenwärtig betrieben wird, außerhalb resp. im Gegensatz zu der armenischen Nationalkirche, hat sie keine Zukunft und vermag dem Volke als solchem nicht zu helfen. Daß durch dieses Urtheil der Werth des praktischen Liebeswerks der amerikanischen und sonstigen Missionare an der gegenwärtigen Noth der Armenier in keiner Weise berührt werden kann, brauche ich wohl nicht erst zu betonen.

Viel, sehr viel, habe ich bei den Märchen von Etschmiadsin gelernt. Der Eifer dieser Männer, an den offenbaren Schäden ihrer Nation zu bessern, ihre Selbstverleugnung, mit der sie das Mönchsgelübde tragen, weil sie wissen, daß sie so am meisten zur Verwirklichung ihrer Ideale thun können, ihre Aufrichtigkeit und Weitherzigkeit in der Aneignung abendländischer, deutscher Wissenschaft zum Dienst an der sittlichen Regeneration und geistigen Wiedergeburt ihres Volkes, das alles macht sie unserer Theilnahme in reichem Maße werth.

Des Abends, wenn meine Freunde und die ganze von der Ordnung des Klosterlebens schon früh an die Tagesarbeit gerufene Bruderschaft zur Ruhe gegangen waren, habe ich mehr als einmal, auf dem flachen Dache des weitläufigen Gebäudes wandelnd oder sitzend, allein mit mir die Erlebnisse und Erkenntnisse dieser Reihe von unvergeßlichen Tagen und Wochen sinnend überdacht, indem ich sie fest meinem Gedanken- und Erfahrungskreise einprägte.

In den wundervoll milden Frühlingsnächten leuchtete

der volle Mond vom dunkeln Himmel und baute eine silberne, zitternde Brücke über das mächtige Bassin, das die Wasserschätze zur Befruchtung des Klostergartens in der Sommerhitze barg; die weitgedehnten Aprikosen- und Pfirsichhaine sandten ihren unsagbar süßen, weichen Blüthenduft empor; dunkel hoben sich die Umrißlinien der alten Klosterkirche und die scharfen, schwarzen Schatten, die das Bauwerk auf das Pflaster des breiten Hofes warf, in der vom Mondlicht durchflutheten Helle hervor, und in unnahbarer, heiliger Hoheit und Größe stieg die hehre Majestät des Ararat in ihrer bläulich-weiß überstrahlten, vom Himmel herniedergeschwebten Königspracht von dieser Erde in die Welt der lichten Klarheit auf. Schweigend lag die Fruchtebene des Araxes, lagen das Kloster und das Dorf Vagarschapat, einst eine Königsresidenz der Bagratiden, zu Füßen des Berges; nur aus einer Mönchszelle schimmerte eine röthliche, einsame Leuchte in die Mondnacht hinaus und wie verhallend klangen einzelne Töne eines Liedes zur Kamantscha, der armenischen Geige, aus einem Gehöft in die Weite. Was war es für ein Lied? Ich wußte es nicht, aber es mag wohl jenes gewesen sein, das zu den schwermüthig weichen Tönen paßte — auch eine moderne armenische Dichtung — und mir im Sinne lag:

Ach, möchte ich ein Lüftchen sein,
Ein Frühlingslüftchen mild und klar!
Ich schwebte hin zum Haupte dein
Und küßte zart dein Lockenhaar.

Ach, möcht ich eine Rose sein,
Die wonnig strahlt mit Frühlingslust!

Ich blühte auf im Morgenschein
An deiner schönen züchtgen Brust.

Ach, möchte ich ein Vöglein sein,
Ich flöge leise zu dir hin
Und koste mit dem Schnäbelein
Dir zärtlich Wange, Mund und Kinn.

Ach, möchte ich ein Traumbild sein,
Ich käme in der Nacht zu dir,
Schlich, wenn du schläfst, mich bei dir ein,
Und nähm des Herzens Ruhe dir.

Wie sehr erinnert das doch an Walther von der Vogelweide!

Achtes Kapitel.

Das armenische Volk und seine Kirche.

Eine richtige Anschauung von der Entwicklungsfähigkeit und Begabung, vom Charakter und den nationalen Eigenthümlichkeiten des heutigen armenischen Volkes, vor allen Dingen vom Werth und Wesen seiner Kirche, kann man nur unter den russischen Armeniern gewinnen — aus dem Grunde, weil sie allein seit längerer Zeit unter annähernd normalen Verhältnissen, relativer Bewegungsfreiheit und der Möglichkeit, sich einigermaßen zu entwickeln, gelebt haben. Es wäre überflüssig, hier erst den Nachweis zu führen, daß dort, wo das Alles nicht der Fall war und noch nicht ist, wo einem Volke Rechtsschutz weder für Leben und Eigenthum, noch für geistige und religiöse Güter garantirt war, und das durch viele Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, wie bei den türkischen und mehr oder minder auch bei den persischen Armeniern bekanntlich der Stand der Dinge war und geblieben ist — daß da für keinen verständigen Menschen die richtigen Grund-

lagen für die Beurtheilung oder Verurtheilung einer Nation als solcher gegeben sind.

Als ich in den Kaukasus kam, war wieder einmal seit einiger Zeit, und ganz besonders in Tiflis, eine heftige Bewegung gegen die Armenier im Gange. Die Träger derselben waren einerseits gewisse russische Kreise, andererseits die Georgier oder Grusinier. Eine heftige Agitation in einer Reihe von russischen und grusinischen Zeitungen verfolgte das Ziel, alle Armenier, insbesondere den armenischen Theil der Einwohnerschaft von Tiflis, als eine Gesellschaft von systematischen Ausbeutern, Eindringlingen, Halsabschneidern zu kennzeichnen. Ein videant consules über das andere erging an die Adresse der russischen und grusinischen Gesellschaft, der Statthalterschaft, der Regierung in St. Petersburg; alle möglichen Maßregeln, um das Armenierthum abzuwehren, zurückzudrängen, zu hemmen, wurden vorgeschlagen; die armenischen und auch einige in russischer Sprache erscheinenden Organe polemisirten dagegen und vertheidigten sich nach Möglichkeit. Die Zensur ließ vorläufig beide Theile in ihren Auslassungen gewähren.

Im Allgemeinen können über eine Nation als Ganzes kaum absprechendere Urtheile gefällt werden, als es den Armeniern gegenüber von allen Denjenigen geschieht, die mit ihnen in Berührung kommen. Ob man im Kaukasus mit Russen, Deutschen, Grusiniern oder sonst Jemand über die Armenier spricht — überall hört man sie einstimmig als gewissenlose Betrüger schildern. Bekannt ist die Steigerung der Schlechtigkeit,

die man im Orient häufig zu hören bekommt: zwei Juden geben einen Griechen, zwei Griechen einen Armenier, zwei Armenier einen Teufel — indeß will ich nicht verschweigen, daß in dieser Reihe der Platz unmittelbar vor dem Teufel den Armeniern nicht einstimmig zugebilligt wird, öfters rangiren sie auch unter den Griechen und zwei Griechen geben direkt einen Teufel. Nicht minder als die verschiedenen Nationalitäten sind alle Stände in ihrem Urtheil über das Volk einig. Als ich einem deutschen Prediger im Kaukasus gegenüber meinen Wunsch äußerte, die Armenier näher kennen zu lernen, bemitleidete er mich gewissermaßen wegen dieses traurigen und undankbaren Vorhabens. Ein junger russischer Offizier, ein äußerst liebenswürdiger Mensch, mit dem ich einen halben Tag zusammen auf der Post unterwegs war, knüpfte einmal mit dem Postillon ein Gespräch an, über Weg, Pferde, Wetter u. s. w., und fragte ihn, von welchem Volke er sei. „Armenier, Herr“, antwortete der Mann. „Pfui, Du . . ., der Teufel mit Dir“, fuhr es dem Lieutenant in ungeheuchelter Entrüstung heraus, und er würdigte den Kutscher keines Wortes weiter. Wer zu einem armenischen Kaufmann in den Laden tritt, um etwas zu kaufen, thut es ungefähr mit dem Gefühl, mit dem man ein Terrain voll Fußangeln und Fallgruben beschreitet, und wenn man nach Hause gekommen ist, müssen sämmtliche guten Freunde und getreuen Nachbarn das gekaufte Stück begutachten, bevor man sich überzeugt giebt, daß nicht irgend eine armenische Hinterlist bei der Sache gewesen ist. So ist das allgemeine

Urtheil. Trotzdem prosperirt wirthschaftlich im ganzen Kaukasus*) Niemand so, wie der Armenier.

Mir ist es interessant gewesen, zu beobachten, wie diese ausgesprochene Abneigung, ja Mißachtung gegen die Armenier auf eine einzige Grundursache zurückgeht, und diese liegt lediglich auf wirthschaftlichem Gebiet. Das A und O der Klagen über die Armenier ist immer und immer wieder derselbe Punkt, und von etwas Anderem hört man in der Sache kaum reden: die mit eminenter geschäftlicher Schlauheit gepaarte Unredlichkeit beim Erwerb, die Skrupellosigkeit, der unterschiedslos alle Mittel recht sind, sich einen Vermögensvortheil zu verschaffen, sie sind der beständige Gegenstand des Vorwurfs gegen die Armenier. Daß man auf ihr enges Zusammenhalten unter einander und ihre stete gegenseitige Hülfsbereitschaft hinweist, ist schließlich kein eigentlicher Vorwurf, wenn es auch öfters als solcher gemeint wird.

Ich habe öfters in Deutschland die Meinung aussprechen gehort, es verhielte sich mit der Abneigung im Orient gegen die Armenier ähnlich, wie bei uns mit dem Antisemitismns. Ohne Weiteres ist das durchaus nicht richtig. Wenn man unter Antisemitismus geflissentlich nichts Anderes verstehen will, als die Abneigung gegen das Judenthum, die aus der Skrupellosigkeit und Unlauterkeit seines geschäftlichen Gebahrens fließt, dann mag der Vergleich allerdings zutreffen. Der Antisemitismus des kleinen Kaufmanns und Handwerkers, der

*) Ich bemerke, daß unter Kaukasus im Lande gewöhnlich die ganze Statthalterschaft verstanden wird, nicht allein das Gebirge.

vom jüdischen Kapital, von der jüdischen „Gerissenheit" und Geschäftsschlauheit, nicht minder auch von dem nüchternen, sparsamen Wesen des erst sich in die Höhe arbeitenden Juden und von dessen festem Zusammenhalten mit Seinesgleichen, überflügelt wird und sich nun als radikaler Antisemit geberdet, weil ihn die überlegene geschäftliche Konkurrenz des Juden in seiner wirthschaftlichen Existenz bedroht, dieser Antisemitismus ist in der That eine Analogie zu der Armenierfeindschaft im Orient.

Weiterhin kommt aber ein großer Unterschied. Beim Antisemitismus ist die wirthschaftliche Seite nur der eine Theil der Frage, und sicher nicht der wichtigere. Mindestens ebenso ernsthaft ist das Problem der Judenfrage für uns auf dem Gebiet des gesammten geistigen Lebens, in Politik, Kunst, Literatur, Journalistik, Rechtspflege u. s. w. Diese Seite wird am treffendsten zusammengefaßt in das Mommsensche Wort vom Judenthum als „Ferment der Dekompositon." Hiervon aber kann bei den Armeniern nicht die Rede sein und ist es auch nicht. Der Armenier ist nach der kritischen und spekulativen Seite hin überhaupt wenig begabt; dazu oder vielmehr dem entsprechend hat er einen hervortretenden Sinn für geistige Autorität — also das gerade Gegentheil zum Juden. Die verwandten Züge zwischen den beiden Völkern erklären sich dadurch, daß eine ähnliche materielle Lage bis zu einem gewissen Grade immerhin gleiche Eigenthümlichkeiten erzeugen wird. Wo es sich um Geldverdienen handelt, da trägt der Armenier oft kein Bedenken, sich persönlichen Demüthigungen auszusetzen, zu lügen oder Maß und Gewicht zu fälschen

und wer die ehemals polnischen Landestheile in Rußland kennt, etwa die sog. litthauischen Gouvernements, wird in dieser Beziehung im Kaukasus mit den Armeniern ganz dieselben Erfahrungen machen, wie dort mit den Juden – aber darüber hinaus dem Nationalcharakter der Armenier mehr Schlechtes nachsagen zu wollen, als anderen Völkern, beweist Unkenntniß oder Feindschaft.

Der Trieb des Armeniers zu erwerben, und das Fehlen jeder Scheu, hierbei nach unseren Begriffen höchst unlautere und verwerfliche Praktiken anzuwenden, ist die Ursache davon, daß die Nation ohne Unterschied bei den Angehörigen aller Völker und Stände, die mit Armeniern zu thun haben, in schlechtem Rufe steht. Der armenische Händler, vom kleinen Hausirer bis zum Großkaufmann und Bankier, ist im Kaukasus mit Ausnahme der Gebiete, wo die Bevölkerung überwiegend tatarisch ist, so gut wie ohne Konkurrenz, weil er allen anderen Nationen an geschäftlicher „Tüchtigkeit" überlegen ist. Die Grusinier und ihre Verwandten sind ein Volk, das zwar einige ritterliche Eigenschaften besitzt, aber im Uebrigen durchweg faul und genußsüchtig ist. Die Russen sind im Kaukasus überwiegend nur als Ansiedler, Beamte und Militär vorhanden: Tiflis z. B. zählt unter fast 150000 Einwohnern schwerlich mehr als 12000 Russen. Die eigentlichen Bergvölker kommen für den Handel gar nicht, für das Gewerbe nur sehr wenig in Betracht, und die sonst als Händler gleichfalls geschickten Tataren können außerhalb der Gegenden, in denen sie geschlossen sitzen (vor allem im Südosten des Landes), schon wegen ihrer geringeren

Sprachgeschicklichkeit gegen die das Russische und vielfach auch das Georgische sich leicht aneignenden Armenier den Wettkampf nicht aufnehmen. Daher muß Jedermann, mag er nun einen Sack Kohlen oder ein Haus kaufen oder verkaufen wollen, in neun Fällen unter zehn mit einem Armenier in Verbindung treten, wobei er wahrscheinlich in allen zehn Fällen diesem gegenüber geschäftlich den Kürzeren ziehen wird. Da man also schwerlich im ganzen Kaukasus einen Menschen finden wird, der nicht mindestens einmal in seinem Leben von einem Armenier übervortheilt worden wäre — und wer leitete wohl daraus nicht das Recht ab, zeitlebens alle Armenier für grundschlechte Kerle zu halten! — so müßte es sonderbar zugehen, wenn man andere als ungünstige Urtheile über die Armenier zu hören bekäme. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß ihnen der Begriff der Heiligkeit und der Unverletzlichkeit im Grunde für nichts so geläufig, annehmbar und selbstverständlich ist, wie für das Eigenthum, und am allerselbstverständlichsten natürlich für *ihr* Eigenthum. Ich zweifle nicht daran, daß man sich über die Armenier weit weniger aufregen würde, wenn sie als Spezialität z. B. den Kindesmord oder geheime Menschenfresserei ausübten, als darüber, daß dieses merkwürdige Volk in äußerster und unbegreiflicher Verworfenheit gerade *seine* Taschen füllen will.

Ich habe über diesen Punkt offen mit gebildeten Armeniern der verschiedensten Berufsklassen gesprochen. Es hat nicht ganz an Versuchen gefehlt, das Uebel überhaupt zu leugnen oder als eine im Grunde harm-

lose Sache hinzustellen, ebenso die Antipathie gegen die Armenier als eine ganz unbegreifliche Bosheit zu prädiciren — beinahe hätte ich gesagt, als eine Schmach des Jahrhunderts —, als eine Bosheit, die in Geschäftsneid, Rassenfanatismus ꝛc. ihren Grund hätte, ganz nach bekannten Mustern. Das waren aber Ausnahmen. Gerade meine feste Ueberzeugung von dem tüchtigen Kern, der im armenischen Volke steckt, datirt von da an, wo ich öfters die Beobachtung machte, daß diejenigen Armenier, welche sich europäische Bildung angeeignet hatten, ein offenes Auge und tiefes Bedauern für den großen Schaden ihres Volkes nicht nur äußerlich zeigten, sondern auch wirklich besaßen.

Jedes Urtheil über die Armenier ist von vornherein verkehrt, wenn es nicht davon ausgeht, daß das Volk ein orientalisches, daß jeder einzelne Angehörige desselben, mit vorläufig verschwindenden Ausnahmen, ein Orientale nach Geburt, Erziehung und Lebensanschauung ist. Ich sage nicht, daß er es seiner innersten Natur nach ist, denn dann könnte keine deutsche, französische oder sonstige Bildung aus ihm etwas Anderes machen, was doch, wie die Erfahrung lehrt, nicht nur möglich, sondern die Regel ist, sobald der junge Armenier in Europa vor die richtige Schmiede geräth. Was heißt das nun, ein Orientale sein? Ich will die Frage zunächst auf ein besonderes Gebiet beschränken, das des geschäftlichen Verkehrs. Es giebt im Orient von Natur unkaufmännische Völker — die Türken sollen ein solches sein — mit ursprünglich ganz überwiegend kriegerischen Instinkten. Bei diesen mag, auch wo sich einer oder

der andere Mann zum Handeltreiben bequemt, auch das alte ritterliche „Ja-ja, Nein-nein" des Kriegers und Räubers noch in ihrem ganzen Gebahren öfters hervortreten. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich den Türken nicht kenne. Sein nächster Verwandter, der Tatar, steht überall in dem Rufe, ein äußerst gewiegter Händler, aber, abgesehen vom Pferdehandel, nicht gerade ein Betrüger von Profession zu sein: außerdem sollen die im Kaukasus in einzelnen Gegenden sehr zahlreichen Wegelagerer, Banditen und Viehdiebe überwiegend Tataren sein. Im Allgemeinen gilt im Orient für den geschäftlichen Verkehr nur ein Grundsatz, und der lautet: Jeder muß soweit betrogen werden und wird unbarmherzig so weit betrogen, wie seine Dummheit es verlangt. Einen Menschen, der sich moralische Skrupel macht, wo es sich um kaufmännischen Gewinn handelt, den würde der orientalische Händler etwa so ansehen, wie der Kannibale den Samariter, der den verwundeten und gefangenen Feind verbindet und pflegt, statt ihn aufzufressen. Ob es sich da um Griechen, Armenier, Perser, Bucharen, Grusiner oder sonst Jemand handelt, ist ganz einerlei, ja selbst in Rußland ist der Kaufmannsstand erst in seinen höchsten Spitzen dahin gekommen, abendländische Prinzipien für seine geschäftlichen Operationen zur Richtschnur zu nehmen. Es wird mich wohl Niemand in Verdacht haben, ich wüßte nicht, daß in unserer Kaufmannswelt außerordentlich weite Kreise gleichfalls im Geschäft ein ganz anderes Gewissen haben, als zu Hause, aber es giebt doch bei uns eine Grenze, jenseits welcher gewisse Handlungsweisen selbst unter

Kaufleuten nicht mehr mit dem Mantel der sog. kaufmännischen Moral zugedeckt werden können. Geschäftliche Reellität und Solidät sind bei uns in vielen Fällen gewiß einfache Schlagworte und werden sich wohl fast immer im Vergleich zu einem wirklich ethischen Standpunkt recht fadenscheinig ausnehmen, aber es ist denn doch noch etwas Anderes, wenn der gewöhnliche Kaufmann z. B. in Rußland mit einem geläufigen Sprüchwort es lächelnd zugesteht: Ja, im Handel ist es einmal so — wenn Du nicht betrügst, wirst Du nichts verkaufen! Vollends im eigentlichen Orient sind Betrug und Handel so gut wie identisch, ohne Betrug giebt es so wenig einen Handel, wie zu den Zeiten der Phönizier ohne Menschenraub und Piraterie. Wenn also der Armenier ohne Bedenken jede nur mögliche Unredlichkeit in Handel und Wandel ausübt, so ist er damit um keinen Deut schlechter, als jeder andere Orientale.

Wenn ich sage, daß die Armenier, wenn man gerecht gegen sie sein will, als Orientalen beurtheilt werden müssen, so bedarf es auch noch eines Hinweises darauf, was das Volk bis zu der Stufe, auf der es jetzt steht, gebracht hat: seine Schicksale, seine Geschichte. Schon die arabische Herrschaft, vom 7. bis 10. Jahrhundert, hatte Schweres über Armenien gebracht, aber trotzdem fällt das eigentliche Heldenzeitalter der Nation zum Theil gerade in diese Zeit. Im Kampfe gegen das Chalifat kommt die Dynastie der Bagratiden auf, die schließlich die vollkommene Autonomie Armeniens erreichten, aber freilich nicht im Stande waren, im Inneren die Reichseinheit dauernd aufrecht zu erhalten.

Das Land zerfiel im 11. Jahrhundert in eine Anzahl Theilkönigreiche und Fürstenthümer — daher gelang es den Byzantinern, unter dem Vorwande, Schutz gegen den heranbrausenden Seldschukensturm gewähren zu wollen, fast ganz Armenien in ihre Gewalt zu bekommen. Kaiser Romanus Diogenes aber wurde von Sultan Alp Arslan vernichtend geschlagen und Kleinasien fiel bis auf das Gebiet von Trapezunt und einige Landschaften im Westen den Eroberern anheim. Die neuen Seldschukenreiche bedeuteten das definitive Ende der byzantinischen Macht in Vorderasien. Unbedeutende armenische Herrschaften im Innern des Hochlandes behaupteten sich noch längere Zeit, aber das Land war durch Alp Arslan so furchtbar entvölkert und verwüstet worden, daß die Nation auf eine lange Reihe von Jahrhunderten völlig gebrochen war. Dazu kam, daß fortgesetzt neue Stürme über sie hinweggingen. Nach einander ergossen sich die Heere Timurs über das Land; dann überflutheten es wieder türkische Stämme und gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde Großarmenien persische Provinz. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts rissen die mittlerweile auch der ganzen Balkanhalbinsel mächtig gewordenen Osmanen den größeren Theil Armeniens an sich und ließen Persien kaum ein Drittel, das es dann dreihundert Jahre später fast ganz an Rußland verlor. Gegenwärtig mag insgesammt der dritte Theil der Armenier auf russischem Gebiet leben. Mit Ausnahme dieses Theils hat das armenische Volk nunmehr ununterbrochen seit acht Jahrhunderten ein solches Loos zu tragen gehabt, daß man sich billig

darüber wundern muß, wie es überhaupt noch als Nation, und zwar als eine im höchsten Maße lebenskräftige und geistig begabte Nation, sich zu erhalten vermocht hat.

Man bedenke, was allein die Aufrechterhaltung der Nationalkirche und des Christenthums, wenn auch in noch so gesunkener Form, unter den Verhältnissen, denen die Armenier ausgesetzt waren, bedeutet! Man vergleiche, was die von den Türken unterjochte Bevölkerung der Balkanhalbinsel, in relativ sehr viel günstigerer Lage als die Armenier, geleistet hat. Armenien ist beinahe ein Jahrtausend so gut wie eine Insel im Meere des von Niemandem hier in seiner Gewalt beschränkten Islams gewesen, während auf der Balkanhalbinsel nie mehr als größere oder kleinere eingesprengte osmanische Militärkolonien unter der christlichen Bevölkerung bestanden haben — und dazu begünstigten hier die Nähe Europas, die um fünf Jahrhunderte jüngere politische Herrschaft des Islam, sowie die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sichtbare Inferiorität der türkischen Macht gegenüber den benachbarten Großstaaten, ganz anders die Selbsterhaltung der christlichen Balkanvölker. Trotzdem sind die Albanesen und Bosnier und ein Theil der Griechen und Bulgaren vom Islam verschlungen worden. Wenn also die heutigen Armenier in vielfacher Beziehung mit schweren, in die Nation tief eingefressenen Fehlern behaftet sind, so ist es doch ebenso unverständig wie ungerecht, ein Kennzeichen mangelnder historischer Ueberlegung oder mangelnder sittlicher Urtheilsfähigkeit, über dieses Volk einfach den Stab

zu brechen, mit dem Wort: eine nichtsnutzige und verkommene Rasse, die nichts Besseres, als den Türken verdient. Wenn eine Nation, die das Schicksal der Armenier an ihrem Leibe erlebt hat, die unter diesen Umständen staunenswerthe Leistung der Selbsterhaltung aufzuweisen vermag, so hat sie ein Recht darauf, vor allen Dingen respektirt zu werden, und wenn ihre Fehler auf der einen Schale gewogen werden, so darf sie in die andere ihre Leiden werfen. Nur ein ganz herzloser Mensch oder ein vollendeter Thor vermag dies Recht zu ignoriren.

Naturgemäß war der Druck, der auf den Armeniern lag, in der Heimath am stärksten. Zwei Möglichkeiten gab es für den Armenier, seine Lage zu verbessern: Auswanderung oder den Erwerb von Reichthum, der im Lande selbst allerdings immer ein unsicheres und gefährliches Gut blieb. Zu beiden Mitteln wurde denn auch gegriffen. Einerseits verbreitete sich eine nach Hunderttausenden zählende armenische Diaspora über die asiatische und europäische Türkei, die kleineren Balkanstaaten, Rußland, Oesterreich-Ungarn, ja selbst bis nach Indien und Aegypten. Andererseits konzentrirte sich die ganze Intelligenz und Energie des Volkes auf das Hauptmittel, sein Leben, wo auch immer es geführt wurde, noch am erträglichsten zu gestalten: den Gelderwerb. Natürlich konnte gerade dieses letztere nur auf die demüthigendste, erniedrigendste Weise geschehen — wie soll ein Sklave unter Herren zu Gelde kommen und dabei nicht demoralisirt werden? So haben sich durch viele Jahrhunderte hindurch die geistigen Kräfte des armenischen Volkes

nur nach dieser einen unerfreulichen Seite entwickeln können — und die Entwickelung ist eine nur zu vollkommene gewesen — nach allen anderen Richtungen hin war nicht nur von keiner Möglichkeit zur Entwickelung die Rede, sondern es handelte sich für die Armenier nur noch darum, überhaupt unter dem Druck, den sie aushalten mußten, sich irgendwie ihre Nationalität, ihre Kirche, ihre Sprache, ihre historischen Traditionen und den Glauben, daß sie trotz Allem und Allem noch einer Zukunft entgegen gingen, zu erhalten. Das haben sie geleistet. Jede Beurtheilung der Armenier muß nothwendiger Weise schief ausfallen, wenn sie von den in der Diaspora lebenden Angehörigen des Volkes ausgeht, mag es sich dabei um russische, türkische oder sonstige Unterthanen handeln. Der Armenier in der Fremde ist Arbeiter, Handwerker, Industrieller, Händler, Großkaufmann, Banquier, Häuserspekulant, Großgrundbesitzer, aber nie das, was er in der Heimath ist: ein Bauer. Das armenische Volk ist ein echtes rechtes Bauernvolk, das von seinen Aeckern, Heerden und Weinbergen lebt, kein Stadt-, sondern ein Dörfervolk. Etwas größere Städte mit stark überwiegender oder gar ausschließlich armenischer Bevölkerung giebt es äußerst wenige, im ganzen russischen Armenien z. B. nur Alexandropol mit ca. 20'000 nichtmilitärischen Einwohnern, und etwa nur noch das viel kleinere Achalkalaki. Im Lande der armenischen Bauern, dort muß man aber das Volk aufsuchen, wenn man etwas von ihm erfahren will. Die Urtheile, welche z. B. in Deutschland über die Armenier gang und gäbe sind,

stammen entweder direkt aus trübe beeinflußter Quelle, oder von Europäern, die im türkischen Orient, allenfalls in Rußland, in längere oder kürzere Berührung mit Angehörigen der armenischen Diaspora getreten sind: nur verschwindend wenige Leute sind wirklich in Armenien gewesen, und auch wenn man dort im Lande selbst ist, so kommt noch sehr viel darauf an, wie, mit welchen Absichten und mit welchem Auftreten man reist, welche Möglichkeiten dem Reisenden zu Gebote stehen, wirklich in die armenischen Bevölkerungskreise hineinzukommen, über welche Kenntnisse er verfügt und welches Interesse er überhaupt daran hat, ein zuverlässiges Bild von dem Volke zu erhalten und zu geben.

Wandert nun ein Armenier aus seiner Heimath dauernd oder zeitweilig aus, so thut er das aus keinem anderen Grunde, als um Geld zu erwerben, abgesehen von den wenigen Leuten, die wissenschaftliche oder sonstige spezielle Zwecke verfolgen. Dadurch allein kommt schon eine eigenthümliche Sichtung des Materials zu Stande, an dem man außerhalb Armeniens überhaupt Erfahrungen machen kann. Es wäre recht interessant, einmal eine Charakteristik der Deutschen nach denjenigen Angehörigen unseres Volkes zu schreiben, die um Geld zu verdienen, aus dem deutschen Reiche nach Rußland gegangen und dort halb oder dreiviertel russifizirt worden sind. Ausnahmen giebt es natürlich auch hier, aber im Ganzen soll mir einer eine Gesellschaft zeigen, der man groben Materialismus, gesellschaftlichen Stumpfsinn, nationale Verlumpung und Mammonsdienst (ich will nicht zu ausführlich werden) mit mehr Recht vor-

werfen könnte, als dieser. Wollten die Russen — sie thun es verständiger Weise nicht — nach diesen Deutschen sich ein Bild von der deutschen Nation überhaupt machen — wir würden mit Recht in helle Entrüstung darüber ausbrechen! Die Lehre, die daraus folgt, muß man auch den Armeniern gegenüber bedenken.

Das nächstliegende Gebiet für die Auswanderung der nördlichen Armenier ist natürlich das weitere Kaukasusgebiet selbst. Es ist nun von außerordentlicher Bedeutung, daß in den letzten Jahrzehnten der ganze Kaukasus in wirthschaftlicher Beziehung mehr und mehr zu einer armenischen Provinz wird. Für die materielle Entwicklung des Landes bedeutet diese Thatsache eine eminente Förderung, denn die Armenier sind fast das einzige Element, über das Rußland verfügt, um den Kaukasus von Grund auf wirthschaftlich zu erschließen. Ich sehe natürlich von einzelnen Großunternehmuugen, die selbst das internationale Kapital herbeigezogen haben, wie Naphta- und sonstige auf mineralischen Reichthümern des Bodens basirende Industrien ab, aber im Handel in jeder Gestalt, in Fabrikthätigkeit und Gewerbe, im Bankwesen und neuerdings selbst in der rationellen Verwerthung des Bodens im Großen, haben die Armenier im Kaukasus immense Werthe theils geschaffen, theils brachliegende gehoben. Die eingeborene Bevölkerung ist wirthschaftlich untüchtig, der eigentlich russische Unternehmungsgeist fühlt sich von diesen Gebieten sehr wenig angezogen, und so ist, abgesehen von Baku, wo sie übrigens auch stark betheiligt sind, das, was im Kaukasus in den letzten Jahrzehnten in wirth-

schaftlichem Fortschritte geschehen ist, größtentheils ein Werk der Armenier und des von diesen durch ihre Rührigkeit erworbenen Kapitals. Der Aufschwung von Tiflis zu einer Stadt von über 150 000 Einwohnern beruht auf den Armeniern; hier, wie in den meisten Städten ist Kapital- und Immobilienbesitz ganz überwiegend in ihren Händen; sie beherrschen daher in der ursprünglich georgischen Stadt die Verwaltung und sind vor allen Dingen auch durch Bildung und Talent in der Presse weitaus der bedeutendste Faktor, wenn auch hier die Zensur die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt. Darob herrscht unter den Grusiniern große Erbitterung — sie sehen sich verdrängt und schimpfen unsäglich auf die Armenier, aber ihre Apathie und Genußsucht trägt die Schuld an ihrem Niedergange. Der begabtere Volksstamm überflügelt den zurückgebliebenen — was die Moral in Handel und Wandel anbetrifft, so habe ich schon ausgeführt, daß sich da Armenier, Grusinier, Perser und was da sonst noch unter der bunten Bevölkerung von Tiflis kreucht und fleucht, einander nichts vorzuwerfen haben.

Ja — aber die armenische Kirche? fragt man. Uebt denn die gar keinen religiös-sittlichen Einfluß auf das Volk, auf seinen Handel und Wandel aus? Und wenn das, wie es doch scheint, nicht der Fall ist — kann man dann von dieser Kirche überhaupt noch irgend etwas erwarten? Die armenische Kirche! Man kann sagen, daß ihr Ruf in Europa und, namentlich was protestantische Kreise betrifft, in der abendländischen Welt überhaupt, ebenso schlecht ist, wie der Ruf der

Armenier selbst. Ich habe auch bei der deutschen evangelisch-lutherischen Geistlichkeit im Kaukasus und Süd-Rußland, darunter von Persönlichkeiten, die mit dem Volk und der Sprache aus langjähriger Praxis gut bekannt geworden waren, nur wesentlich abfällige Urtheile gehört. Das muß ich vorausschicken, um nicht des Verschweigens gewichtiger Stimmen zur Sache geziehen zu werden.

Trotzdem wage ich es, obwohl ich mich in der Hauptsache auf die Erfahrungen eines wenige Wochen währenden Besuches bei den Armeniern stützen muß, eine in wichtigen und, wie ich meine, entscheidenden Punkten andersartige Auffassung vorzutragen.

Man stellt die armenische Kirche oft mit den übrigen, ganz oder überwiegend abgestorbenen Kirchen des Orients zusammen: mit der koptischen, abessynischen, syrisch-jakobitischen z. B. Das ist ein entschiedenes Unrecht, denn die armenische Kirche lebt, ja sie ist sogar ein Organismus von außerordentlicher Kraft. Damit ist zunächst natürlich noch nichts darüber gesagt, inwieweit ihre Lebenskraft auf der Bewahrung des Zusammenhanges mit dem lebendigen Evangelium beruht — es kann sich ja auch das nationale Lebendigsein, wenn einem Volke jede andere selbständige Lebensbethätigung verkümmert ist, in den von Alters her vorhandenen und geschonten kirchlichen Organismus hinüberretten und dessen wesentliche Bedeutung auf diese Weise innerlich verändern, während die Formen der Vergangenheit bestehen bleiben. So kann eine Kirche lebendig sein und doch als Kirche, mit dem Maßstabe

unserer Begriffe gemessen, befremdliche und bedenkliche Symptome der Erstarrung zeigen. Zum Theil muß diese Bemerkung entschieden auf die armenische Kirche Anwendung finden, aber das Wesen derselben ist hiermit nicht erschöpft. Man wird von ihr eine ganz verschiedene Anschauung gewinnen, je nachdem ob man als Objekt der Beobachtung die von früher her überkommenen und heute noch überwiegend bestehenden Zustände, oder aber die in ihr vorhandenen Bewegungen und Bestrebungen auf eine Reform hin ins Auge faßt. Ebenso verschieden wird das Urtheil über sie ausfallen, wenn man von deu Verhältnissen unter der städtischen Diasporabevölkerung ausgeht, oder wenn man den Stand der Dinge im eigentlichen Armenien, auf dem flachen Lande, betrachtet.

Zwei Hauptvorwürfe werden gegen die armenische Kirche und ihre Geistlichkeit erhoben: Unwissenheit und sittliche Unfruchtbarkeit. Das ist für den niederen Klerus überwiegend, für den höheren nur noch zum Theil richtig, aber man muß wissen, wie Jemand in Armenien Geistlicher wird und wie ein solcher lebt. Auf meiner Weiterreise von Etschmiadsin nach Schirak, dem heutigen Gebiet von Alexandropol, in dem die Ruinen von Ani liegen, hatte ich einen armenischen, etwas russisch sprechenden Pfarrer als Begleiter. Wir reisten auf einsamen Wegen über Berg und Thal, durch kernarmenisches Land. Am Fuße des Schneevulkans Aragaz machten wir Rast im Dorfe Oschakan, wo eine hübsche neue Kirche steht, erbaut über dem Grabe des heiligen Mesrop. Ich stieg in die uralte Gruft des Heiligen zu

dem kleinen Tabernakel hinab, das über seinen Gebeinen errichtet ist, besah mit Interesse das Altarbild, eine rührend unbeholfene, aber gut gemeinte Kopie des Mittelstücks der Sixtina, und wurde zum Schluß mit meinem Begleiter von dem alten Priester des Ortes gebeten, bei ihm als Gast einzukehren.

Als wir gegessen hatten, dankte ich durch meinen Begleiter unserm Wirth und fragte ihn nach seinem Alter. „Zweiundsiebenzig Jahre.“ Dabei fingen Haar und Bart eben erst an, zu ergrauen! (Die Armenier, und besonders die Geistlichen, haben meist einen imponirenden Bartwuchs, doch die Bauern scheeren ihn sich auf Kinn und Wange kurz und lassen nur den starken Schnurrbart stehen. Die Priester tragen ein langes dunkles Gewand und eine hohe, genau zylinderförmige Mütze als Kopfbedeckung). Natürlich nannten wir uns gegenseitig „Du“, denn auf dem Dorfe giebt es noch kein „Sie“. „Wie lange bist Du schon Priester?“ „Dreißig Jahre.“ „Was bist Du denn vorher gewesen?“ „Ich habe mit den Ochsen mein Feld gepflügt, wie die Andern im Dorfe, bis die Bauern kamen und mich dazu wählten, ihr Pfarrer zu sein; dann lernte ich die Gebete und wurde vom Bischof geweiht. Jetzt bin ich alt geworden und die Bauern haben einen Jüngeren zum Priester gewählt.“ „Könnt Ihr auch Beide leben?“ „Es geht wohl knapp, die Bauern geben nicht viel, aber das Dorf ist groß. Ich habe auch noch Ochsen und erwachsene Kinder und dies Haus.“

So also wird man Priester in Armenien. Aus

der Urzeit des Christenthums hat sich auf diesem Boden die alte Art erhalten: es giebt keine berufsmäßige Vorbereitung auf das Priesterthum, durch die sich einer eine Anwartschaft auf ein geistliches Amt erwerben könnte, sondern das Vertrauen der Gemeindegenossen beruft einen aus ihrer Mitte dazu, ihr Priester zu sein. Dann muß er sich die kirchliche Liturgie, die nöthigen öffentlichen Gebete und sonstige, feste, vorgeschriebene Formeln aneignen, vom Bischof sich prüfen und weihen lassen. Dann kehrt er zu seiner Gemeinde zurück. Natürlich ist es nicht denkbar, daß er nach einer andern versetzt werden könnte; er lebt und stirbt im Dorfe, das ihn erwählt hat.

Aus dieser Praxis folgt, daß es auch keine Bildungsanstalten, Seminare oder dergleichen für Kleriker geben kann. Der Bischof hat zwar das Recht, für kurze Zeit einen Priester, im Falle es aus irgend welchen Gründen Noth thut, mit einem bestimmten Auftrag zu einer Gemeinde zu senden, aber er darf im Prinzip ihr Wahlrecht nicht antasten. Es giebt sog. geistliche oder bischöfliche Seminarien, aber in diesen werden keineswegs nur zukünftige Priester erzogen, sondern die jungen Leute erhalten eine ganz allgemeine Bildung und werden nachher alles Mögliche — vielfach bisher Lehrer — wenngleich es natürlich einer Stadt oder Dorfgemeinde freisteht, einen ihr persönlich bekannten oder empfohlenen einstigen Seminarschüler, wenn sie Vertrauen zu ihm gewinnt, sich als Pfarrer zu erwählen. Ebensowenig giebt es ein Hinderniß, daß Jemand sich bei einer Gemeinde um ein vakantes Pfarramt bewirbt und damit

Erfolg hat, oder daß der Bischof Jemanden vorschlägt, aber diese Kandidaten sind dann Laien, keine Priester, und wenn es sich um eine Dorfgemeinde handelt, fast ungebildete Leute. Ein armenischer Bischof klagte mir einmal seinen Kummer darüber, daß die jungen Leute, die sein Seminar durchgemacht hätten, so wenig Neigung zeigten, sich für ein Dorf als Pfarrer vorschlagen zu lassen. Sie wollten lieber Stadtpfarrer, Lehrer, Kaufleute, Gewerbetreibende oder sonst etwas werden, denn auf dem Lande müßten sie mit den Bauern wieder Bauern werden.

Zu Uebelständen führt bei diesem System zweierlei. Der Geistliche steht erstens an Bildung wie an sittlich-religiöser Einsicht kaum oder doch nur sehr unerheblich über seiner Gemeinde, und zweitens hat er keinerlei geregeltes, festes Einkommen, sondern bleibt auf die Gaben angewiesen, die er für Amtshandlungen oder als freiwillige Spende von den Eingepfarrten erhält, wobei es natürlich ohne Feilschen nicht abgehen kann. Dazu muß er dem Bischof für die Weihe eine erhebliche Summe zahlen, die er meistens garnicht besitzt, sondern sich irgendwie zu besorgen und nachträglich aus der Gemeinde herauszuziehen hat. Jene beiden Punkte sind schlimm und haben schlimme Folgen, wenngleich das Prinzip, auf dem sie beruhen, unzweifelhaft einer außerordentlich gesunden Entwickelung fähig ist.

Einen wunden Punkt bildet aber für die Kirche wie für die Schule, überhaupt für das gesammte geistige und religiöse Leben der Nation, der Umstand, daß die Bibel in der Volkssprache nicht existirt. Die Kirchen-

sprache wie auch die Sprache der Bibel ist das Alt-armenische, d. h. die Sprache des vierten und fünften Jahrhunderts. Ebenso ist auch die ganze klassisch-theologische Literatur geschrieben. Nur die praktisch-religiösen Abhandlungen und Traktate der neuesten Zeit sind in der modernen Volks- und Literatursprache verfaßt. Wie groß der Unterschied zwischen der alten und der neuen Mundart ist, darüber fehlt mir das Urtheil. Das Volk soll „ungefähr“ verstehen, was der Sinn der kirchlichen Formeln und Perikopen ist. Wenn man sich vorstellt, daß der liturgische Theil des Gottesdienstes bei uns auch nur in der Sprache Walthers von der Vogelweide oder des Sachsenspiegels erfolgen sollte, so wird man sich denken können, wie groß das Verständniß etwa sein kann. Dazu kommt, daß seit dem Alterthum die armenische Sprache nicht nur ihr selbständiges Eigenthum verändert, sondern auch eine nicht unbedeutende Menge arabischer nnd türkischer Worte aufgenommen haben soll. Es existirt eine Uebersetzung, — wenn ich nicht irre, des Neuen Testaments und der Psalmen — in der Volkssprache, von einem zum Protestantismus übergetretenen und in Deutschland als Prediger ordinirten armenischen Theologen, aber nach dem Urtheil der Etschmiadsiner Gelehrten ist sie nicht gut. Man erzählte mir, daß gegenwärtig von Seiten der armenischen Kirche an der Herstellung eines wissenschaftlich gesicherten alt-armenischen Bibeltextes unter Zugrundelegung der ältesten einheimischen Handschriften und des griechischen Neuen wie des hebräischen Alten Testaments gearbeitet wird. Bevor dies Werk abgeschlossen ist, könne an eine Volks-

ausgabe nicht gedacht werden. Das hat ja viel für sich, aber das Bedürfniß ist einerseits ein so dringendes und bei der Beschränktheit der vorhandenen Mittel und dem Mangel an geeigneten Kräften, nicht minder bei der Menge anderer, unmittelbar drängender Aufgaben, ist auf der anderen Seite so wenig an eine baldige Erledigung der altarmenischen Bibelrevision zu denken, daß doch auf irgend eine Weise vorläufige Abhilfe geschaffen werden müßte. Besser eine, wenn auch schlechte, so doch dem Volke verständliche Uebersetzung, als gar keine. Zum Mindesten sollte man so schnell wie möglich für die Ausgabe eines provisorischen Evangelientextes oder selbst nur eines, etwa des Matthäus- oder Lukasevangeliums, sorgen. Wenn ich meinen armenischen Freunden einen Rath geben darf, so ist es dieser: unter allen Umständen bald etwas in der Bibelfrage zu thun. Nichts wäre geeigneter, ihnen unsere volle Sympathie zu sichern, nichts wäre ein unwidersprechlicheres Zeugniß für den vollen Ernst ihres in Europa gewonnenen wahrhaft wissenschaftlichen und theologischen Standpunktes, als ein energisches Vorgehen in dieser Sache. Wo wäre unsere deutsche Theologie, wo wäre unsere Kirche, ohne Luthers Bibelübersetzung! Und Luther hat auch einen ganz schlechten Text dazu genommen, denn er hatte Eile mit seinem Werk und konnte nicht auf die Philologen warten, die auch zu seiner Zeit an der Arbeit waren.

Ich unterhielt mich noch weiter mit meinem Wirth und befragte ihn über allerlei Dinge. Er verstand und sprach kein Wort russisch, wie denn überhaupt die

Kenntniß der Reichssprache unter der indigenen Bevölkerung des Kaukasusgebietes an die Städte und Heerstraßen gebunden ist — und auch da ist sie oft sehr dürftig. „Was würdest Du wohl reden, wenn ich jetzt hier stürbe und Du mich beerdigen müßtest?“ fragte ich den Priester. „Es giebt für Alles vorgeschriebene Worte, wenn ein Mensch begraben wird, wie bei Taufen und Eheschließungen.“ „Würdest Du nichts von Dir selber dazusagen?“ Auf diese Frage schwieg der Priester anscheinend verlegen; ich weiß auch nicht, ob mein Begleiter und Dolmetscher sie ihm richtig übersetzt hat, aber mir ist nicht unbekannt, daß gerade die Fähigkeit eindringlicher und populärer, poetisch gefärbter Beredsamkeit bei den Armeniern nicht ungewöhnlich ist, und bei der Wahl zum Priester mag sie eine große Rolle spielen. Es sollen ergreifende Grabreden von ganz ungebildeten Bauern, die zu Priestern geweiht sind, gehalten werden. Leider giebt es keine Predigt auf dem Dorfe; fast nur die Bischöfe predigen und besonders der gegenwärtige Patriarch ist berühmt wegen seiner hinreißenden religiösen Beredsamkeit. Der Erzbischof von Tiflis erzählte mir z. B. gelegentlich an seiner Tafel, daß er sich um des Predigens willen zu der Unbequemlichkeit habe entschließen müssen, eine Reihe künstlicher Zähne zu tragen.

Gegenwärtig giebt nicht das kirchliche, sondern das patriotische Interesse die leitende und beherrschende Stimmung unter den Armeniern ab, wiewohl zwischen dem Landvolk einerseits, den städtischen und klösterlichen gebildeten Kreisen auf der anderen Seite, ein großer Unterschied besteht. Der Bauer ist auf seine Art sehr religiös und sich seines Christenthums oder dessen, was

er dafür hält, voll bewußt — davon zeugen die armenischen Märtyrer für ihren Glauben bei den Vorgängen der letzten Jahre in der Türkei. Die höhere Gesellschaft außerhalb des eigentlichen Armeniens, in den großen Handelsstädten des Orients, ist zum Theil direkt unkirchlich und „aufgeklärt“ im unerfreulichsten Sinne des Wortes, zum Theil aber auch kirchlich konservativ und bestrebt, Hand in Hand mit dem führenden Theil der Geistlichkeit, an der Hebung des Volkes auf der Grundlage kirchlich-nationaler Erziehung zu arbeiten. Dieser Unterschied drückt sich auch in der außerordentlich regsamen und verhältnißmäßig blühenden armenischen Tagespresse und Literatur aus: die Alten und die Jungen stehen sich feindselig gegenüber. Gemeinsam ist den Armeniern, wie in der Fremde so in der Heimat, ein eifriger, ja glühender, aber vielfach schwermüthiger, düster gestimmter Patriotismus; nur selten und vereinzelt sollen auch Stimmen hörbar werden, die „internationale“ demokratische Ideen vertreten. Ich will ein armenisches Gedicht hierhersetzen, das eine Probe von dem Empfinden der Gebildeten der Nation giebt; es ist ein vielfach in der armenischen Gesellschaft gesungenes Lied des katholisch-armenischen Dichters Mkrtitsch Beschiktaschlian, das in seiner Grundstimmung sehr an Patkanians „Klage des Araxes“ erinnert:

Frühling.*)

Wie wehst du doch einher so mild,
O Morgenlüftchen frisch und klar!
Wie spielst du sanft im Duftgefild
Und in der Jungfrau Lockenhaar!

*) Die Uebersetzung ist, wie oben, von Arthur Leist.

Doch kommst du nicht vom Heimathland,
Drum sei von meinem Herz gebannt!

Wie süß singst du, o Vögelein
Im blumenprächtgen Frühlingsgrün!
Dein Lied bezaubert ganz den Hain
Und macht zum Wonnetempel ihn.
Doch kommst du nicht vom Heimathland,
Drum sei von meinem Herz gebannt!

Wie murmelst du zur Frühlingszeit
O Wiesenbach! so wonniglich!
An deinem Spiegelbilde freut
Die Rose und die Jungfrau sich.
Doch kommst du nicht vom Heimathland,
Drum sei von meinem Herz gebannt!

Fliegt auch dein Vogel und dein Wind
Armenien! nur durch Wüstenein,
Mag trüb auch, wie es Sümpfe sind,
Der Spiegel deiner Bäche sein —
Sie kommen doch vom Heimathland
Und sind dem Herzen nah verwandt!

Es soll außerordentlich schwer sein, armenische Poesien in eine moderne Sprache zu übertragen, weil diese Dichtung noch mit verhältnißmäßig sehr einfachen Mitteln des Ausdrucks arbeitet, ähnlich unseren Minneliedern, in die man sich auch erst vertiefen muß, bevor man zu der eigentlichen Schönheit ihres Inhalts vordringt. Die in Armenien hochberühmten Liebeslieder des Aschuch (wandernder Volkssänger, der selbstverfaßte Lieder vorträgt) Sajat-Nowa, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blühte, muthen in der Uebersetzung auch sehr einfach und schmucklos an.

Das Verhältniß zwischen den gebildeten Schichten

der Nation und der Nationalkirche ist also wie gesagt kein einheitliches. Da Bildung und Reichthum wie überall so auch hier zunächst zusammengehen, so finden sich im eigentlichen Armenien sehr wenig wirklich gebildete Männer außerhalb des Mönchsstandes; vielmehr sitzt die geistige Elite der Armenier in den großen Städten mit einer starken armenischen Diasporabevölkerung, wie Tiflis und Konstantinopel. Hier erscheinen auch die bedeutenderen armenischen Zeitungen. Armenien selbst hat, ich wiederhole es, fast nur Bauern und in den wenigen Städten kleine Gewerbetreibende und ebensolche Kaufleute als Bevölkerung. Die höhere Bildung inmitten des Volkes repräsentirten bis zur Zerstörung aller Verhältnisse im türkischen Armenien allein die mit großer Selbstverleugnung wirkenden Lehrer an den Kirchen-, Gemeinde- und Privatschulen. Auf russischem Gebiet liegen die Verhältnisse kaum anders. Es giebt von altersher einen besonderen Gelehrtenstand, die Vardapets, das sind aber Mönche. Sehr viele von den jungen Männern, die in Westeuropa studirt und sich eine vielseitige, durchaus nicht immer vorwiegend kirchliche Bildung angeeignet haben, haben entweder schon in der Heimath die Mönchsgelübde abgelegt oder thun das nach ihrer Rückkehr, weil sie überzeugt sind, auf diese Weise ihrem Volke am meisten zu nützen. In der That sind sie als Vardapets, die nicht immer unbedingt innerhalb eines Klosterkonvents zu leben haben, in der Lage, einen tieferen, vielseitigeren und weniger eingeengten Einfluß in erziehender, unterrichtender oder auch rein wissenschaftlicher Thätigkeit auszuüben. Von hierarchischen Ideen oder Tendenzen ist aber bei diesen

Mönchsgelehrten und dem aus ihrer Mitte hervorgehenden Episkopat, bis zum Katholikos hinauf, nicht die Rede: das, wofür diese Männer alle leben, ist die Nation; die Kirche begreifen sie überhaupt nicht anders, denn als Nationalkirche. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch ein großer Theil der armenischen Intelligenz, dem sittlich-religiöse Interessen sonst abgehen, durchaus kirchlich, denn die Kirche, verkörpert im Katholikat, ist ja der einzige Faktor, der noch in gewissem Sinne die Einheit der Nation äußerlich erkennbar repräsentirt. Begreiflicher Weise ist diesen Kreisen aber eine innerkirchliche Reformation ziemlich gleichgültig; so empfänglich und interessirt sie in Bezug auf allgemeine Bildung sind, so wenig haben sie für die Idee speziell wissenschaftlich-theologischen Fortschritts oder bewußt religiöser Volkserziehung übrig.

Der gebildete moderne Armenier faßt Bildung meist als Aufklärung. Gewisse jungarmenische Kreise sind sogar schon soweit vorgeschritten, daß sie selbst die Nationalkirche aufgegeben und für die Mönche wie für die Weltgeistlichkeit nur Spott haben. Das ist so ungefähr der Standpunkt derjenigen Leute bei uns, die es für einen geistigen Fortschritt halten, zum Mindesten mit der Kirche, womöglich auch gleich mit der Religion — fertig zu sein. Es giebt aber auch wirklich ernsthafte und religiös denkende Männer in nicht geringer Zahl, die zusammen mit den führenden Persönlichkeiten aus der gebildeten Mönchsgeistlichkeit, den Vardapets und dem Episkopat, an einer in besonnen konservativen Bahnen sich bewegenden Aufwärtsführung des Volkes arbeiten.

Neuntes Kapitel.

Politica.

Wie viele Armenier giebt es? Kann das armenische Volk noch eine Zukunft haben? Diese Fragen sind seit meiner Rückkehr nach Deutschland oft an mich herangetreten. Die erste ist mit Sicherheit überhaupt nicht zu beantworten und die andere ist ebenso verschiedenartig zu beantworten, wie sie aufgefaßt werden kann.

Für die russischen Armenier kann man ohne großen Fehler die Zahl von rund einer Million annehmen und für Persien bleibt sie wohl unter hunderttausend, aber für das türkische Gebiet kann eigentlich gar keine Angabe gemacht werden. Das einzige sichere Mittel wäre eine wirkliche Zählung, und diese ist natürlich nicht zu erreichen. Innerhalb der russischen Grenzen lebt etwa die Hälfte der dortigen Armenier in einigermaßen kompakter Masse, nämlich zusammenhängend mit den türkischen Armeniern, auf altarmenischen Boden; die andere Hälfte ist theils im Kaukasus und im europäischen Rußland als eine wirk-

liche Diaspora zerstreut — auch Tiflis gehört hierher, trotz seiner mehr als 60000 armenischen Bewohner, — theils existiren größere in sich geschlossene armenische Enklaven in dem sonst überwiegend tatarischen, östlichen Theil von Transkaukasien, so um Schuscha, Jelisawetopol, Schemacha. Auch im eigentlichen Altarmenien haben sich aber an vielen Stellen nichtarmenische Bevölkerungselemente eingedrängt, auf russischem Gebiet namentlich Tataren und Kurden, die indeß unter dem Doppeladler ziemlich harmlos sind und sich höchstens zu Viehraub aufschwingen.

In der Türkei steht es um die Frage der armenischen Bevölkerung eigenthümlich. Alsbald nach dem Berliner Kongreß, als dem Türken aufgegeben worden war, für Reformen in seinen armenischen Provinzen zu sorgen, nahm er eine sehr durchsichtige Manipulation vor, die aber bei der Unkenntniß Westeuropas in diesen Dingen und bei ihrer scheinbaren Unverfänglichketi ganz den gewünschten Effekt hatte: es erfolgte nämlich eine neue Eintheilung der von Armeniern bewohnten Gebiete. Nachdem das geschehen war, erwies es sich merkwürdiger Weise, daß in keinem Vilajet eine armenische Mehrheit der Bevölkerung vorhanden war, woraus dann „mit Bedauern“ von Seiten der türkischen Staatsmänner die Folgerung gezogen wurde, daß man um der armenischen „Minoritäten“ willen den damit garnicht einverstandenen nicht armenischen „Majoritäten“ doch nicht irgendwelche Autonomien, Reformen &c. mit „aufoktroyiren“ könne. Damit war die Sache erledigt und es wurde nunmehr mit Eifer und Erfolg dafür gesorgt,

daß in der europäischen Presse, sobald die Rede auf die Armenier kam, es hieß: allen Reformabsichten steht die außerordentliche Schwierigkeit entgegen, daß es nirgends eine geschlossene armenische Bevölkerung giebt. Punktum; der Türke sagt es so, der Türke ist ein ehrenwerther Mann — ohne Zweifel viel ehrenwerther als der Armenier — die Armenier sind also selber Schuld, daß ihnen nicht zu helfen ist, warum wohnen sie nicht geschlossen! Eins ist allerdings zuzugeben: es läßt sich keine in sich zurücklaufende Grenzlinie ziehen, die alle Armenier auf türkischem Boden so in sich schlösse, daß sämmtliches von dieser Linie umschlossene Land als überwiegend armenisches Gebiet bezeichnet werden könnte. Abgesehen von der türkisch-armenischen Diaspora giebt es recht ausgedehnte Gebiete, in denen die Amenier zwar einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, aber doch noch stark unter der Hälfte der Gesammtzahl bleiben, und die cilicischen Armenier z. B. sind durch ziemlich weite Strecken, in denen fast nur Nichtarmenier wohnen, von der Hauptmasse des Volkes geschieden. Andererseits kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß aus den verschiedenen kleinasiatischen Vilajets ein beträchtliches Gebiet ausgeschieden werden kann, das in sich zusammenhängend und theils armenisch, theils von einer starken armenischen Majorität bewohnt ist. Wenn man sich die Sprachen- und Nationalitätenkarte des polnisch-deutschen Grenzgebietes ansieht, wird man sich einen Begriff von der Begrenzung — oder wenn man will Nichtbegrenzung — der armenischen Insel machen können. So wie es aber dort

unfraglich rein polnische und rein deutsche Gebiet hüben und drüben von der breiten gemischten Zone giebt, in der die Nationalitäten unentwirrbar durcheinandergemengt sind — man denke an Oberschlesien, Posen, Westpreußen, die Kassuben, — so giebt es auch hier armenisches Kernland, gemischte Gegenden und ausgesprochen nichtarmenisches Gebiet. Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, daß es keine große Kunst wäre, auch die preußischen Regierungsbezirke vermittelst einiger administrativer Geometrie so zu arrangiren, daß man getrost sagen kann: es giebt kein Vilajet, in dem eine polnische Majorität existirte. Weiter soll der Vergleich natürlich nicht gehen.

Nun muß aber noch ein Weiteres berücksichtigt werden, wenn es sich um die Zahl der Armenier in der Türkei handelt. Es giebt dort keine Volkszählungen, sondern die Bevölkerung wird — der Steuerumlage wegen — nach Dörfern und innerhalb der Dörfer nach Haushaltungen abgeschätzt. Wenn nun ein Reisender die Auskunft erhält: in diesem Distrikt giebt es 50 armenische und 70 nichtarmenische Dörfer, so giebt das ein ganz falsches Bild, wenn man nicht weiß, daß die christlich-armenischen Dörfer in Rußland wie in der Türkei sehr viel größer sind, als die muselmanischen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Familien und Sippen ist bei den Armeniern so groß, daß sie so lange wie möglich in ein und derselben Dorfgemeinde bleiben, während bei Muhammedanern aus leicht erklärlichen Gründen — es fehlt ja alles eigentliche Familienleben und daher auch der Familien-

sinn — das Gegentheil der Fall ist. Ueberdies aber hat nicht nur die armenische Dorfschaft, sondern auch der einzelne armenische Haushalt die Tendenz, seinen Rahmen so weit wie möglich zu spannen, zwei, drei und mehr Generationen um ein patriarchalisches Oberhaupt zusammenzuhalten, und auch hier gilt von den Muhammedanern das Entgegengesetzte: die rasche Trennung. Es ist nach diesem leicht ersichtlich, welcher Art die Korrekturen sind, die an den gewöhnlich produzirten Berechnungen über die Volkszahl der Armenier in der Türkei vorzunehmen sind. Ich für meinen Theil wage kaum eine Ziffer zu nennen. Man wird schwerlich unter eine Million für die annähernd kompakte Masse im eigentlichen, jetzt türkischen, Altarmenien herabgehen dürfen und reichlich eben so viele leben theils als Minoritäten in den angrenzenden Landschaften, theils in Konstantinopel und zerstreut in den westlichen Provinzen des türkischen Reiches. Zusammenhängend sitzen also mindestens anderthalb Millionen im alten Stammlande der Nation, ein Drittel davon in Rußland, zwei Drittel in der Türkei; in zahlreichen Enklaven um dies Gebiet herum und in der Zerstreuung wohnt in beiden Staaten wohl dieselbe Zahl. Drei Millionen für das ganze Volk dürfte auf keinen Fall zu hoch gegriffen, sondern eher eine Minimalzahl sein. Für den Orient ist das sehr viel, wenn man bedenkt, daß ganz Kleinasien, das so groß ist wie Deutschland, kaum ein Fünftel von dessen Bevölkerungsziffer aufweist, das ebenso große Kaukasusgebiet noch nicht ein Viertel. In allen diesen Ländern kann unter geordneter Verwaltung und nach

Herstellung der nothwendigsten Kulturbauten und Anlagen noch eine Vervielfachung der Einwohnerzahl stattfinden, an der die Armenier wohl am ehesten partizipiren dürften. Der Kaukasus ist erst ein Menschenalter unter russischer Herrschaft und die Bevölkerung hat sich fast verdoppelt. Ich will noch zur Vervollständigung hinzufügen, daß um 1830, nach dem Abkommen zwischen den drei betheiligten Staaten, das Verhältniß der Abgeordneten, die den Katholikos der armenischen Kirche zu wählen haben, für Rußland und Persien zusammen auf der einen, für die Türkei auf der anderen Seite, wie 3 : 8 festgesetzt wurde. Das heißt also, daß man damals annahm, in der Türkei lebten fast dreimal so viel Armenier, als in Rußland und Persien. Selbst wenn man die türkischen Metzeleien und die ohne Zweifel auf russischem Gebiet stärkere natürliche Volksvermehrung in Rechnung stellt, wird man somit finden, daß unter die oben genannte Gesammtziffer nicht gut herabgegangen werden kann.

Die Gestaltung des Schicksals der armenischen Nation steht in erster Linie bei Rußland — aber die Politik der St. Petersburger Regierung gegenüber den Armeniern ist von einer ganzen Reihe weit ausgreifender und schwieriger Faktoren bedingt, die zum Theil direkt gegeneinander streiten. Ich will zunächst eine kurze Skizze derjenigen Bestrebungen geben, die man als die politischen Ideale der Armenier bezeichnen kann, d. h. desjenigen Theiles der Nation, der überhaupt bereits die Fähigkeit politischen Denkens erlangt hat — also der führenden kirchlichen Kreise, der Intelligenz

und der besonnenen armenischen Presse auf russischem, wie auf türkischem Gebiet. Natürlich sind sowohl in Rußland als auch besonders in der Türkei der öffentlichen Behandlung nationalpolitischer, armenischer Probleme und Fragen sehr enge Schranken gezogen. Nun kann man sagen, daß alles Denken und Trachten sich um den einen Mittelpunkt bewegt: Die Erhaltung der Nation, verbunden mit der Hebung ihres äußeren und inneren Zustandes. Was zu diesem Zwecke ersehnt wird, ist Bewegungsfreiheit, deren Herstellung auf türkischem Boden noch erst die dauernde Sicherung von Leben, Ehre, Eigenthum und Religion in irgend einer Form vorhergehen müßte. Was man wünscht und wofür man sich mit Recht auf die Zusagen und Beschlüsse der europäischen Großmächte auf dem Berliner Kongreß beruft, ist eine nach ihrem Charakter noch näher zu bestimmende Verwaltungsreform der türkisch-armenischen Gebiete, eben das, dem die Türken sofort nach dem Kongreß durch die administrative Neueintheilung der oberen Euphrat- und Tigrislandschaften einen Riegel vorzuschieben so erfolgreich bemüht waren.

Die Errichtung eines selbständigen armenischen Staates hat natürlich noch kein vernünftiger Armenier geplant, aus dem einfachen Grunde, weil bisher ein Politiker einen solchen Gedanken unmöglich hat denken können. Was eine patriotische Phantasie sich gelegentlich in müßigen Stunden wohl ausmalen mag, kann hier füglich aus dem Spiele bleiben, wo es sich darum handelt, was ernsthaften Leuten als ein erreichbares

Ziel vorschwebt. Dieses Ziel hat sich, was die Stellung der autonomen Provinz Armenien innerhalb des osmanischen Reichsverbandes betrifft, überall wo es überlegt erstrebt wurde, innerhalb recht bescheidener Grenzen gehalten. Was diejenigen Armenier, auf die es hier ankommt, d. h. die wirklich berufenen Führer des Volkes, neben der Erhaltung und Hebung der Nation innerhalb ihrer alten Heimat noch wollen, ist, soweit es möglich erscheint, das allmähliche Zurückströmen der Diaspora in das wiederum eine gesicherte physische und moralische Existenzmöglichkeit bietende Mutterland, im Schatten der armenischen Nationalkirche — mögen auch die Gebildeten zu dieser Letzteren vielfach keine innerlich religiöse Stellung mehr haben. Was neben diesem „Programm", wenn man es so nennen darf, neben diesem Ideal der politisch Urtheilsfähigen, noch an Ausbrüchen eines utopistischen Radikalismus oder überspannter Leidenschaft vorgekommen ist, hat nichts mit dem zu thun, was die besonnenen Leute für ihr Land und Volk wünschen. Es giebt auch unter den Armeniern verrückte Schwärmer, die, meistens in Frankreich oder der Schweiz an sozialistischen Schriften „gebildet", womöglich bis übermorgen aus Armenien eine kommunistische, atheistische Republik, als Muster für Europa und die umliegenden Erdtheile, machen möchten, und es giebt wahnsinnige Exaltados, denen die Türkei und ganz Europa gut genug wären, sie mit Dynamit in die Luft zu sprengen, weil man Armenien nicht die gegebenen Zusagen gehalten hat — aber nur gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse oder zielbewußte Verdrehung

der Thatsachen können solche Erscheinungen der ganzen Nation oder vollends gar denjenigen Elementen in ihr zuschieben, die da wissen, was sie zum wirklichen Besten des Armenierthums wünschen oder erstreben. Leider ist bei der unglaublichen Kindlichkeit auch der sogenannten Gebildeten unter uns in auswärtiger Politik die Hoffnung nicht besonders groß, daß wir es bald von selber lernen werden, den baaren Unsinn, sobald er nur in Gestalt eines Leitartikels über ausländische oder vollends gar über außerhalb des mittleren und westlichen Europa vorgehende Dinge auftritt, als das was er ist zu erkennen und zu bewerthen. Zu diesem Unsinn gehört auch die Vorstellung von dem ganzen „revolutionären“ Armenien, das die türkischen Metzeleien herausgefordert habe. In Armenien selbst fehlen zu einer Revolution überhaupt alle Vorbedingungen, und was an Zusammenenhang unter den gebildeten Armeniern in West-Europa und der Türkei besteht, geht wenig über das hinaus, was die alliance israélite universelle ihrem Wesen nach auch ist, ein Hilfsbund zur Hebung der Lage des Volkes, und besonders die von interessirter Seite so maßlos ausgebeuteten Vorgänge in Konstantinopel werden als Ausgeburten der Tollheit überspannter Köpfe am schwersten von den Armeniern in der Heimath selbst empfunden. Cui bono sind denn jene Dinge wie Bombenwerfen ꝛc. geschehen? Armenien gewiß nicht, sondern England. Was endlich die oft genannten armenischen Geheimbünde betrifft, Hintschak, Droschak und wie diese Gebilde alle heißen mögen, so existiren sie allerdings, aber sie sind vielfach etwas Anderes, als

was man sich darunter vorstellt. Zum Theil sind es Vereinigungen aufklärerischen Charakters mit höchst utopistischen, die Aufnahmefähigkeit und die Kulturstufe des Volkes ganz verständnißlos schätzenden Tendenzen, wie Frauenemanzipation, freie Liebe, Abstoßung der kirchlichen Autorität u. dergl., zum Theil stecken nicht mehr als einige Dutzend Köpfe vom Kaliber des weiland Attentäters auf Napoleon III., Orsini, oder auch des unglücklichen Karl Sand dahinter. Fast Allen ist es gemeinsam, daß sie auf dem Boden westeuropäischer „Studien“, und zwar ausschließlich in Frankreich, England und der Schweiz, unter dem Einfluß des dort bestehenden extremen, politischen und sozialen Radikalismus entstanden sind und von dort aus wirken. Es ist sogar nicht selten vorgekommen, daß irgend welche ganz schwindelhaften Subjekte den armenischen Hamals (Lastträgern) in Konstantinopel Geldbeiträge „zur Hebung der Volksbildung unter den Armeniern“ abgeschwatzt haben — zu diesem Zweck existirt nämlich auch eine „geheime“ Gesellschaft und hierfür ist von jedem Armenier, auch dem ärmsten, am sichersten etwas zu bekommen — und dieses Geld ist dann einfach in den Taschen dieser famosen „politischen Agitatoren“ geblieben.

Zu allen armenischen Wünschen und Hoffnungen hat, was keines Beweises bedarf, Rußland das entscheidende Wort zu sprechen. Rußland hat zunächst einmal etwa ein Drittel aller Armenier zu Unterthanen und Rußland ist ferner der natürliche Erbe der Türkei zwischen Ararat und Taurus und wohl auch bis an

die cilicische Küste, d. h. also fast sämmtlichen von Armeniern in einiger Dichte bewohnten Landes. Es hat also ein doppeltes Problem zu lösen: wie es sich zu seinen eigenen Armeniern und wie es sich zu den Wünschen der türkischen Armenier stellen soll.

Es hat eine Zeit gegeben, wo Rußland ohne Frage die Aufrichtung selbständiger, nationaler und christlicher Staatswesen auf bisher türkischem Gebiet durchaus nicht perhorreszirt hat. Bulgarien ist dafür ein Beispiel, aber es ist auch ein Beispiel für die Absichten, von denen die russische Politik dabei geleitet wurde. Solch ein neuer Staat war für Rußland nur acceptabel als Vasall, über den es im Wesentlichen nach Belieben verfügen konnte, als ein Surrogat für die zur Zeit unmögliche Annexion des betreffenden Gebietes. Zweimal ist es Rußland geglückt, sich solch eine Positition in bisherigen Theilen des türkischen Reiches zu schaffen, aber beide Male hat es sie wieder eingebüßt: in den Donaufürstenthümern und eben, wie gesagt, in Bulgarien. Die Herstellung dieser russischen Vasallenstaaten hatte keinen anderen Zweck als den, die Türkei, die auf einmal nicht über den Haufen zu rennen und als gute Beute einzustecken war, allmählich zu erschüttern und stückweise, wenn nicht direkt, so doch indirekt, und zwar soweit wie möglich zu Gunsten Rußlands, zum Zerbröckeln zu bringen. Voraussetzung für diese Politik und folglich für die Unterstützung christlich-nationaler Unabhängigkeitsbestrebungen auf türkischem Boden war, daß Rußland auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien die wesentlichen Ziele seiner auswärtigen Politik sah

und daher vor Allem auf die baldmöglichste Verdrängung der türkischen Herrschaft in diesen Gebieten, natürlich zu seinen Gunsten, ausging. Diese Voraussetzung trifft nicht mehr zu; Rußland sieht sich jetzt vor eine andere, weit größere Aufgabe gestellt, und wenn es auch natürlich nicht darauf verzichtet hat, bei der orientalischen Liquidation die türkische Masse anzutreten, so ist es doch jetzt in der Lage, hier noch mit großer Ruhe auf die Entwicklung der Dinge warten zu können, ja es kann unter den gegenwärtigen Umständen für Rußland nichts Geboteneres geben, als der beste und aufrichtigste Freund der Türkei zu sein. Die Folgerungen für die Wünsche der Armenier (und ebenso der Griechen) ergeben sich daraus von selbst.

Was ist es, das diesen Umschwung in der russischen Politik zu Wege gebracht hat? Ich müßte, um diese Frage erschöpfend zu beantworten, eine Abhandlung über die innere Entwicklung Rußlands seit dem Krimkriege schreiben; daher mag es hier genügen, zur Erklärung der veränderten Politik Rußlands den einfachen Thatbestand kurz darzustellen. Rußland befindet sich seit einer Reihe von Jahren in einer großen agraren Krisis. Die Bevölkerung steigt und der relative Ertrag des Ackerbodens, sowohl an Getreide in natura als auch besonders an dessen baarem Verkaufswerth, sinkt schnell und ununterbrochen. Bei der herrschenden Kapitalsarmuth kann also das wirthschaftliche Gleichgewicht, die materielle Basis der staatlichen Machtstellung Rußlands, nur aufrechterhalten werden, wenn es gelingt, einen Ersatz für die Beherrschung eines großen Theils des

europäischen Getreidemarkts zu finden. Hierzu ist der sicherste Weg die Schaffung einer Groß- und Export-industrie, verbunden mit der Erschließung aufnahme-fähiger, weiter Absatzgebiete. Solche Absatzgebiete können Rußland vorläufig nur dann als gesichert für seine Industrie gelten, wenn es sie auch politisch in seine Machtsphäre einbeziehen kann, sei es, daß es sie direkt mit seinen Zolllinien umschließt, wie kürzlich den Vasallen-staat Buchara, sei es, daß besondere Verträge, hinter denen eine stets bereite militärische Ueberlegenheit steht, fremde Konkurrenz fern halten — denn allein auf ihre innere Leistungsfähigkeit gestellt, vermag die russische Industrie noch lange nicht den Wettbewerb mit älteren Kulturstaaten aufzunehmen.

Ist dem so, so folgt daraus mit unmittelbarer Klarheit, worauf die auswärtige Politik Rußlands jetzt vor allen Dingen losgehen muß: Sie muß China und Persien ganz oder theilweise Rußland wirthschaftlich tributpflichtig machen. Der Grad von Konsequenz, den Rußland für die Erreichung dieses Zieles walten läßt, ist geradezu die Probe darauf, wie sicher es die Noth-wendigkeit begriffen hat, diese neuen Wege zu wandeln. Die sicherste Gewähr aber für das Festhalten der russischen Politik an der einmal gewonnenen Erkenntniß liegt darin, daß sie von Anfang an aus der eigensten Ini-tiative des Kaisers Nikolaus II. entsprungen ist, und daß talentvolle und bedeutende Staatsmänner, die voll-kommen von der Ueberzeugung durchdrungen sind, Ruß-land auf diesem Wege einer glänzenden Zukunft ent-

gegenzuführen, die Mitarbeiter des Herrschers an der begonnenen Aufgabe sind.

Nichts könnte im gegenwärtigen Augenblick Rußland unangenehmer, ja geradezu verhängnißvoller für seine Absichten sein, als eine kriegerische Aufrollung der orientalischen Frage. Die Erfüllung der russischen Ideen ist geradezu abhängig von einem guten Verhältniß zur Türkei; gelingt es irgend Jemandem, die Türkei zum Angriff auf Rußland zu reizen oder auf einem anderen Wege derartige kriegerische Verwicklungen im Südosten Europas zu er zeugen, daß Rußland ihnen nicht mehr fern bleiben **kann**, so ist der ganze Erfolg der asiatischen Politik Rußlands, so ist sein ganzes Bestreben, die inneren Machtmittel des Reiches neu zu konsolidiren — in Frage gestellt. Also muß Rußland jetzt vor allen Dingen Zeit gewinnen. In dieser Nothwendigkeit liegt der Schlüssel zu der ganzen gegenwärtigen Politik Rußlands — nicht minder aber auch die, je nach den Umständen sehr verschiedene, Antwort auf die Frage, welche nun an die anderen europäischen und sonstigen betheiligten Großmächte herantritt: Was folgt für **unser** politisches Verhalten aus dieser gekennzeichneten Situation Rußlands?

Zweien Staaten ist vom Standpunkt ihrer natürlichen Interessen aus ihre Stellung ohne Weiteres vorgeschrieben: **England** und **Deutschland**. Die Dinge liegen, wie alle Welt weiß, für England so, daß es gegenwärtig alle seine Kräfte anspannen muß, um nicht verhängnißvolle Einbußen an seiner industriellen und merkantilen Weltstellung zu erleiden, auf der seine

politische Existenz als Großmacht beruht. Gelingt es Rußland, ein wesentliches Stück des asiatischen Marktes, der alle anderen, die in Betracht kommen, an Wichtigkeit weit übertrifft, für sich zu monopolisiren, England also auszuschließen, gelingt es Rußland, sagen wir, die Hälfte von Iran und China zu seinen politischen und wirthschaftlichen Dependenzen zu machen, so würde das eine geradezu furchtbare Erschütterung der englischen Weltmacht nach sich ziehen — hinge doch alsdann auch der Besitz von Indien an der Gnade Rußlands. Damit ist die englische Politik gegen Rußland gegeben: Sie kann in nichts Anderem bestehen, als Rußland — wenn man es nicht gleich auf den letzten Entscheidungskampf mit ihm ankommen lassen will, und das wäre für England ohne kontinentale Bundesgenossen der baare Wahnsinn — jede nur denkbare Verlegenheit zu bereiten, die es von der Verfolgung seiner asiatischen Pläne abhalten kann. Kein Gebiet scheint dazu geeigneter als die Orientfrage, und so sind die bekannten verzweifelten Bemühungen Englands, hier um jeden Preis einen großen Brand anzustiften, nichts Anderes, als der naturnothwendige Ausfluß des britischen Selbsterhaltungstriebes. So erklärt sich der merkwürdige Wechsel in den Rollen Englands und Rußlands gegenüber der Türkei vom Feind zum Beschützer und umgekehrt. Nichts würde England jetzt freudiger thun, als den Russen mit Konstantinopel ein Danaergeschenk machen, das jene, wenn die Dinge gut gehen, in einen europäischen Krieg verwickelt oder doch sicher daran hindert, ihre volle Kraft nach Osten zu werfen.

Und Deutschland? Nun, wie Jedermann einsehen wird, steht die Sache so, daß Rußland die oben gekennzeichnete Politik seiner gegenwärtigen höchsten Lebensinteressen nur dann zuversichtlich verfolgen kann, wenn es in der Lage ist, unserer freundschaftlichen Haltung sicher zu sein. Hiernach ist eigentlich jedes weitere Wort überflüssig, denn kann es wohl für uns eine gebotenere Politik geben, als eine solche, die Rußland, unseren mächtigsten Nachbarn, der über Frankreich mit disponirt, uns dauernd verpflichtet, und die zugleich England mit vollkommener Sicherheit schließlich zu jeder, auch der stärksten Nachgiebigkeit gegen unsere Wünsche, Bedürfnisse und Interessen bringen muß? Der Gang der Ereignisse zeigt, daß wir uns in der That Rußland gegenüber auf dem richtigen Wege befinden: festes Zusammenstehen, sichere Rückendeckung für Rußland gegen alle Versuche Englands und seiner möglicherweise vorhandenen oder zukünftigen Affiliirten, Rußland zu einer großen militärischen Aktion von ungewissem Ausgang und langwieriger Dauer in Europa zu zwingen. Vielleicht muß ich auch darauf noch hinweisen, daß unsere Politik gegenüber Rußland natürlich kein Liebesverhältniß zum Ausdruck bringen, sondern genau so gut, wie Rußland etwas für sich erstrebt, auch unserem nationalen, wirthschaftlichen, politischen Bedürfniß nach mehr Ellenbogenraum zur Durchsetzung verhelfen soll.

Diese Digression war nöthig, um von hier aus zur Klarheit über den gegenwärtigen Stand der armenischen Frage zu gelangen. Darnach liegt es auf der

Hand, daß Rußland sich zur Zeit gegen die den Türken so höchst unangenehmen Autonomiebestrebungen der Armenier nicht anders, als vollständig kalt zeigen kann, wenn es nicht seine ganze asiatische Politik, an der nach der Meinung der gegenwärtig maßgebenden Persönlichkeiten die Zukunft des Reiches hängt, gefährden will. Faßt die Türkei aus Anlaß eines russischen Eintretens für die Armenier Mißtrauen dagegen, daß es den Russen mit der Integrität des ottomanischen Reiches soweit wie nur irgend möglich vollkommener Ernst ist, so steigen die Chancen Englands, einmal mit seinen Brandstiftungsversuchen Erfolg zu haben, sehr beträchtlich. Nochmals wiederholt also: Intimität mit der Türkei ist eine Hauptbedingung für den Erfolg, den Rußland in Asien erstrebt — und diese Bedingung ginge zunichte, sobald Rußland den Armeniern Gehör schenkt. Im Hintergrunde mag allerdings auch der Gedanke stehen, daß man doch der schließliche Erbe der Türkei ist und ein autonomes Armenien unter Umständen schwerer zu verdauen sein würde, als ein Land, das bisher unmittelbare türkische Provinz gewesen. Was Deutschland betrifft, so bleibt uns allerdings nichts übrig, als auch in der Armenierfrage die Konsequenzen des einmal gefaßten Entschlusses und des Faktums zu ziehen, daß wir um unserer nationalen Bedürfnisse willen mit Rußland gehen müssen. Daß unsere offiziöse und die derselben in auswärtigen Dingen urtheilslos nachbetende sonstige Presse zu den wirklichen armenischen Greueln in einer so abstoßenden, unwahren, widerwärtig rohen Art und Weise Stellung genommen und daß unsere

Regierung keinen Modus gefunden hat, bei aller prinzipiellen Entschlossenheit, den ärgsten Scheußlichkeiten im Namen der Religion und Menschlichkeit irgendwie entgegenzuwirken — ist allerdings traurig. Hierüber ist kein Wort weiter zu verlieren.

Die Frage nach der Zukunft der Armenier wäre also nach dem bisher Ausgeführten auf den Boden gestellt, daß sie die türkischen Armenier betreffend erst dann in ein prinzipiell neues Stadium treten kann, wenn Rußland der Türkei gegenüber freie Hand hat. Was Rußland aber dann für eine Haltung gegenüber der armenischen Nation einnehmen wird, wenn diese einmal ganz oder zum größten Theil unter seinem Szepter vereinigt sein sollte, das ist allerdings ein sehr bedeutsames Problem. Man kann dasselbe bereits jetzt einigermaßen studiren, wenn man die Bedeutung der gegenwärtig russischen Armenier für das Reich erwägt. Rußlands Zukunft und Mission liegen in Asien — das ist ein politisches Axiom, von dem man sich jetzt auch in Rußland allgemeiner überzeugt hat, als es früher der Fall war. Niemand predigt das jetzt feuriger, als der hervorragendste Vertreter, den diese asiatische Politik nach außen hat, der Fürst Uchtomsky, der persönliche Vertrauensmann des Kaisers nach dieser Richtung hin — und in der That ist keine Politik für Rußland denkbar, die so sehr den Kräften und natürlichen Verhältnissen des Reiches entspräche. Zu einer starken Expansionspolitik aber — und Rußland hat das ja selbst gezeigt — gehört mehr, als die bloße militärische Fähigkeit, dazu gehört vor allen Dingen

auch die Befähigung, die äußerlich angegliederten Zuwachsgebiete innerlich mit dem Körper des Reiches zu verbinden. Die Erfolge, die Rußland bei der Lösung dieses Problems in Turan gehabt hat, sind zwar sehr bedeutsam, aber die Aufgabe wird eine um so umfassendere, schwierigere, je mehr der asiatische Besitz Rußlands wächst und je verschiedenartigere Elemente in den Gesammtverband des Reiches treten. Mit Rücksicht hierauf würde Rußland einen schweren Fehler begehen, wenn es nicht rechtzeitig darauf aufmerksam würde, daß es über eine unvergleichliche Hilfskraft zur Herstellung der Klammern verfügt, um den noch in Aussicht stehenden peripherischen Zuwachs des Staates mit dem Kernsitz seiner Macht und Kraft fest zusammenzufügen. Ich meine die Armenier. Daß ein großer Theil von Vorderasien einmal Rußland zufallen wird, darf als sicher gelten: ob und wie rasch die äußere Besetzung von einer inneren Eroberung, wie in Turan, begleitet sein wird, das wird davon abhängen, wie Rußland sich bis dahin zu der armenischen Nation stellt. Hier liegt ein mächtiges Element innerpolitischer Angliederungskraft für Rußland verborgen und es kommt nur darauf an, ob die russische Politik das rechtzeitig einsieht und ihre Erkenntniß fruchtbar macht. Gerade die Alles durchsetzende armenische Diaspora, von Konstantinopel bis Bagdad, vom Kaspischen Meer bis nach Cilicien, ist fähig, nicht nur die Besetzung dieser Gebiete für Rußland sehr zu erleichtern, sondern ihm auch den erworbenen Besitz sofort und relativ mühelos zu sichern, wenn Rußland im Stande und Willens ist, eine hierzu geeignete

armenische Politik einzuschlagen. Wenn die russische Politik das erreicht, daß jeder Armenier zu einem freiwilligen Agenten für die Stabilität der russischen Herrschaft und die dauernde innere Verbindung des dermaleinst russischen Theils von Vorderasien mit dem Reiche wird, so hat sie auf diesem Gebiete ihre Aufgabe glänzend gelöst. Die bedeutende Intelligenz der Armenier, ihre wirthschaftlichen — durchaus nicht nur rein finanziellen — Fähigkeiten, ihre Betriebsamkeit im Gewerbe, Landbau und Handel, das alles verbürgt einen gewaltigen materiellen Aufschwung des von ihnen durchsetzten Gebietes, sobald die gegenwärtigen, Alles lähmenden Verhältnisse dortselbst einem neuen Zustande Platz machen.

Aber wie ist es denkbar, daß Rußland die Armenier mit ihrem Willen seinen Interessen dienstbar macht, wenn, wie ich eben gezeigt habe, die Verhältnisse es vom russischen Standpunkt aus gebieterisch fordern, der antiarmenischen Politik der Türkei freien Lauf zu lassen? Das ist keineswegs so schwierig, wie es aussieht. Es ist nichts weiter dazu nöthig, als daß die russische Regierung dem Drange ihrer eigenen Armenier nach nationaler und geistiger, sittlicher und religiöser Hebung nicht entgegentritt, vielmehr diese Bestrebungen direkt fördert. Rußlands Politik gegen seine Armenier ist zur Zeit eine falsche. Natürlich haben die Russen das allein mit sich selber abzumachen, was für eine Politik sie gegen die „fremden" Völker und Stämme befolgen, die auf dem Gebiete ihres Staates wohnen, und es liegt mir vollkommen fern, hierin als unbefugter und ungebetener Rathgeber aufzutreten, dementsprechend,

wie wir es uns höflichst verbitten würden, wenn andere Leute sich in innere Angelegenheiten des Deutschen Reiches einmischen wollten — aber der Zweck dieser Veröffentlichungen ist es überhaupt nicht, irgendwelche Belehrung nach einer anderen Seite hin auszutheilen, sondern der: das politische Publikum in Deutschland über die Lage der Dinge in der russisch-orientalischeu Sphäre zu unterrichten, soweit das nöthig ist. Rußland ist gegenwärtig bemüht, das innere Niveau der armenischen Nation, soweit es über sie verfügt, so niedrig wie möglich zu erhalten. Natürlich thut es das nicht aus Freude an der Unkultur, sondern nur faute de mieux; sein wirklicher Wunsch ist die „Russifizirung" der politisch zu Rußland gehörigen Armenier, d. h. ihre Verwandlung in wirkliche, nationale Russen. Hierzu fehlen aber die Mittel so gut wie vollständig. Nur bei einem sehr bedeutenden Aufwand materieller und vor allen Dingen geistiger Mittel könnte man über die Möglichkeit des Erfolges überhaupt diskutiren. Da nun ein solcher Aufwand einerseits ausgeschlossen ist und auf der anderen Seite jede innere Stärkung des selbständig empfindenden Armenierthums mit Rücksicht auf das festgehaltene Ideal der Russifizirung perhorreszirt wird, so ist die natürliche Folge, daß man zu der Nothauskunft greift, einstweilen das Emporstreben der Armenier in Schule, Kirche, Presse u. s. w. mit den Mitteln staatlichen Zwanges zu reprimiren, ohne daß doch andererseits eine positive Förderung der Russifizirung stattfindet.

Es wäre prinzipiell verkehrt, hier gefühlsmäßig urtheilen zu wollen. Bei politischen Maßnahmen kann

es sich nur darum handeln, ob der Zweck ein rationeller und die Mittel geeignete, resp. ob nicht bedeutende schädliche Nebenwirkungen vorhanden sind. Die russische Politik strebt aber gegenüber den armenischen Unterthanen des Zaren etwas an, das gerade vom Standpunkt des wohlverstandenen russischen Interesses keineswegs geboten ist. Es ist zunächst eine ganz unhaltbare Vorstellung, daß es möglich sei, eine so beispiellos zähe und ausgeprägte Nationalität, wie die armenische, überhaupt in absehbarer Zeit und ohne Aufwendung ganz unverhältnißmäßiger Anstrengungen in ein ihr fremdes Volksthum überzuführen. Eher könnte man den Gedanken fassen, die preußischen Polen zu nationalen Deutschen zu machen. Indeß über das schlechthin Absurde bedarf es keiner Diskussion. Jede den Thatsachen Rechnung tragende russische Politik muß sich mit dem Bestehen der Armenier als Nation einmal abfinden. Es ist aber auch im Grunde nicht recht verständlich, warum man das in Rußland nicht will? Es liegt ja vollkommen in der Hand der Russen, aus den Armeniern die zufriedensten und nützlichsten Unterthanen von der Welt zu machen, wenn sie ihnen dazu verhelfen, was ihr Sehnen ist: empor zu geistiger Bildung auf der Grundlage der Erhaltung ihrer Nationalität! Weiter wollen die Leute ja gar nichts — die Meinung, daß die russischen Armenier sich mit Losreißungsgedanken, mit Träumen von einem selbständigen Königreich Armenien trügen, ist so unbegründet, wie nur möglich. Wenn die Sinnlosigkeit einer solchen Idee Angesichts der thatsächlichen Verhältnisse nicht zu sehr

auf der Hand läge, würde ich es besonders betonen, daß ich mich zur Genüge selbst davon überzeugt habe: kein vernünftiger Mensch in Armenien denkt an die Möglichkeit, sich politisch vom russischen Reiche abzulösen — aber auf russischer Seite besteht trotzdem unleugbar dieses Mißtrauen. Warum, das ist schwer zu sagen.

Rußland ist gegenwärtig um eines vitalen Interesses willen nicht in der Lage, den türkischen Armeniern zu helfen; mithin wäre es also doppelt angebracht, wenn man sich mit seinen eigenen auf einen guten Fuß stellte.

Ich sehe in dem Verhalten Rußlands gegen seine armenischen Unterthanen eine Analogie zu dem gegenwärtig von Statten gehenden Experiment, die selbstständige deutsche Kultur der Ostseegouvernements durch eine allseitige Russifikation zu beseitigen. Der große Werth dieser Provinzen für Rußland bestand darin, daß gerade in ihren eigenthümlichen, selbständigen Kulturverhältnissen sich ein vollkommen zuverlässiges, für Rußland unschätzbares Element der Solidität und der politischen Verwendbarkeit für das ganze Reich fortdauernd bildete. Richtig wäre es gewesen, das Ausströmen dieser Kräfte über Gesammtrußland hin zu fördern; statt dessen verbraucht man seit mehr als einem Jahrzehnt eine Menge russischer Kraft an die schwierige Aufgabe, im Ostseegebiet die provinziellen Besonderheiten zu nivelliren und die „Verschmelzung" mit dem übrigen Reiche herbeizuführen. Das ist mehrfach bedenklich: einmal werden die Deutschen, Letten und Esthen in Livland doch nie zu richtigen Russen werden, und außerdem wird aus einem reichen

Reservoir politisch für das Ganze fruchtbar zu machender Kräfte ein lokales Chaos geschaffen, in dem überwiegend negative Potenzen oder die reine Sterilität zur Herrschaft gelangen. Im Prinzip steht es mit den russischen Armeniern nicht anders. Anstatt ihre Kräfte am Boden zu halten, anstatt die von ihnen ersehnte Entwickelung zu unterbinden, wäre es allein richtig, sie zu Pionieren Rußlands zu machen, in ihnen einen Kitt und ein Ferment vorzubereiten, die in einer schwerlich sehr fernen Zukunft für ein noch größeres Rußland den Zuwachs an Land und Leuten nach einer bestimmten Richtung hin zu durchdringen und an das Gesammtreich zu binden im Stande sind. Geschieht das nicht, wird vielmehr aus den Armeniern in dem jetzigen und zukünftigen russischen Staatsgebiet ein unzufriedenes, an der politischen Größe Rußlands nicht interessirtes Element, so muß das Problem der inneren Angliederung künftiger russischer Gebiete in Vorderasien ein unvergleichlich viel schwierigeres und die Aufgabe, den Erwerb dauernd zu behaupten, eine erheblich verwickeltere werden. Summa Summarum also: Für die Armenier ist nach allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit keine andere Zukunft denkbar, als daß sich einmal das ganze Volk unter russischem Szepter zusammenfindet. Von der Stellungnahme Rußlands wird es abhängen, ob ein Modus gefunden wird, gleichzeitig die Gesammtinteressen Rußlands und die vernünftigen Ideale der armenischen Nation zu fördern, oder ob ein Sichabmühen an einem aussichtslosen und fraglichen Vorhaben auf der einen, ein nutzloser Kräfteverbrauch an ewigem, passivem

Widerstande auf der anderen Seite, der Ausdruck des Verhältnisses zwischen dem Staat und seinen armenischen Angehörigen wird. Mir scheint, ein Drittes giebt es nicht.

Diese Auseinandersetzung ist recht lang geworden. Ich fürchte zwei Dinge: erstens, daß gewisse russische Kreise eine Regung der Empfindlichkeit über die theilweise an rein russischen Dingen geübte Kritik nicht werden unterdrücken können, und zweitens, daß ein großer Theil der Leser der ganzen armenischen Frage nicht genügend Interesse entgegenbringt, um eine so ausführliche Erörterung zu wünschen. Demgegenüber kann ich mich nach der einen Seite nur darauf berufen, daß es mir meiner ganzen Haltung und Tendenz nach wohl unbedingt fern liegen dürfte, in Rußland zu verletzen — und nach der anderen darauf, daß es sich um eine Sache handelt, bei der unsere Ehre als Nation berührt wird. Wie ein großer Theil unseres „gebildeten" Publikums die armenischen Dinge abgethan hat oder sie vielmehr durch eine — nicht näher zu bezeichnende — Presse hat abthun lassen, das war schmählich.

Ich bin in Bezug auf die Theilnahmlosigkeit der öffentlichen Meinung in Westeuropa, besonders in Deutschland, unter den Armeniern immer und immer wieder derselben tiefen, schmerzlichen Verwunderung begegnet: „Wie ist es möglich, daß Christen so sind! Ja, wenn wir Heiden wären, aber wir sind doch auch Christen!" Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der gesammten Christenheit ist bei den überhaupt kirchlich empfindenden Armeniern ein sehr starkes, wenn

es auch gewiß durch die gegenwärtigen Verhältnisse noch besonders erregt worden ist. Es ist mir nicht gelungen, ein Verständniß für die eigenthümliche Lage mehrerer europäischer Großmächte in der armenischen Frage bei den Armeniern selbst zu erreichen — sie wiesen stets einfach auf die Christenpflicht und auf das Beispiel Englands hin, das diese Pflicht auch erfülle, politisch sowohl, als auch durch hilfreiche Spenden. Es liegt mir gewiß ferne, die christliche und humane Opferwilligkeit, mit der das englische Volk in so reichem und uns so elend beschämendem Maße den leidenden Armeniern zu Hilfe gekommen ist, verdächtigen und verkleinern zu wollen, aber ich hätte doch gewünscht, die besondere Art von Interesse, aus der die Machinationen der englischen Politik in der Türkei entspringen, meinen armenischen Freunden noch viel überzeugender vorführen zu können, als es mir möglich war. Für Spekulationen in der auswärtigen Politik habe ich bei ihnen überhaupt wenig Fähigkeit gefunden. Wie nur zu begreiflich, war Alles gleichsam in einem starren, schmerzlichen Bann von der furchtbaren Wunde befangen, die blutend und eiternd am Leibe der Nation noch fortgesetzt klaffte. Ein fressender, verzweifelter Gram — das war die Grundstimmung, die fast durchgehends zu Tage trat, wenn die Rede auf diese Dinge kam und als steter, immer wiederkehrender Schluß die bittere Klage: „Und das christliche Europa sieht der Ermorung eines christlichen Volkes eiskalt und ruhig zu! Wenn ein Knabe von einem starken Manne gepeinigt, wenn ein kleiner Hund von einem großen zerfleischt

wird, so wallt jeder Vorübergehende in Zorn auf und wirft sich dazwischen — und wir sind nichts als ein Schauspiel für Euch! Gott wird Euch richten!" Was sollte ich wohl dazu sagen?

Ich hatte während meines Aufenthalts in Etschmiadsin einen Diener erhalten, der aus Trapezunt stammte und dem vor wenigen Monaten alle Verwandte vor seinen Augen von den Türken abgeschlachtet worden waren, während er selbst in seinem Versteck von den Mördern zufällig nicht entdeckt wurde. Täglich saßen Schaaren von ganz elenden Flüchtlingen aus der Türkei in den Klosterhöfen und vor der Thür des Patriarchen und warteten auf die kleine Unterstützung, die sie hier erhielten, bis ein Platz in einem der Dörfer Russisch-Armeniens von Etschmiadsin aus für sie bestimmt war, wo sie zunächst untergebracht und von den Bauern, die diese schwere Last willig trugen, verpflegt werden sollten. Die Regierung hatte auf ihre inständigen Bitten um Zuweisung von freiem Land im Kaukasus geantwortet, nur in Sibirien könnten sie welches haben. Eine große Schaar von Kindern, deren Eltern ermordet waren und die das Kloster aufgenommen hatte, war gleichfalls da; der Katholikos hatte ein besonderes Waisenhaus für sie erbauen lassen, aber es war auf Befehl der Regierung geschlossen worden, weil eine Schule damit verbunden war und national-armenische Schulen gerade eben strikt verboten, die vorhandenen fast alle geschlossen worden waren. Seitdem ist die Lage im Wesentlichen dieselbe geblieben.

Zehntes Kapitel.

Auf dem Hochlande und nach Ani.

Von Etschmiadsin aus habe ich auch eine Reise nach dem Orte gemacht, der jedem Armenier als das größte noch heute redende Denkmal seiner stolzeren Vergangenheit theuer ist: nach den Ruinen von Ani, der einstigen Königsresidenz der Bagratiden, auf der Hochebene von Schirak. Die Jahreszeit zwang zu dem Umwege über Alexandropol, wodurch die Länge des sonst etwas kürzeren Weges auf 170 Kilometer stieg, gleich zweieinhalb Tagereisen. Ich hatte eigentlich vor, zu reiten, denn die Chaussee hört bei Etschmiadsin auf; dementsprechend hatte ich schon von Tiflis ab mein gesammtes Gepäck bemessen und allgemein war mir gesagt worden, jenseits Eriwan sei das Fortkommen zu Wagen sehr schlecht, mit einziger Ausnahme der Richtung über Nachitschewan nach Persien. Im Kloster rieth man mir, trotzdem einen Wagen zu benutzen, und da am selben Tage, auf den ich meine Reise festgesetzt hatte, ein armenischer Pfarrer aus Alexandropol, der Myron (Salböl) vom Katholikos geholt hatte, nach

Hause zurückreiste, so entschloß ich mich auf dessen Versicherung hin, der Weg sei zu Wagen passirbar, in Gemeinschaft mit ihm die Fahrt anzutreten. Der Wagen war von der Art, die man im Kaukasus seltsamer Weise „Phaëthon" nennt, für zwei Personen und den Kutscher eingerichtet, mit sehr starken, vorzüglichen Federn, hohem Kutschbock, zurücklegbarem Halbverdeck, Spritzledern und recht bequemem Sitz. Räder und Achsen sind besonders kräftig gebaut und ein solches Fahrzeug ist denn auch in der That, wie ich mich reichlich überzeugt habe, geeignet, schlechthin Unglaubliches auszuhalten. Die Bespannung besteht im Hochlande regelmäßig aus vier starken Pferden; der Kutscher hatte, obgleich Armenier, den üblichen blauen, vom Gürtel abwärts in Falten gelegten Kaftan der russischen Rosselenker an. Diese Gefährte sind in allen größeren Städten des Kaukasusgebietes für Reisen über Land zu haben; wenn man ortskundig ist und mit den Leuten umzugehen versteht, kann man sie schon für 4—5 Rubel (10 Mark) pro Tag (d. h. 24 Stunden) miethen. Allerdings kostet ein brauchbares Phaëthonpferd in Alexandropol nicht mehr als 40—50 Rubel, und entsprechend billig ist das Futter. Der Kutscher hat übrigens auf solchen Reisen sowohl sich, als auch seine Thiere selber zu verpflegen. Wenn man ihm unterwegs, wie wir es thaten, Brod, Wein und Eier zuwendet, ist er froh und dankbar.

Früh Morgens sollte aufgebrochen werden, aber es wurde hoher Vormittag, bis alle Vorbereitungen beendet, das Gepäck verstaut und befestigt, die ge-

waltigen Mengen von Speise und Trank, die das Kloster uns auf den Weg mitgab, gleichfalls verpackt und untergebracht und die Abschiedsbesuche in verschiedenen Zellen, deren Inhaber ich näher kennen gelernt hatte, gemacht waren. Der Priester nahm Platz in unserem Reisewagen; mir selbst gaben zwei Mönche noch eine Strecke Weges das Geleit in einer Equipage von Etschmiadsin. Hinaus zum Klosterthor ging es durch den Flecken Vagarschapat hindurch, in den hellen, strahlenden Frühling Armeniens; das ewig schneegekrönte, vierfach gegipfelte Haupt des Aragaz war gleichsam unser Richtpunkt gegen Nordwesten. Wo das Auge hinblickte und das Ohr hinhörte, lebte und webte, grünte und blühte es in der weiten Landschaft zu den Füßen der Schneeberge. In hundert Adern eilte das Wasser, das die warme Sonne dort oben aus dem weißen Winter schuf, murmelnd durch die im lebenspendenden Naß schwelgende Fruchtebene; überall sah man jochtragende Ochsengespanne, mit dem alterthümlichen Pflug des armenischen Bauern das schwarzglänzende fette Erdreich in langem Zuge aufbrechend, blühende Aprikosenhaine und junge schlanke Pappeln in ihrer hellen Rinde, vom ersten Grün des Frühjahrs bekleidet. Nie habe ich eine solche Luft geathmet, wie an jenem Vormittage auf der Fahrt durch die in Licht und Duft gebadete, von hellem Vogelgesang und dem leise gedämpften Rauschen der Frühlingswasser erfüllte Ebene des Araxes. Nur eins kann ich in meiner Erinnerung noch damit vergleichen: den salzig sprühenden, nordischen, frischen Athem der Ostsee, als ich einst hoch

auf der schroffen Kalksteinküste der Insel Gotland saß, im Angesichte des alten Wisby, und unten die großen Wogen des Meeres donnernd gegen die Klippen schlugen, daß der Gischt zum Himmel flog. Hier wie dort habe ich es begriffen, warum die Alten die Luft ein Element genannt haben — denn ein Strom des Lebens ging von ihr aus.

Nun war die Scheidestunde da. Wir stiegen aus dem Wagen und küßten uns dreimal nach der Sitte des Landes auf die Wange; dann noch ein kräftiger deutscher Händedruck, ich setzte mich zu dem guten Priester, der nun für eine Reihe von Tagen mein ständiger Gefährte sein sollte, denn wir hatten im Kloster verabredet, daß er mich auch von Alexandropol nach Ani bringen sollte — der Wagen mit meinen beiden Freunden wandte um, wieder dem Kloster zu, und mein Kutscher trieb seine Pferde zu schnellerem Laufe an, um bis zum Einbruch der Dunkelheit das in Aussicht genommene Nachtquartier, ein Dorf Namens Karakilissa, zu erreichen. Nach einer starken Stunde fing man an zu merken, daß der Charakter des Bodens sich veränderte. Die Straße begann zu steigen und wurde immer holperiger und rauher, der Ackerbau zu beiden Seiten verschwand: wir kamen jetzt dem Aragaz näher und in das Gebiet der von ihm weithin ergossenen enormen Lavamassen. Dieser Berg ist ein ganz merkwürdiges Gebilde. Er ist ein erloschener Vulkan, aber nicht wie der Ararat und seine Nachbarn oder wie der Vesuv und überhaupt die meisten Kraterberge, ein mehr oder weniger spitzer Aufschüttungskegel, sondern an dieser Stelle ist vor ungezählten

Jahrtausenden nur flüssige Lava in unendlicher Menge dem Inneren der Erde entquollen, und diese Massen sind, Anfangs sich ringsum weitergießend, dann erstarrend, aber fortwährend durch neues Zuströmen aus dem Schlunde des Kraters vermehrt und einen immer weiteren Umkreis bedeckend, allmählich zu einem ganz flach schildförmigen, aber dabei doch über 4000 Meter hohen Berge emporgewachsen. Daher macht der Aragaz keinen sehr imponirenden Eindruck — bis auf den eigentlichen Gipfel, der eigenthümlicher Weise viel steiler aufgerichtet ist und, wie gesagt, in vier kolossale Zinnen zerklüftet, ewigen Schnee trägt. Die flachen Böschungen des Berges sind auch an ihrer Oberfläche nichts weiter, als ein ungeheures, labyrinthisches Gewirr von Lavaströmen, die durch und übereinander geflossen und erstarrt sind, zum Theil schon stark verwittert, zum Theil noch frischer und in ihrem Zuge erkennbar. Ueber die unteren Strecken dieser Eruptionsmassen zieht sich im Osten und Südosten des Gipfels der Weg von Etschmiadsin nach Alexandropol um den Berg herum. Oestlich vom Aragaz erhebt sich ein kleinerer aber steiler aufsteigender Berg, eigentlich nur ein mächtiger nach Süden zu eingestürzter Kraterring, der Ara-Issa, wie ihn mein Kutscher nannte. Dieser Ara-Issa hat gleichfalls gewaltige Massen von Lava entsendet, die mit denen des Aragaz an dem beiderseitigen Fuße der Berge zusammengeflossen sind, so daß die Straße über einen flachen Sattel zwischen ihnen hinüber muß. Mehrere Stunden fuhren wir so dahin: zur Linken das zerrissene Haupt des Aragaz, dessen ganze obere Hälfte noch

mit Schnee bedeckt war, und rechts vorne den schwarzgrauen düsteren Ringwall des Ara-Issa mit seiner breiten, tiefen Scharte, aus der die Millionen von Kubikmetern Gestein hervorgeflossen waren, die Alles weit und breit bedeckten. Man konnte den Boden des Kraterkessels durch die Bresche deutlich sehen.

Ueberaus merkwürdig war das Bild einer tiefen und breiten Thalschlucht, die ein vom Aragaz herabkommender Fluß in den Lavaboden eingeschnitten hatte. Auf ihrem Grunde und an ihren Abhängen lag ein großes Dorf, ein berühmter Weinort, wo die an den steilen Wänden glühend wirkende Sonne ein wirklich vorzügliches Gewächs gedeihen ließ. Die Straße zog sich in vielen Windungen steil hinunter und an der anderen Seite wieder hinauf, doch schien die Passage bedenklicher, als sie war. Als wir durch den Ort fuhren, stand der Dorfpfarrer vor der Thür seines Hauses und winkte uns anzuhalten, damit wir bei ihm einkehrten — ist doch ein Gast in jenen Gegenden noch „eine Gabe Gottes." Natürlich nahm ich die Aufforderung mit Freuden an und wir traten in das Pfarrhaus: Eine kleine Diele oder Flur mit gestampftem Lehmboden war der Raum, in den man unmittelbar durch die Thür gelangte; rechts ging es in die eine Stube mit dem Kochherd, links in das Gastzimmer, das mit Ziegeln gepflastert war, wenn ich mich recht erinnere. Bei weitem den größten Theil des wenig umfangreichen Raumes nahmen zwei große Tachtas ein, das Universalmöbel in allen asiatischen und halbasiatischen Haushaltungen von Transkaukasien. Eine

Tachta, wie sie bei jenem armenischen Pfarrer — Ter-Aharon Asarianz hieß er — und in ähnlichen besseren Wohnungen steht, sieht etwa aus wie ein riesenhaftes altmodisches Sopha mit hohen geraden Rücken- und Seitenlehnen, aber die Tiefe des Möbels ist eine solche, daß man, auf der vorderen Kante sitzend, nicht einmal, wenn man sich rücklings ganz hinlegte, mit dem Kopf an die Lehne gelangte. Die Tachta ist auch garnicht dazu bestimmt, nach europäischer Art auf ihr zu sitzen, sondern Nachts schläft man ausgestreckt auf ihr und Tags kauert man auf orientalische Manier mit kreuzweis untergeschlagen Beinen darauf, und in dieser Stellung kann man auch die Lehnen zur Bequemlichkeit des Rückens ganz gut benutzen. Einen gepolsterten Sitz hat die Tachta nicht, sondern es liegt nur ein Teppich über ihren bretternen Boden gebreitet. Je nach der Wohlhabenheit des Hauses findet sich überdies eine größere oder geringere Menge ganz kleiner rollen- oder kugelförmiger Federkissen auf diesem Teppich, möglichst bunt überzogen, manche sogar von Seide oder Plüsch. Es ist eine wahre Kunst, mit diesen Kissen es sich behaglich zu machen; wer die Sache versteht, verwendet ein Dutzend dazu: im Nacken, unter den Armen, auf den Knieen, zwischen Oberschenkel und Ferse, denn auf den Fersen sitzt man, und so fort. Bei meinem Wirth lagen wohl an zwanzig oder mehr auf den beiden Tachtas. Ohne viel Umstände stieg ich hinauf und setzte mich, noch nicht ohne einige Mühe und Ungeschicklichkeit, auf asiatisch hin; mein Wirth und mein Begleiter desgleichen. Fünf, sechs Menschen hätten

derart auf der Tachta Platz gefunden. Ich habe die orientalisch-kaukasische Art zu sitzen später ganz gut gelernt, und trotz der anfänglichen Unbequemlichkeit, wenn ich mit den Leuten zusammen war, die ich kennen lernen wollte, mich gleich soweit als möglich auf gleichen Fuß mit ihnen gesetzt, z. B. auf ihre Art gesessen, getrunken und gegessen, obgleich ich allerlei europäische Utensilien mit hatte.

Unser Wirth rief seine Frau und sein Pflegekind, ein schüchternes aber hübsches, eben erwachsenes Mädchen, zur Begrüßung herbei. Es erwies sich auch, daß Eier vorhanden waren. Diese sollten uns nun zubereitet werden; dazu erschien ein Schlauch mit Wein. Währenddessen musterte ich das Zimmer. An den getünchten Wänden hingen allerlei Holzschnittbilder und Lithographien: verschiedene Patriarchen, das Kloster Etschmiadsin, der heilige Mesrop, wie ihm ein Engel das armenische Alphabet offenbart, u. dgl. Alsbald kam denn auch die Eierspeise. In der Mitte unseres Kreises wurde auf die Tachta eine eiserne Pfanne hingestellt, in der sich auf dem Grunde eine Menge hineingeschlagener Eier befanden und darüber eine hohe Schicht geschmolzener Butter, alles glühend heiß. Ein großes Trinkglas für uns drei Männer gemeinsam fand sich auch. Die beiden Priester sprachen abwechselnd ein langes Tischgebet — d. h. ein Tisch war eigentlich nicht da, auch war in dem ganzen Raum keiner zu sehen — und nun sollte gegessen werden. Mit einem Stück Fleisch hätte ich ja wohl auch ohne Messer und Gabel etwas anzufangen gewußt, aber wie ich ohne jegliches Geräth

den Spiegeleiern auf dem Grunde des heißen Buttersees beikommen sollte, das setzte mich doch in Verlegenheit. Ich sah also zu, wie die beiden Armenier es machten und war alsbald erstaunt darüber, wie einfach die Sache war. Ein Stück des früher bereits erwähnten Lawasch, des dünnen elastischen Brodes, das dort gegessen wird, schob jeder unter die Eierschicht, hob sie am Rande in die Höhe, legte einen zweiten Fetzen Lawasch oben darauf, faßte die beiden Stücke fest zusammen und hob sich so eine Quantität Ei zwischen dem tüchtig mit Butter durchtränkten Brode aus der Pfanne heraus. Einigermaßen gelang es mir, die Sache nachzumachen; das Essen und der Wein schmeckten ausgezeichnet, die Finger wurden dazwischen am Lawasch etwas abgewischt und nur das Sitzen wurde auf die Dauer unbequem. Während dessen standen die beiden Frauen, der Sitte entsprechend, an der Thür des Zimmers und sahen unserem Essen zu, das Kinn und den Mund mit einem von unten her darüber wegragenden Tuche verhüllt, ähnlich wie man es auf manchen mittelalterlichen Frauenbildern sieht, denn für die Armenierin aus dem Volke gilt es als unschicklich, ihren Mund sehen zu lassen.

Mein Gefährte erstand noch einen tüchtigen Schlauch (kaukasisch burdjúk) voll Wein, der seinen Platz zu unseren Füßen im Wagen erhielt, und dann fuhren wir ab. Nun wurde aber der Weg immer schlimmer. Vielfach führte er ganz ohne eigentlichen Straßenkörper und ohne Seitengräben direkt über den nackten Lavaboden, nur daß man in einer bestimmten Richtung die schlimmsten Unebenheiten, Höcker und Spalten mit Steinschüttungen

etwas ausgeglichen und hier und da einen besonders groben Block roh zersprengt hatte. Mehr als einmal krachte der Wagen in allen seinen Theilen und ich glaubte sicher, er würde zerbrechen, wenn ihn die Pferde wieder einmal schonungslos, über und zwischen den Steinen und dem Geröll, gewaltsam anziehend fortschleppten, daß das ganze von den Achsen getragene Gestell auf den Federn hin und her schwankte, wie ein Schiff bei hohem Seegang. Ich glaube, ich bin wohl zwanzig Mal mit dem linken Fuß schon aus dem Wagen gewesen, um im Falle des scheinbar im nächsten Augenblick unvermeidlichen Umstürzens rechtzeitig herausspringen zu können, aber es passirte nichts der Art — bis wir denn plötzlich mitten in einem sehr bedenklichen Abenteuer anderer Art drinsteckten.

Wir hatten mehrmals eine kleine Rast gemacht, wo interessante kirchliche Bauwerke aus der alten Zeit Armeniens, leider meistens schon Ruinen oder doch im Begriff zu solchen zu werden, am Wege lagen. Das Schönste dieser Art war die tausendjährige zerfallende Kirche des einstigen Klosters Aganawank, am Fuße des Ara-Issa, hart unter dem Krater auf dem Rücken eines alten Lavastromes gelegen. Als der Wagen vor dem aus rothem Tuffstein erbauten, skulpturengeschmückten Prachtportal zwischen den niedrigen Bauernhäusern hielt, bat mein Priester eine Frau, die dastand, um eine Schüssel saurer Milch, damit wir vor der Besichtigung uns ein wenig erquicken könnten. Bereitwillig wurde uns das Gewünschte gebracht, aber wie essen? Denn einen Löffel kennt man in den abgelegeneren Gegenden

des Hochlandes noch nicht. Der Helfer war wieder der Lawasch: ein abgerissenes Stück biegt man wie eine Schaufel oder Kelle zurecht, schippt sich damit ein Quantum Milch heraus und verzehrt den improvisirten Löffel sammt dem Inhalt. So ißt in Armenien beinahe jeder Mensch saure Milch, auch wo man Löffel hat, und ich kann versichern, daß die Methode viel für sich hat. Uebrigens war die Milch überaus fett und sah, wie auch häufig die Butter, etwas grünlich aus, sie stammte auch nicht von gewöhnlichen, sondern von Büffelkühen. Für diese Lieferung nahm die Bäuerin etwas zögernd eine kleine Münze an, dann lief sie aber ins Haus und brachte eine große Menge Lawasch herbei, das wir wohl oder übel trotz unserer großen Vorräthe in diesem Artikel als Geschenk mit auf den Weg nehmen mußten.

Ich habe mir zeigen lassen, wie dieses merkwürdige Gebäck und überhaupt alles Brod im Lande hergestellt wird. Der Backofen ist ein tiefes Loch in der Erde, eine Höhlung etwa von der Gestalt der großen Schliemannschen Thongefäße aus den Ausgrabungen von Troja-Hissarlik; die Höhle ist innen mit einer dicken, glatten Thonwand durchweg ausgefüttert. Hier drinnen wird ein Feuer von getrocknetem, mit Stroh vermischtem Dünger angemacht, dem einzigen Brennmaterial im Hochlande, und wenn die Wände genügend durchgehitzt sind, entfernt man die Asche, stellt den Backtrog neben das Ofenloch, streicht eine flache Schicht Brodteig über die obere konvexe Seite einer schildförmigen, aus Weidenzweigen dicht geflochtenen Mulde, ergreift dies

Instrument an einer Handhabe, die wie beim alten Kampfschilde an der konkaven Innenseite angebracht ist, steckt den so bewaffneten Arm in die heiße Höhlung und klatscht den Teig an die glühende Innenwand. Nach einmaligem Umwenden ist dann der Lawasch fertig. Dickeres Brod, das aber auf diese Art natürlich auch nur in verhältnißmäßig flachen Fladen hergestellt werden kann, muß länger backen. Ist, wie manchmal auf der Reise, kein Ofen vorhanden, so macht man flache Steine glühend und röstet auf ihnen den Teig. Auf Touren durch schwach bevölkerte Gegenden, z. B. im Hochgebirge selbst, muß man immer einen Vorrath des oben bezeichneten Brennstoffes mit sich führen. An das Material braucht man sich nicht zu stoßen, wie Europäer überflüssiger Weise manchmal thun, denn wenn der Dünger erst verbrannt ist — er giebt sehr große Hitze —, so haftet der nur etwas reichlichen Asche so wenig mehr etwas Uebles an, wie der Torf- oder Holzasche. Der Rauch eines solchen Feuers kann allerdings recht unangenehm werden.

Ich will keine Schilderung des prächtigen Bauwerks von Aganawank hier versuchen — ohne Abbildung ist es doch vergeblich, eine rechte Vorstellung von diesem ganz eigenartigen, formen- und skulpturenreichen Hausteinstil geben zu wollen.

Das ganze Land ist voll solcher Bauwerke, die meist vom 9. bis zum 13. Jahrhundert entstanden und heute größtentheils verfallen sind. Kurz vor Aganawank liegt in einer förmlichen Wüste von Lavatrümmern, durch welche die allerdings kaum noch so zu nennende

„Straße" hindurchführt, das alte Dorf Muni mit einer berühmten Wallfahrtskirche des heiligen Georg und einem noch theilweise erhaltenen Kloster, das aber nur von einem einzigen betagten Mönche bewohnt wird. Mönchthum im Sinne der alten oder der heutigen römisch- resp. griechisch-katholischen Kirche giebt es heut zu Tage, wenigstens in Russisch-Armenien, kaum mehr. Das einzig wirklich besetzte Kloster ist Etschmiadsin, aber die dortigen Mönche führen eigentlich gar kein Mönchsleben, am allerwenigsten im orientalischen Sinne der Kontemplation und Askese. Etschmiadsin ist der Sitz der armenischen Kirchenverwaltung und das Zentrum aller kirchlich und religiös beeinflußten geistigen Bestrebungen innerhalb der ganzen Nation, und in diesem Organismus gehört jedem Mitgliede des Klosterkonvents eine ganz bestimmte Stellung und Aufgabe. Die Synode, von der die armenische Kirche regiert wird — unter Vorsitz des Katholikos und unter Mitwirkung eines von der russischen Regierung ernannten Prokureurs — hat ihr ständiges Domizil in Etschmiadsin und daher kommt es auch, daß sich, wenn ich nicht irre, sieben Prälaten mit bischöflichem resp. erzbischöflichem Range im Konvent befinden. So weit es möglich ist, werden Posten von Bedeutung in der armenischen Kirche mit Angehörigen von Etschmiadsin besetzt, die hier zunächst als einfache Klosterbrüder, dann als Archidiakoni und Vardapets*) eine gründliche Schulung durchgemacht haben. Im Ganzen hat das Kloster jetzt

*) Mit „Vardapet" wird z. B. das neutestamentliche „Rabbi" übersetzt, aber auch das griechisch-russische „Archimandrit."

etwa vierzig Konventualen. Stärker besetzt ist außerdem nur noch Sewan, wie bereits gesagt ein Verbannungsort für gemaßregelte Priester; die übrigen Klöster, soweit sie nicht gänzlich verfallen sind, werden meist nur mit einem einzigen Mönche versehen, damit die geweihte Stätte nicht veröde. Im türkischen Armenien soll es noch wirkliche bewohnte Klöster nach alter Art geben. Früher war ganz Armenien voller Klöster, wie die an vielen Orten und Ruinen haftende Bezeichnung wank (Kloster) bezeugt.

Als wir von Aganawank und seinem verfallenen Prachtbau abfuhren, fing die Sonne sich schon allmählich zu neigen an. Nach zwei Stunden, mit dem Einbruch der Dunkelheit, berechnete der Kutscher, würden wir das Nachtquartier in Karakilissa erreichen; dort sei sogar eine Herberge für Reisende, mit Tachtas zum Schlafen und einem Samowar zur Theebereitung — beides nichts weniger als selbstverständliche Dinge unterwegs in Armenien. Die Straße wurde wieder etwas menschlicher und nach einiger Zeit begann sie sogar den Charakter eines wirklichen Kunstbaues zu zeigen, denn es galt nun, einen vom Aragaz herabkommenden Fluß zu überschreiten. Ein hoher Damm und eine gewölbte steinerne Brücke von mehreren Bögen sollten dazu dienen; leider hatte der Fluß, wie es die Natur dieser von der Schneeschmelze genährten, unendliches Geröll mit sich führenden Wildwasser ist, vor einigen Tagen sein Bett theilweise gewechselt und etwa hundert Schritt vor der Brücke eine tiefe breite Lücke in den Damm gerissen. Durch diese ergoß sich

der Wasserschwall, während unter den Bögen nichts zu sehen war, als hoch aufgeschichtete helle Massen von zu Bachkieselgröße zerriebenem Gesteinsschutt. Im Grunde ist es überhaupt eine Ausnahme, daß man im Kaukasus, außer auf den beiden großen Heerstraßen, feste Brücken findet — vielmehr werden die Flüsse fast ausschließlich an Furthen passirt, und daher besann sich der Kutscher auch nicht lange, lenkte vom Straßendamm ab, und meinte bald unterhalb der Brücke eine Stelle gefunden zu haben, wo wir getrost hindurchfahren könnten. Mir war zwar recht bedenklich zu Muthe, als es so ohne Weiteres in das ziemlich breite, reißend schnell dahinjagende, trübe Gewässer hineinging; Niemand konnte wissen, wie tief es war, oder ob nicht gerade hier große Blöcke auf dem Grunde lagen; dazu zeigte das starke, eigenthümliche scharrende Geräusch, das die sich aneinander reibenden, auf dem Grunde des Flußbettes forttransportirten Steine verursachten, unverkennbar die Gewalt der Strömung an. Indeß, die Einheimischen mußten es ja besser wissen; auch mein Priester war ganz ruhig.

Allerdings kam es gleich sehr anders. Kaum waren wir mit Pferden und Wagen im Wasser und etwa in der Mitte des Flusses, so wuchs die Tiefe mit einem Male, die Fluth schoß durch den Wagen, so daß wir die Füße vorne gegen die Rückwand des Kutschbocks stemmen mußten, um sie nicht direkt ins Wasser zu stellen, und gleich darauf standen die Pferde stockstill und waren auf keine Weise mehr vorwärts zu bringen. Offenbar war die Strömung zu stark und überdies

mußte ein Rad sich zwischen einigen Steinen auf dem Grunde festgeklemmt haben. Die Thiere zitterten und wurden unruhig; eins machte sich dazu vom Wagen los und wurde vom Kutscher nur noch an der Leine gehalten. Die Lage war jetzt so kritisch wie möglich — jeden Augenblick konnte die Strömung den Wagen umstürzen und dann, sobald die Gewalt des Wassers erst einmal eine breitere Angriffsfläche hatte, ging die ganze Equipage unfehlbar sammt Pferden, Insassen und Gepäck kopfüber den Fluß hinunter. Unserem Kutscher, der natürlich in erster Linie für das ganze Unheil verantwortlich war, wurde nun himmelangst. Sein Gedanke, vor allen Dingen die Pferde und uns selbst zu retten, war der einzig mögliche; ich erklärte mich auf Befragen bereit, den Anfang zu machen, voltigirte vom Kutschbock aus auf das los gewordene Pferd, nahm die Leine an mich und trieb das Thier an, um ans andere Ufer zu gelangen. Der armen Kreatur ging es aber offenbar wie mir selber — in Mitten des reißend dahinschießenden Stromes hat man nämlich immer den Eindruck, als ob die Ufer in gleitende Bewegung gerathen und wird von einem schwindelähnlichen Gefühl befallen, und so drehte sich denn auch der Gaul immerfort in der Runde, trotz aller Anstrengungen nur allmählich einige kleine Fortschritte zum Ufer, wo er hin sollte, machend. Da plötzlich stürzte das Thier — wahrscheinlich war es in ein Loch getreten — und ich mit. Zum Ueberfluß trat es mich noch auf den Fuß, als wir uns beide aufrappelten. Jetzt stand ich bis über die Brust im Wasser, freilich nur noch einige

Meter von dem ziemlich steilen Ufer, aber ohne Ahnung, wie tief es beim nächsten Schritt werden würde, denn die Strömung ging gerade an dieser Seite entlang. Das an allen Gliedern zitternde Pferd stand unterhalb und war durch sein Gewicht mein Schutz vor dem Hinabgerissenwerden, ich mußte es also mit zum Vorwärtsschreiten bringen. Das gelang zum Glück; ich behielt die Leine in der Hand und konnte mit Hilfe einiger großer Steine, die aus der über mannshohen steilen Schuttwand des Ufers hervorragten, aus dem Wasser in die Höhe kommen. Ein wenig oberhalb glückte es nach langem, aufregendem Bemühen, Zerren und Zurufen auch dem Thier.

Während das geschah, beteten und bekreuzten sich die beiden Armenier fortgesetzt im Wagen. „Herr, ach Herr, wie habe ich für Dich gefürchtet!“ — wiederholte mir der Kutscher nachher ein Mal über das andere. Nach diesem warnenden Exempel hatte natürlich keiner Lust, es gleichfalls zu Pferde zu versuchen. Der Kutscher, ein Mann von mächtiger Körperkraft, entkleidete sich vollständig, nahm meinen Handkoffer auf die Schulter und gelangte glücklich schreitend durchs Wasser zu mir, kehrte dann zum Wagen zurück und schleuderte mit gewaltigem Schwunge ein Packet, das meine Burka sammt hohen kaukasischen Stiefeln enthielt, hinüber. Mein Gefährte arbeitete sich dann gleichfalls in puris naturalibus durch das heimtückische Gewässer ans Land und erhielt sein Kleiderbündel nachgeworfen; dann kam ihm der Kutscher nach, schwang sich auf das hinübergelangte Pferd und ritt fort, um aus dem nächsten Dorf Hilfe

zu holen, womöglich bevor den drei übrigen Pferden, die in dem kalten reißenden Wasser stehen mußten und immer noch den Wagen nicht vorwärts bringen konnten, die Kräfte ausgingen oder die Equipage umgestürzt wurde.

Unterdessen war die Sonne untergegangen und es wurde kühl. Die Aussicht auf ein richtiges kaukasisches Wechselfieber schien mir unter diesen Umständen ziemlich sicher, aber da es mir auch bei aller Ergebung darin doch in den bis an den Hals völlig durchweichten Kleidern zu unbehaglich war, öffnete ich meinen Koffer, kleidete mich stante pede von Kopf bis zu Fuß vollständig um, fuhr in die großen weichen Stiefel, und wartete nun mit meinem Gefährten in der hereinbrechenden Dunkelheit auf die Rückkehr des Kutschers. Zum Glück ging der Mond auf und beleuchtete einigermaßen die Szenerie: hoch über uns die Schneegipfel des Aragaz, die dunkle, jetzt tief im Schatten liegende Masse des Vulkans Ara-Issa, die Bögen der Brücke mit dem zerstörten Straßendamm und die immer noch unbeweglich vor dem festgeklemmten Wagen im Wasser stehenden drei Pferde. Sie schienen wie wir zu wissen, daß es jetzt auf geduldiges Warten ankam. Nach einer Stunde etwa erschien die Hilfe: unser Kutscher brachte einen Bauern mit zwei Büffeln und einem langen, starken Seil mit sich. Dieses wurde nun unter vielen Schwierigkeiten um den Wagen geschlungen und dann an dem Joch befestigt, das die Büffel auf dem Nacken trugen; dazu setzte sich der Mann noch selber auf das Holz, um ein Abrutschen desselben nach rückwärts unter dem starken Zuge zu

verhüten. Fünfmal mußten die riesenstarken Thiere im Verein mit den Pferden anziehen, dann gab der Wagen endlich nach und wurde unter dem Triumphgeschrei unser Aller bis ans Ufer und noch mit vieler Mühe den steilen Rand hinaufgeschleppt, so daß er in allen Fugen krachte und knackte. Trotzdem war Alles unbeschädigt geblieben. Wäre nicht eins der Räder, wie angenommen werden muß, zwischen großen Steinen auf dem Grunde des Flusses festgeklemmt worden, so hätte die Equipage wahrscheinlich schon lange zertrümmert an irgend einem Ufervorsprunge gelegen. Für seine Hilfeleistung erhielt der Bauer einen Rubel und zog mit seinen Büffeln ab, während unser Kutscher das vierte Pferd wieder einspannte. Nach dreistündigem Aufenthalte war dieser unglückliche Uebergang endlich beendet und wir berathschlagten nun, ob wir sofort das nächste Dorf aufsuchen oder bis Karakilissa — noch zwei Stunden — weiterfahren sollten. Der Kutscher war für Letzteres und wir willigten ein. Ich hatte noch eine Flasche ganz schweren rothen Weines von Eriwan; die mischte ich mit dem letzten Rest Cognac aus meiner Feldflasche und vertheilte sie unter uns drei, in der medizinisch vielleicht wenig gerechtfertigten aber instinktiven Annahme, dadurch den üblen Folgen der Durchnässung und Durchkältung vorzubeugen. Der Kutscher schwur hinterher, dies Getränk habe ihn vor dem Fieber bewahrt, aber ich glaube, daß die kräftige Chininration, die ich vor dem Schlafengehen uns Allen zukommen ließ, eher das Ihrige gethan hat, denn wirklich blieben wir alle vollkommen gesund.

Als wir in Karakilissa ankamen, war es schon zehn Uhr Abends und Alles schlief. Der Besitzer des Chans (Herberge) wurde herausgeklopft und schickte uns einen jungen Menschen, der den verheißenen Samovar brachte. Die Gaststube enthielt gerade drei Tachtas und einen Tisch; dazu einige alte Teppiche und eine quer durch den Raum gespannte Leine zum Trocknen der Sachen. Nun wurde kräftig gegessen und heißer Thee getrunken; der Priester zapfte seinen gleichfalls aus allen Fährlichkeiten geretteten Schlauch gehörig zum allgemeinen Besten an; Ziegenkäse, Lawasch, harte Eier, Lauch und Zwiebeln, kaltes Hammelfleich, Radieschen, grüne Zukostkräuter — alles aus den vom Kloster mitgenommenen Vorräthen — wurden ohne Umstände und weitere Hilfsmittel als die fünf Finger vorgenommen und beim Schein einer kleinen Talgkerze verzehrt, und jedesmal, wenn der Kutscher ein neues Glas Wein erhielt, stand er auf, trat an den Tisch heran, verbeugte sich und trank auf unser Wohl. Mit ziemlich schwerem Kopf legten wir uns zum Schlafen nieder, natürlich in den Kleidern, nicht ohne Besorgniß wegen des nächsten Tages, aber wie gesagt, verlief Alles glücklich.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch ging die Reise weiter. Des Vormittags wäre fast wieder ein Unheil passirt, das diesmal leicht weniger glimpflich hätte abgehen können. Wir kamen allmählich immer höher, ohne daß die Gegend doch eigentlichen Gebirgscharakter annahm: es war ein stets sich erhebendes, rein aus erstarrten vulkanischen Auswurfsmassen und Laven aufgebautes Plateau, aber voll einzelner mulden-,

spalten- und kesselförmiger Senkungen, fast durchweg kahles, schwarzgraues Gestein. An einer Stelle führte die Straße am Rande eines hohen Absturzes in solch eine Tiefe hin — links war ein steiler Bergrücken und hart zur Rechten ging es wohl 100 Meter jäh hinunter. Das schmale Band des Weges war noch von der Schneeschmelze her ganz durchweicht und von einer Barrière, wie auf der grusinischen Heerstraße, war hier natürlich nicht die Rede, dazu die ganze Passage nicht viel breiter, als die vier nebeneinander gespannten Pferde Raum einnahmen. Herumkommen konnte man um die Stelle nicht wohl; also peitschte der Kutscher die Tiere, die sich instinktiv ganz nach links zusammendrängten, kräftig an und im Galopp ging es vorwärts. Wir standen Alle aufgerichtet im Wagen, fertig nach der Bergseite zu hinauszuspringen, sobald das Erdreich zur Rechten nachgeben und der Wagen das Gleichgewicht verlieren sollte. Nach einer Minute waren wir über die gefährliche Strecke hinüber, aber einen Augenblick hatte das rechte Hinterrad schon den Boden der Straße unter sich verloren gehabt und nur das eilige Vorwärtsstürmen der Pferde und daß wir uns in dem kritischen Moment weit aus dem Wagen nach links hinausbogen, hatte uns vor dem Sturz bewahrt. Als wir drüben waren, kam mir der Gedanke: Weshalb bist Du denn nicht eigentlich vorher ausgestiegen und zu Fuß hinübergegangen?

Ich muß gestehen, daß ich von jetzt ab etwas nervös wurde, ja fast jedem kleinen Wasser, das beim Durchfahren nicht höher als bis zur Vorderachse des

Wagens reichte, jeder nahe an einem Abhange hinführenden Strecke des Weges, mit Unbehagen entgegen sah. Ich nahm mir fest vor, mich auf Wagenfahrten im Hochlande auf unbekannten Wegen nicht mehr einzulassen, sondern fortan zu reiten — freilich, um schon am nächsten Tage meinem Vorsatz untreu zu werden. Im Dorfe Nor-Aschin wurde Mittagsrast gemacht. Hier war die 1500 Meter hohe, relativ flache Hochebene von Alexandropol, der altarmenische Distrikt Schirak, erreicht. Den Untergrund bilden zwar auch hier noch durchaus die vulkanischen Ausbruchsgesteine, aber darüber hat sich durch die Verwitterung meist eine zusammenhängende Decke von fruchtbarem Ackerboden gebildet. Auffallend war, wie überhaupt seit wir die Araxesebene und die Striche am Südfuß des Aragaz, verlassen hatten, die große Spärlichkeit des Baumwuchses; nur um die Stadt Alexandropol erinnere ich mich Pappeln gesehen zu haben, die aber in dieser hohen Lage noch keine Spur von Grün zeigten — Mitte Mai. Man sagte mir freilich überall, gerade dieser Frühling komme sehr spät. Nor-Aschin war ein sehr großes Dorf und hatte sogar ein Wirthshaus und einen Kramladen, in dem ich aber außer Stricken, Petroleum, Streichhölzern und Tabak nichts entdecken konnte. Der Wirth setzte uns Spiegeleier in geschmolzener Butter vor, wie jener Priester, von dessen Gastfreundschaft ich oben zu erzählen hatte. Auch hier fand sich ein sehr alter Geistlicher mit einem merkwürdig pergamentenen aber klugen Gesicht und freundlichen Augen ein, der uns durchaus bereden wollte, in sein Haus zu Gaste zu kommen. Weil wir bald

abfahren wollten, gingen wir nicht darauf ein; da lief der Alte nach Hause und holte wenigstens eine Flasche Wein und Brod, um uns an Ort und Stelle zu bewirthen.

Nach einer Weile kam der Mann dann mit einer besonderen Sache heraus: Ob ich nicht wüßte, was aus den armenischen Schulen werden würde, die von der Regierung kürzlich geschlossen worden waren. Mein Begleiter hatte ihm mitgetheilt, was ich wäre, wo ich herkäme und daß mich der Patriarch in Etschmiadsin empfangen hätte; da meinte der Frager wohl, daß ich Neues in dieser Sache, an der alle Armenier brennend interessirt sind, erfahren hätte. Leider konnte ich ihm keine andere Auskunft geben, als die, daß ich nicht die geringsten Beziehungen zu den hohen und regierenden Kreisen hätte, bei denen die Entscheidung in solchen Fragen liegt. Traurig senkte der Greis den Kopf und seufzte tief: dann führte er mich vor die Thüre und wies auf das neue Schulhaus hin, das die Dorfgemeinde vor Kurzem gebaut hatte: „Sie haben es geschlossen! Warum nur? Gott gefällt es doch, wenn die Kinder zur Schule gehen! Der Herr Kaiser liebt uns nicht! Wir Armenier sind doch auch seine Unterthanen!“ Und die Thränen liefen dem Alten dabei aus den treuherzigen Augen über die welken eingefallenen Wangen in seinen grauen Bart. Ich mußte daran denken, was mir ein Armenier in Tiflis erzählt hatte, als die Rede auf die Schließung der armenischen Gemeindeschulen kam: „Unsere Bauern fassen sich hier und da kein Herz mehr, bei Hochzeiten und anderen Festen auf das Wohl des Kaisers

zu trinken. Nicht als ob ihr Gefühl sich zu ändern im Begriff wäre! Sie wissen, daß der russische Kaiser sie aus der persischen Sklaverei gerissen hat; ihre Väter und Großväter haben es erlebt. Aber daß ihre Kinder nicht mehr in die Schule gehen dürfen, das können sie nicht begreifen. Schulbildung, wie einfach sie sein möge, ist das Ideal der alten Bauern für ihre Söhne; daß der Kaiser ihnen das nicht gestattet, vermögen sie nicht anders zu empfinden, denn als Ungnade und Zorn, die sie von dem allmächtigen Herrscher her treffen. So bringt es mancher oft nicht mehr über sich, wie sonst, den ersten Trunk zu segnen und ihn dem Kaiser zu bringen. Das Leben gäbe er freilich nach wie vor für ihn hin!"

Ich weiß nicht, wie weit und inwiefern diese Darstellung zutrifft — aber recht glaublich ist sie mir gewesen, als ich die Szene mit dem alten Pfarrer von Nor-Aschin erlebte.

„Welchen Kaiser habt Ihr am meisten geliebt?" fragte ich nach einer Weile. „Nikolaus I und Alexander III. Ach, der Türke dürfte die Armenier jetzt nicht todtschlagen, wenn der Herr Kaiser Alexander III. noch lebte, der war ein gerechter Mann, und streng und fromm!" Da hatte ich wieder dasselbe Urtheil, wie einige Wochen früher von einem hochgebildeten armenischen Manne, der halb Europa kannte und im Faust besser Bescheid wußte, als mancher deutsche Philister. Alexander III. hätte es bei seiner aufrichtigen und starken Religiosität und seinem Abscheu gegen alles Blutvergießen schwerlich fertig bekommen, selbst um

hoher und weit ausgedehnter Ziele willen sich dem unmittelbar in die Ohren gellenden Nothschrei des gemarterten Volkes zu verschließen. Ein Ausrecken seiner wuchtigen Hand nach dem Yildiz-Kiosk hin, und die Armenier hätten aufathmen können — aber die Meerengen würden heute wohl nicht an ihrem Ausgang ins Mittelländische Meer, sondern an ihrer Pontusmündung befestigt werden. Uebrigens ist auch unter Alexander III. die offizielle Strömung in Rußland dem selbständigen Schulwesen der Armenier nichts weniger als günstig gewesen. Trotzdem ließ man es geschehen, daß die Armenier sich mit ihren eigenen Mitteln Gemeindeschulen schufen, die übrigens eine sehr verschiedenartige Ausbildung gewährten. Die einzelnen Kirchengemeinden, im eigentlichen Armenien sowohl, als auch im ganzen Kaukasus, errichteten entweder je für sich oder zu mehreren vereinigt, Knaben- und Mädchenschulen. In den größeren Städten, z. B. in Tiflis und Baku, waren das großartige Anstalten mit zahlreichen Klassen und vorzüglichen Lehrmitteln, während auf den Dörfern vielfach nur sehr bescheidene einklassige Schulen mit einem einzigen Lehrer oder auch einer Lehrerin existirten. Sie waren alle im eigentlichen Sinne des Wortes Volksschulen und gewährten bei starker Pflege des Russischen eine mehr oder minder in sich abgeschlossene nationale Bildung. Wer eine öffentliche, staatliche oder sonstige Karriere einschlagen wollte, für welche Universitätsbildung erforderlich war, der mußte natürlich in ein russisches Gymnasium eintreten. Es war keine Rede davon, daß die Kirche die sehr erheb-

lichen Summen, die zur Unterhaltung der armenischen Schulen erforderlich waren, auch nur zu einem nennenswerthen Theil hätte aufbringen können, sondern das Geld stammte entweder von wohlhabenden Privatleuten, die zum Theil enorme Summen für Schulzwecke stifteten, oder es brachten die Dorfgemeinden durch freiwillige Umlagen das Nöthige auf. Die Schenkungen, Legate und laufenden Zahlungen wurden übrigens meist ganz allgemein zum Besten der Kirche gemacht. Ende 1896 existirten gegen dreihundert Gemeindeschulen in Russisch-Armenien und die Mehrzahl der Kinder, sicher wenigstens der Knaben, erhielt thatsächlich Unterricht. Das ist eine garnicht hoch genug einzuschätzende Leistung eines Volkes, das noch vor 70 Jahren von Schulen überhaupt noch nichts wußte, sondern in völliger asiatischer Barbarei begraben lag. Und das alles aus eigenster Initiative, ohne eine Spur von staatlicher Unterstützung. Was gehörte allein dazu, den Lehrerstand zu schaffen, dessen dies Schulwesen bedurfte!

Als ich meine Reise machte, hatte die russische Regierung eben die Schließung fast sämmtlicher Schulen, sowohl in den Städten, als auch auf dem flachen Lande, verfügt. Ueberall standen die leeren, geschlossenen Schulgebäude in den Dörfern verödet da und die Kinder liefen auf der Straße umher, worauf man mich öfters aufmerksam machte. Nur einige bischöfliche Seminarien — große Mittelschulen nach unserem Begriff — existiren noch und sind sehr stark gefüllt. Es ist nur selbstverständlich für den Armenier, daß eine so hohe kirchliche Persönlichkeit, wie ein Bischof es ist, durchaus

auch durch eine Schulanstalt für das Volk sorgen, seine Pflicht als Hirte erfüllen muß. Wie leichtfertig ist es doch, ein Volk von dieser geistigen Veranlagung und Leistungsfähigkeit auf die unqualifizirbaren Schreibereien hin, die unsere Presse mit wenigen Ausnahmen — von Blättern ersten Ranges macht nur die Frankfurter Zeitung eine solche – über die Armenier als Nation produzirt, insgesammt als eine vaterlandslose Gesellschaft von berufsmäßigen Betrügern, Spitzbuben und Aufrührern gegen „die bestehende Ordnung" abzuthun. Indeß, ich will über die Schulfrage und was damit zusammenhängt, nicht zu ausführlich werden. Das Wesentlichste dabei ist die Einsicht, der sich Niemand, der die Armenier bei sich zu Hause kennen gelernt hat, verschließen kann: Man gebe diesem Volke Bewegungsfreiheit und helfe ihm, sich geistig, sittlich in die Höhe zu arbeiten, und man wird über seine Entwicklung staunen. Vom russischen Standpunkt aus wäre es geradezu ein unbegreifliches Handeln, wenn die St. Petersburger Politik davon absähe, einen Weg zu beschreiten, auf dem sie sich aus den Armeniern einen positiven Machtfaktor ersten Ranges zu schaffen vermöchte.

Unsere Rast in Nor-Aschin war die letzte vor Alexandropol. Auf einem Wege, der diesmal zwar nicht durch Felsblöcke und Wildwasser, wie Tags zuvor, wohl aber durch seinen total aufgeweichten Zustand nach europäischen Begriffen unpassirbar war, erreichten wir gegen Abend unser Reiseziel. Es ist ganz unglaublich, was diese kaukasischen Pferde für eine Leistungsfähigkeit besitzen! Jeder deutsche Gaul wäre durch die zwei-

tägige Reise von Etschmiadsin nach Alexandropol dauernd zu Schanden strapazirt worden — und unser Gespann sollte schon nach 36 Stunden wieder Dienst thun. Als die Sonne unterging, hielten wir vor dem Hause meines trefflichen Gefährten. Die Pfarrerwohnung lag dicht neben der Hauptkirche der Stadt und war ein recht bescheidenes Quartier: zwei Zimmer und eine Küche. Allerdings war mein Wirth unverheirathet. Das Meublement war größtentheils europäisch; Messer und Gabeln kannte man aber auch hier noch nicht, und ein gebratenes Kotelett, das mir von dem Diener des Pfarrers (weibliche Dienstboten kennt man im Kaukasus außerhalb der größten Städte so gut wie garnicht) zur Stärkung servirt wurde, sobald ich das nöthige fundamentale Reinigungsverfahren hinter mir hatte, mußte ich, sammt den beigelegten, wer weiß wie hierhergelangten Makkaroni, mit den Fingern essen Ich war bereits so abgestumpft gegen dergleichen, daß ich nicht einmal mehr daran dachte, mein Reisebesteck auszupacken. Der Pfarrer trat mir darauf trotz allen Protestirens von meiner Seite für die Nacht sein Bett ab und schlief selber in der Nebenstube auf Teppichen.

Am anderen Tage in aller Frühe fand sich unser Kutscher von gestern ein. Er hatte unterwegs von meiner Absicht gehört, Ani zu besuchen, und schlug mir vor, mich mit frischen Pferden für einen mäßigen Preis hin und zurück zu bringen. Nach den Ruinen sollte es zwei Wege geben: einen zu 45 und einen zu 65 Kilometern, aber den kürzeren könne er nicht empfehlen, weil da mehrere, in der damaligen Jahreszeit stark

angeschwollene Flüsse zu passiren seien; möglicherweise würde man da an einer Stelle nicht hinübergelangen können. Ich wollte überhaupt von Fahren nichts mehr wissen, aber mein Pfarrer zeigte eine so starke Abneigung gegen das Reiten und seine Begleitung war mir andererseits so werthvoll, daß ich mich am Ende doch entschloß, den Versicherungen des Kutschers Glauben zu schenken, er würde einen Weg fahren, der so gut sei, wie die Straßen in Alexandropol selbst. Es wurde also wieder Proviant für zwei Tage zusammengepackt, einige Krüge mit Wein aus dem unterwegs erstandenen Schlauche gefüllt und sorgfältig im Wagen beigestaut, der Kutscher nochmals für alles etwa eintretende Unheil verantwortlich gemacht — nicht eine Kopeke würde er erhalten! — und dann ging es zur Stadt hinaus.

Alexandropol ist Festung und liegt an der Transitstraße von Tiflis-Akstafá nach Kars, die ich bei Delischan verlassen hatte, um Eriwan und Etschmiadsin zu besuchen. Außerordentliche Truppenmengen lagen in der Stadt, und unter den Kanonen der Citadelle entstand gerade ein ganz neues förmliches Kasernenviertel für die fortdauernd in steigendem Maße hier zusammengezogenen Armeetheile. Von hier ab fuhren wir auch wieder ein Stück auf der prachtvollen und großen Straße, dem sorgfältigsten und vollkommensten Wegebau, den ich in Rußland gesehen habe. Augenscheinlich dient auch dieses Werk im Wesentlichen militärischen Zwecken, denn der Personen- und Waarenverkehr ist hier sehr gering; man ist schon ganz nahe

an der türkischen Grenze, wie denn auch Ani nnd Kars bis zum Friedensschluß von San-Stefano auf türkischem Gebiete lagen. Hier sah ich auch dasselbe neue Werk der großen Politik Rußlands wieder, dessen Beginn ich in Georgien bemerkt hatte: die im Bau begriffene Eisenbahn von Tiflis nach Kars. Parallel der Chaussee zog sich der hoch aufgeschüttete Damm schnurgerade hin; bereits wurden die Brücken montirt und im kommenden Sommer, (1898), wenn der große Tunnel unter der transkaukasischen Wasserscheide zwischen Kur und Araxes, nördlich von Alexandropol, fertig ist, an dem damals eine Menge italienischer, im Tunnelbau geübter Arbeiter beschäftigt waren, wird bereits die Lokomotive hier pfeifen. Diese Bahnstrecke aber ist nur der Anfang zur Verwirklichung eines viel grandioseren Planes: die Bahn soll weiter über Eriwan und die persische Grenze hinausgeführt werden, zunächst bis Täbris, dann bis Teheran und endlich nach dem Sulfagar-Paß, wo der Anschluß an die südliche Zweiglinie der transkaspischen Eisenbahn erreicht wird. Dieser projektirte Schienenstrang folgt in Persien genau dem Zuge der einstigen Reichsstraße der Achämeniden; in der Verlängerung derselben Linie, ebenfalls am alten Königsweg, liegen Herat und Kabul, die Pforten Indiens. Wenn der Plan der persischen Eisenbahn verwirklicht wird — und es ist nicht abzusehen, welche Hindernisse sich dem in den Weg stellten sollten, — so bedeutet das natürlich die Verwandlung Persiens in einen russischen Vasallenstaat, der ein Zollvertrag auf dem Fuße folgen wird, wodurch das Reich des Schah auch in wirthschaftlicher

Hinsicht eng an Rußland gekettet wird. Dann hat man was man braucht: einen Zuwachs von vielen Millionen Konsumenten für die Manufakturerzeugnisse von Moskau, Wladimir und Lodz, ein fortgesetztes Einströmen von Geld für in Rußland hergestellte Waaren und eine militärisch-politische Sicherung dieses Besitzes. So machen ein großer Staat und eine zielbewußte Regierung nationale Politik. Was sind wir doch noch für Pfennigsseelen, was für Bierbankschwätzer und Nachtmützen gegen die Leute, die da wissen, was sie wollen und was eine Nation zu bedenken und zu thun hat, um sich eine Weltstellung zu erhalten! Gott besser's!

Die Linie Tiflis-Alexandropol-Kars weist mit ihrer natürlichen Forsetzung auch noch in andere Richtungen: nach Erzerum, Cilicien und Mesopotamien — indeß mag dieser Fortschritt noch einer ferneren Zukunft angehören. Vorläufig dachte man in den interessirten Kreisen im Lande selbst vor Allem an die Erreichung des persischen Täbris; darnach wäre das Stück von Alexandropol bis Kars einstweilen nur eine kurze Zweiglinie. Etwa anderthalb Stunden fuhren wir auf der Chaussee hart an dem in Bau begriffenen Bahnkörper entlang, an einer hochgelegenen altarmenischen Burg vorbei — dann zweigte der Weg nach Ani links ab. Gleich an der Wegtheilung führte eine Brücke über den reißenden Karsfluß, der sich später mit dem Arpatschai, an dem Ani liegt, vereinigt, worauf das Wasser dem Araxes zuströmt. Die Brücke war ein so gebrechliches, wackeliges Bauwerk, daß wir Alle ausstiegen und der Kutscher die Pferde mit dem Wagen am Zügel

hinüberführte. Am jenseitigen Ufer stiegen wir wieder ein. Jetzt ging es auf einem einfachen Landwege weiter, doch da es einige Zeit nicht geregnet hatte, so war der Boden ziemlich fest und wir kamen rasch vorwärts. Nach einer Weile überraschte mich ein niedriger Felsrücken aus allerdings ganz furchtbar verworfenem und mit seinen Schichten drunter und drüber gekipptem hellem Sedimentgestein, über den der Weg hinüber führte — in dieser schwarzgrauen, bis zum Ueberdruß von vulkanischen Massen bedeckten Gegend ein förmlich erfreuender Eindruck. Das Land war ziemlich bevölkert; öfters kamen wir durch ein armenisches Dorf; man sah auch relativ viel Land unter dem Pfluge und die Leute bei ihrer Arbeit. Wild aussehende Schäfer mit langem Hakenstock und zottigen Hunden, abenteuerliche braune Schaffellmützen auf dem Kopf, weideten ihre großen, fettschwänzigen Hammelheerden; in einem breiten, träge fließenden, schlammigen Bach, den wir durchfahren mußten, sielte sich mit unendlichem Behagen eine Anzahl Büffel unter Aufsicht eines Jungen aus dem Dorfe am Ufer. Es war noch eine etwas herbe Frühlingsluft, ganz anders als in der Araxesebene, aber wir befanden uns hier auch über 500 Meter höher als in Etschmiadsin.

Wir waren in zwei Tagereisen zu zwei Dritteln um den Aragaz herumgefahren und hatten nun den zerrissenen Schneegipfel des Vulkans zur Linken. Rechts vorne ragte in einigen Meilen Entfernung eine Gruppe hoher typischer Eruptionskegel empor: die weithin um Alexandropol sichtbaren Aladschaberge. Sie bezeichnen

etwa die Stätte von Ani, denn wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist, werfen sie ihren weithin fallenden Schatten über die Ruinen der alten Stadt der Bagratiden. Ich war jetzt mitten in Schirak, noch im Lande Ararat, der Kernprovinz der späteren Herrschaft des Königsgeschlechts.

Gegen Mittag gelangten wir an den Fuß einer niedrigen Einsattelung zwischen zwei Hügeln, auf denen einige Ueberbleibsel alten Mauerwerks sichtbar waren. Hier führte der Weg hinüber. „Von oben kann man Ani sehen“, sagte der Kutscher sich zu uns umwendend, denn auch mein Priester besuchte die Stätte zum ersten Male in seinem Leben. Mit Spannung und Ungeduld wartete ich auf den Augenblick, wo die Pferde den Wagen hinaufgeschleppt haben würden. Endlich war die Höhe erreicht; ich stand im Wagen auf, sah dem Kutscher über die Schulter nach vorne — und im nächsten Augenblick den Gefährten verwundert an: „Soll das etwa Ani sein?“ In einiger Entfernung dehnte sich ein mäßiges, anscheinend mit flachen Schuttanhäufungen überdecktes Blachfeld aus, in dessen Mitte ein hoch aufragendes, aber stark zerstörtes, kapellenartiges Bauwerk stand. „Da ist Ani“, bestätigte der Kutscher kaltblütig. Kopfschüttelnd setzte ich mich in den Wagen zurück. Schlechterdings konnten diese spärlichen Reste nicht Alles sein, was von der Stadt übrig war, aber in der That ließ sich weit und breit nichts weiter entdecken, was nach Ruinen oder überhaupt nach Bauwerken aussah. Da, nach einer Weile, löste sich das Räthsel. Hinter einer langen Terrainwelle, die ich

ihrer sehr flachen Böschung wegen für unbedeutender gehalten hatte, als sie war, tauchte allmählich eine in der That imposante Befestigungslinie auf: in einer Ausdehnung von vielleicht tausend Metern zog sich eine gewaltige Mauer aus regelmäßigen, hell rothbraunen Quadern hin, mit Bändern, Kreuzen und anderen Figuren von eingelegtem dunklem Gestein verziert, von etwa vierzig runden und viereckigen, theilweise weit hervortretenden Thürmen von mächtigen Dimensionen unterbrochen und häufig hoch von ihnen überragt. An beiden Enden hörte dieses Bollwerk am Rande eines tiefen Abgrundes auf, so daß es augenscheinlich dazu bestimmt war, eine vorspringende, von Abstürzen umgebene Felsplatte an dieser einzig zugänglichen Seite gleichfalls abzusperren.

Als unser Wagen in eines der zerstörten Thore der Festung einbog, sah ich erst, daß eigentlich zwei Mauern einander parallel liefen, deren Durchgänge sich aber nicht gegenüber lagen, sondern man mußte erst eine Strecke zwischen den beiden Linien fahren, bis sich in der zweiten Mauer der eigentliche Eingang in die Stadt öffnete. Jetzt war ich in Ani!

Der erste Eindruck, den ich erhielt, war der eines großen Trümmerfeldes, auf dem hier und da noch ein aufrecht stehendes größeres Bauwerk emporragte. Man denke sich etwa durch einen Erdstoß alle Privathäuser einer Stadt in formlose Steinhaufen verwandelt und aus dieser Wüste die Ruinen der widerstandsfähigeren öffentlichen Bauwerke in verschiedenen Stadien der Erhaltung sich erhebend — dann hat man ungefähr

ein Bild von Ani. In der That hat — im 14. Jahrhundert — ein Erdbeben die damals von ihrer einstigen Höhe freilich schon lange herabgesunkene Stadt verwüstet und an dem, was damals stehen geblieben ist, haben dann mehr als fünfhundert Jahre genagt. Zunächst übersieht man das Ganze noch nicht recht, weil der Boden uneben ist. Gerade vor uns in einiger Entfernung steigt aus dem ruinenbedeckten Terrain ein breiter Felshügel auf, der aussieht, als ob er einst die Citadelle der Stadt getragen hat, und auf der Hälfte des Weges dorthin erblickt man ein niedriges Haus, aus aufgelesenen alten Quadern roh errichtet. Hier hausen ein Priestermönch und ein altes, bäuerliches Ehepaar mit einem jungen Burschen zur Bedienung des Geistlichen — die einzigen Bewohner von Ani — und in dieser Behausung gedachten auch wir für einen Tag unser Quartier aufzuschlagen.

Merkwürdiger Weise fanden wir eine Menge Menschen hier versammelt, und alle, wie es schien, in großer Aufregung. Es sollte ein Mord geschehen sein. An diesem Morgen hatte man ein dreizehnjähriges Mädchen, aus einem nahen, von Krutinen (ein türkischer Stamm) bewohnten Dorfe, das von seinen Angehörigen ausgeschickt war, die Ziegen in den Ruinen zu hüten, mit einer Kopfwunde zwischen den Steinhaufen todt aufgefunden; jetzt war die ganze männliche Verwandtschaft und Freundschaft des von dem Unglück betroffenen Hauses zusammengeströmt und bezeichnete den jungen Armenier, dessen ich eben Erwähnung gethan, mit großer Bestimmtheit und heftigen Drohungen als

den Mörder. Auch zwei armenische Dorfälteste waren aus der Nachbarschaft herangeholt worden und schienen so etwas wie eine Untersuchung des Falles vorzunehmen. Der Mönch war nicht zu Hause, sondern zum Katholikos gereist; von den beiden Alten stand der Mann sehr ängstlich und verschüchtert da, während die Mutter mit Energie und heftiger Beredsamkeit ihren Sohn gegen die erhobene Anklage zu vertheidigen sichtlich bemüht schien. Mein Gefährte unterbrach ohne viel Umstände die Verhandlung und verlangte für uns etwas zu essen. Diesen Zwischenfall benutzte der Jüngling, um schleunigst zum Feueranmachen in einen Nebenraum zu verschwinden; alsdann wurde uns die leere Zelle des Mönchs als Quartier eingeräumt und schließlich entfernten sich die Türken, nachdem ihnen die beiden armenischen Würdenträger eine gerichtliche Verhandlung des Falles versprochen hatten, bei der natürlich nichts herausgekommen sein wird, denn Zeugen gab es ja weder für noch wider die Schuld des angeblichen Mörders. Mir machte er einen ganz vertrauenerweckenden Eindruck und ich nahm ihn mir ohne Weiteres als Diener für die Durchstreifung der Ruinen an. Als die Leute hörten, ich käme von Etschmiadsin, erschöpften sie sich in Freundlichkeit und schafften zum Essen herbei, was ihnen nur möglich war: Ein Huhn, Reis, Eier, saure Milch, Büffelbutter und das unvermeidliche Lawasch. Als Hauptgericht wurde „Plow" zubereitet. Diese Speise besteht aus Reis mit kleinen kernlosen Rosinen, in Butter gedämpft, so daß die einzelnen Körner heilbleiben, natürlich mit den Fingern oder, besser gesagt,

aus der hohlen Hand zu essen. Die Orientalen können unglaubliche Quantitäten davon verzehren; auch mein Gefährte griff einmal über das andere mit seiner Rechten tief in die Plowschüssel und lobte das Essen. Es schmeckte in der That gut. Auch das — gekochte — Huhn wurde von der Frau, die es auftrug, nicht etwa zerschnitten, sondern äußerst geschickt in mehrere Stücke zerrissen auf den Tisch gestellt. Daß ein solcher da war, mußte übrigens schon als ein nicht unbeträchtliches Stück Kultur angesehen werden. Der Mönch, in dessen Zimmer wir speisten, hatte allerdings auch den Rang eines Archimandriten oder Klostervorstehers. Die saure Milch war überfett wie gewöhnlich; auch die Eier schwammen wieder in heißer Butter, und das Mittagessen wäre diesmal trotz aller Gewöhnung und guten Willens kein Genuß für mich geworden, wenn nicht der Wein, den wir mit hatten, über alle bedenklichen Regungen hinweggeholfen hätte. Sollte übrigens einmal ein Leser dieser Aufzeichnungen nach dem Kaukasus und Armenien kommen, so wird er wohl, wie ich, eine kleine Weile brauchen, bis er sich an den eigenthümlichen Beigeschmack des in Schläuchen aufbewahrten Weines gewöhnt. Dieser wirkt zunächst direkt unangenehm, aber das verliert sich ziemlich rasch. Edle Sorten sollen auch nicht in Schläuchen, sondern in großen, zum Theil in die Erde gegrabenen Thongefäßen aufbewahrt, neuerdings auch in Flaschen gefüllt werden. Während wir speisten, standen die beiden alten Bauersleute der Sitte gemäß an der Thür und sahen mit gekreuzten Händen zu, bis wir fertig waren. Dann kam die Frau

demüthig heran, faßte meinen Rockärmel und versicherte mir irgend etwas eindringlich und bittend auf armenisch, indem sie dabei die andere Hand aufs Herz legte. Der Pfarrer übersetzte mir, was sie wollte: sie betheuere nur, ihr Sohn sei wirklich und wahrhaftig an dem Tode des Mädchens nicht schuld. Ich sagte ihr, meiner ehrlichen Ueberzeugung gemäß, sie solle nur ruhig sein, es würde ihm wohl nichts geschehen; im Uebrigen möge er mir nur nach Möglichkeit behilflich sein.

Nach dem Essen machten wir uns nun auf die Wanderung durch die Ruinen. Natürlich war es von vorne herein in Aussicht genommen, erst am anderen Tage nach Alexandropol zurückzufahren; ich glaubte also vollauf Zeit zu haben. Zunächst galt es, das ganze Terrain der alten Stadt einmal rund zu umwandern, doch widmete ich vorher noch eine Weile der Kathedrale, die unserem Quartier gerade gegenüber lag, sobald man aus der Thüre trat. Die imposante einstige Patriarchatskirche ist im Jahre 1010 n. Chr. unter König Gagik I. beendet, als die Bagratiden von Ani nur noch über einen Theil Armeniens herrschten, obwohl ihre Herrschaft und ihre Residenz an Ansehen und Pracht noch weitaus den ersten Rang im Lande behaupteten. Der Bau war der Jungfrau Maria geweiht und mißt etwa 30 : 50 Meter Seitenlänge; die Höhe des Inneren bis zur Wölbung des Mittelschiffs mag zwischen 25 und 30 Metern betragen. Die äußeren Formen sind einfach und edel gehalten; der rothbraune, wie gebrannt aussehende Tuffstein, aus dem die glatten, in regelmäßigen Schichten übereinander gelegten Quadern

gehauen sind, ist ein ausgezeichnet zu bearbeitendes Material und von großer Widerstandsfähigkeit gegen atmosphärischen Einfluß, wie das wohlerhaltene Arkadenmotiv in hohem Relief zeigt, durch welches die wuchtigen Flächen der Außenmauern des Baues, andeutender Weise, rund herum in eine lange Reihe von Bögen mit schlanken, aufstrebenden Pfeilern gegliedert werden. Ueber der Kreuzung des mittleren Längsschiffs mit dem gleich hohen Querschiff erhob sich einst der allen armenischen Kirchen eigenthümliche kuppelähnliche Thurm mit spitzem, steinernem Kegeldach, aber dieser Thurm hat der Gewalt der Erdbeben und der zerstörenden Kraft der Jahrhunderte nicht widerstehen können; seine Steinmassen sind in das Innere des Domes hinabgestürzt und durch die gewaltige kreisrunde Oeffnung schaut jetzt der Himmel hinein. Vier mächtige Pfeiler, die einst die Last des Thurmes trugen, gliedern den Innenraum derart, daß man fast den Eindruck eines Zentralbaues empfängt; eine Apsis an der Ostseite, durch deren Hinterwand ein gewaltiger Riß geht, schließt den Bau in der Längsrichtung ab. Der Haupteingang scheint an der Südseite gewesen zu sein, wo noch von außen die Reste einer Vorhalle zu sehen sind. Im Uebrigen sind die Gewölbe des Inneren noch erhalten; nur zeigen sie auch schon mehrfach Risse.

Wenige Schritte jenseits der Kathedrale steht man am Rande einer tiefen Thalschlucht, auf deren Grund der Arpatschai fließt, und an dieser Stelle gewann ich zuerst eine Vorstellung von der merkwürdigen Lage Anis. Die Gegend ist hier weithin mit dem bereits erwähnten

rothen Tuff in einer Mächtigkeit von ca. fünfzig Metern bedeckt; unter dem Tuff liegt aber grauschwarze, basaltische Lava, wahrscheinlich in einer viele hundert Meter starken Schicht vor alten Zeiten aus dem Krater des Aragaz bis hierher ergossen. Der Arpatschai nun hat sich ein zwischen den oberen Rändern im Durchschnitt an 500 Meter breites, vielfach gewundenes Thal durch die ganze Tuffdecke hindurch erodirt, dann aber von der Sohle desselben aus noch eine ebenso tiefe Kluft mit senkrecht abstürzenden Wänden in die Lava hineingenagt. Wenn man am oberen Rande dieses tiefen Thales steht und hinunterschaut, so erblickt man diesseits wie jenseits oben zunächst die röthlichen Abhänge des Tuffes, und dann weiter in der Tiefe einen dunkeln, finsteren, gewundenen Spalt, auf dessen Grunde das trübe, wirbelnde Wasser — scheinbar lautlos — dahinfließt, denn der Abstand von unten bis zum oberen Rande, auf dem wir stehen, ist so groß, daß nur an einzelnen Stellen, wo die Gestaltung der Thalwände der Fortpflanzung des Schalles nach oben günstig ist, das Rauschen des Flusses herauftönt. Auf der anderen Seite der Stadt fließt gleichfalls in einem tief in den Tuff hinein erodirten Baranco, dessen Sohle in seinem unteren Theile auch schon die Lavaschicht erreicht und angegriffen hat, der Bach Aladschatschai, so daß auf diese Weise eine lange Felszunge mit garnicht oder schwer ersteiglichen Steilwänden zwischen den beiden Schluchten entsteht. An der Vereinigung der beiden Gewässer ist sie lang und schmal ausgezogen, auch die Tuffdecke bereits von dem kaum 200 Meter

breiten Rücken durch atmosphärische Einflüsse abgetragen und nur eine langgestreckte, senkrechtabstürzende Basaltklippe in der Tiefe zwischen den Flüssen noch übrig, dort hingegen, wo das herausgeschnittene, halbinselförmige Plateau sozusagen mit dem Festlande zusammenhängt, beträgt seine Breite etwas über einen Kilometer. Hier zieht sich die oben erwähnte bethürmte Mauer quer hinüber und vertheidigte einst die Stadt an der einzigen, von der Natur nicht geschützten Seite. Der ganze Umfang des alten Ani betrug etwa fünf Kilometer; allerdings war es, wie der Verlauf der erhaltenen Grundmauern der Gebäude zeigt, größtentheils so eng gebaut, daß von eigentlichen Straßen kaum die Rede gewesen sein kann. Es ist kaum wahrscheinlich, daß die Stadt je mehr als 50 000 Einwohner gehabt hat, selbst wenn man sich vor Augen stellt, welche verhältnißmäßig bedeutenden Menschenmengen einst auch bei uns in manchen eng gemauerten Städten des Mittelalters bei einander gehaust haben müssen, so in Lübeck, Köln, Nürnberg u. a.

Wir machten uns nun auf, längs des oberen Thalrandes die ganze Stadtanlage zu umwandern. Ein seltsamer Ort, dieses Ani! Soweit das Auge reichte, war nirgends in der ganzen Gegend weit und breit eine Spur von Leben zu entdecken. Kahl und finster stiegen die Aladschaberge im Westen auf, ohne Baum, ja ohne einen grünen Halm an ihren schwarzgrauen, vulkanischen Abhängen, leblos in flacher, lavastarrender Wölbung erhob sich der Aragaz mit seinem schnee- und eisgekrönten, zerborstenen Riesenhaupt gegen

Morgen über dem Lande, das er selber einst in der Vorzeit aus Gluthströmen, Aschenregen und Steinhagel aufgebaut hatte, dunkel zog das in der beschatteten Tiefe schwarz erscheinende Wasser des Arpatschai auf dem Grunde der wie von Gigantenhänden aufgerissenen, schlangenartig gewundenen Kluft dahin, und wie ein Gespenst standen dort unten die noch in ihrer Zerstörung mächtig aufragenden Trümmer einer Brücke, die einst mit einem einzigen Bogen die ganze Breite des Flusses überspannt haben mußte. Ueberall auf dem Abhange bis an den Rand der senkrechten Lavawände der eigentlichen Stromschlucht waren die Spuren alter Befestigungswerke, Fundamente, behauene Steinblöcke, herabgestürzte Mauerfragmente sichtbar, und der schmale Fußpfad, auf dem wir vorwärts gingen, wand sich beständig zwischen noch ragenden Grundmauern und formlosen Haufen von Tuffquadern und Lavabrocken, die zur Füllung des Innern der dicken Wände gedient hatten, hin und her. Ein hoher, schlanker Thurm vor uns hatte schon eine Weile unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war das Minaret einer Moschee, in die ein prächtiger, altarmenischer Bau zu der Zeit verwandelt worden war, da seldschukische Emire in dem eroberten Ani saßen. Eine dreischiffige, gewölbte, von wuchtigen, kurzen Rundsäulen getragene Halle war es, die sich die Barbaren für ihren Kultus ausgesucht hatten. Dieser Bau stand hart am Rande des Plateaus; gewaltige Substruktionen, die in ihrem Innern zwei Reihen hoher finsterer Gewölbe über einander bargen, stützten die Halle, deren weite Fenster sich auf die Strom-

schlucht öffneten, von unten her. Mit Ausnahme der Kathedrale und einer Kirche, in der jener Mönch, dessen Zelle wir bewohnten, sagar noch einsame Gottesdienste abhält, ist dieses Gebäude — ich weiß nicht, mit welchem Recht es als Bibliothek bezeichnet wird — das am besten erhaltene und architektonisch wirkungsvollste Stück der Ruinen von Ani.

Im Weitergehen stießen wir auf eine bis zu den Fundamenten herab zerstörte große Kirche, einen Bau, dessen prachtvolle, wüst über einander gestürzte Werkstücke noch ahnen ließen, was er gewesen war. Jetzt waren wir am Fuße des Hügels, der — dem Plateau zwischen den Schluchten noch aufgesetzt — wahrscheinlich die Citadelle oder Akropolis der Stadt getragen hat. Die Zerstörung war hier eine ganz furchtbare; ich habe nie so wilde Trümmermassen gesehen. Nicht verhältnißmäßig leicht gebaute Wohnhäuser, wie in der unteren Stadt, sondern meterdicke Mauern, aus großen Blöcken gefügte Bastionen, Bögen und Gewölbe von eherner Festigkeit, dazwischen auch schlankere Pfeiler und prachtvolle in Stein gehauene Ornamentstücke, waren wie unter den Stößen und Tritten eines granitenen Riesen oder unter der Wucht eines vom Himmel niedersausenden Gigantenhammers so zerbrochen, umgestürzt, zu Boden geschleudert, zertrümmert und zerborsten, daß mich ein Grauen ankam. Nach allen Seiten waren die Stücke an dem Hügel, der übrigens gleichfalls von unten bis oben bebaut gewesen sein muß, hinabgerollt und hatten seine Seite hoch mit behauenen Steinen und Quadern überschüttet, über die man mühsam nach oben klimmen

mußte. Hier habe ich die vernichtende Gewalt eines Erdbebens gesehen! Kein modernes Sprengmittel könnte eine ganze Festung dermaßen mit einem Ruck atomisiren, wie es der unterirdische Stoß des Jahres 1319 mit der Burg von Ani gethan hat.

Von der Höhe hinabsteigend gelangten wir zu einer zierlichen Kapelle oder kleinen achteckigen Kirche, gerade auf der südwestlichen Ecke des Plateaus über dem Beginn der schmalen Felszunge gelegen, die von hier aus unten etwa 500 Meter weit zwischen dem Arpatschai und Aladschatschai weiterlief. Diese wilde, schroffe Klippe trug auf ihrem Scheitel noch umfangreiche Ruinen von besonderer Kühnheit, aber der Pfad hinab war ziemlich halsbrecherisch und dazu wurde es mit einem Male dunkel — nicht als ob der Tag sich schon geneigt hätte, aber eine schwere, schwarze Wolkenwand zog über den Aladschabergen herauf. In wenigen Minuten hatten die Ruinen und die ganze ohnehin düstere Gegend einen förmlich grauenhaften Charakter angenommen; von einer schwefelfarbigen Stelle des Wolkenhimmels im Westen über den Bergen ging ein fahles, gespenstisches Licht über das ganze Land aus; dazu grollte der Donner, vereinzelte, noch ferne Blitze zuckten auf, und fauchend wie böse wüthende Geister der Oede fuhren einzelne Windstöße aus der Tiefe über das Plateau hin.

Unter diesen Umständen wäre es zu gewagt gewesen, nach dem Kastell auf dem unteren Felsvorsprunge hinabzuklettern. Es war noch nicht sicher, ob das aufziehende Gewitter über die tiefe und breite Schlucht des

Aladschatschai hinüberkommen und sich direkt über Ani entladen würden. Jetzt gleich ins Quartier zu flüchten, konnte ich mich nicht entschließen; im schlimmsten Falle war irgendwo ein augenblicklicher Unterschlupf zu finden; also vorwärts an der Aladschaseite, längs dem westlichen Abhange des Plateaus. An der nördlichen Ecke, dort wo die lange Mauer der Landseite begann, das wußte ich, lag die Ruine des Königsschlosses, und meine Phantasie war mächtig erregt bei dem Gedanken, in den Räumen dieses alten, zerstörten Palastes den vollen Ausbruch des tobenden Hochlandsgewitters zu erleben. Wir kamen nicht ganz bis an unser Ziel, als jede Möglichkeit des Weitergelangens im Wetter aufhörte. Eine wunderbar zierlich gebaute, polygonale Kapelle mit noch wohl erhaltenem Dach, im Inneren allerdings total verwüstet, nahm uns im Angesicht des Bagratunierschlosses, hart über dem Absturz in die westliche Schlucht, auf, als der Regen niederzuströmen begann, nach jedem Donnerschlage heftiger einsetzend. An den Aladschabergen rollte der Wiederhall der krachenden Schläge jedesmal lang hin, nnd ehe er noch erstorben war, dröhnte der Donner immer wieder von Neuem, als ob eine ununterbrochen feuernde Batterie von Geschützen gigantischer Größe hinter den Wolken steckte, die dick und schwarz, von gelben und röthlichen Blitzen erleuchtet, niederhingen und strömenden Regen entsandten. Drüben, die gegenüberliegende Seite der Schlucht, bot einen merkwürdigen Anblick: Höhlung an Höhlung war in halber Höhe in sie gegraben, so daß die Wand aus-

sah, wie die Breitseite eines Linienschiffes voll Kanonenluken. Auch die Felsplatte, auf der Ani selbst steht, zeigt in ihrer Tuffschicht auf der Ostseite eine Menge solcher Löcher. Sie führen in ein weitverzweigtes System von Gängen und Kammern, in eine ganze unterirdische Stadt von Troglodytenwohnungen eines unbekannten Volkes der Vorzeit. Die Sage erzählt, daß die Geister der alten Bewohner von Ani, die sich nicht entschließen konnten, ihre Heimath und ihren Heerd nach einem furchtbaren Schicksalsschlag zu verlassen, in diesen Höhlen nächtlicher Weile schwirren, summen und flüstern, und daß man sie hört, wenn man in der Stille der Nacht das Ohr an den Boden unter uns legt. Im Jahre 1046 hatten die Byzantiner Ani durch den Verrath einiger einheimischen Großen genommen; darnach behaupteten sie es achtzehn Jahre, während die Seldschuken, vor denen sie Armenien zu schützen versprochen hatten, bereits die südlicheren und westlichen Landschaften fortgesetzt verheerten. Da zog Alp-Arslan, der „starke Löwe", mit einem zahllosen Heere im Sommer 1064 gegen die feste Stadt heran und schlug sein Lager im Thale des Aladschatschai und auf dem Blachfeld nördlich vor der großen Mauer auf. In Ani kommandirten Bagarat, ein zu den Griechen übergegangener Armenier, und ein Georgier Gregor, zwei unfähige Führer. Alp-Arslan ließ eine Katapulte von nie gesehener Größe auf der Nordseite der Festung aufstellen, nachdem verschiedene Versuche, die Werke von der Schlucht aus zu ersteigen, mißglückt waren, und nach einigen Tagen war eine

Bresche in die große Mauer gelegt. Die Seldschuken stürmten, wurden zurückgeschlagen und sannen schon auf Abzug, als die beiden Befehlshaber den unglücklichen Beschluß faßten, in der Voraussicht, den Ort doch nicht halten zu können, sich mit den griechischen Truppen in die Citadelle zurückzuziehen und die Stadt sammt den Einwohnern den Barbaren preiszugeben. Sie mochten hoffen, der Sultan werde alsdann gesättigt verschwinden. Furchtbar war die Verzweiflung der Bewohner. Als der Beschluß ausgeführt wurde und die Garnison sich auf die Burg zurückzog, flüchteten 50000 Menschen aus der Stadt über den Arpatschai und suchten in die Ferne zu entkommen. Die Seldschuken hörten mit Staunen das Geschrei und den Lärm, besetzten die Stadt, hieben nieder, was sie noch vorfanden, plünderten die Häuser und Paläste, vernichteten und schändeten die Kirchen und erstürmten dann die Citadelle, deren leichtfertige und feige Befehlshaber durch geheime Gänge entflohen, die Besatzung ihrem Schicksal überlassend. Das war die erste Zerstörung von Ani. Von den Bewohnern floh eine große Anzahl über das Schwarze Meer nach Polen und Westrußland, wo sie bei dem Großfürsten von Halicz (Galizien) Aufnahme fanden. Dort leben ihre Nachkommen noch heutigen Tages.

„Zu dieser Zeit“, schreibt ein Augenzeuge der Eroberung, „verließen die flüchtigen Armenier die Thäler und stiegen wieder von den Bergen herab. Da wurden sie von Kummer ergriffen und weinten, denn sie sahen ihr Vaterland geschändet und dazu die Stadt Ani ganz

und gar verwüstet, ohne Einwohner und ohne Wohnstätten. Sie sahen, daß die Kirchen zerstört waren, die Paläste und Häuser geplündert und die ganze Stadt von einem bejammernswerthen Verhängniß geschlagen. Da klagten sie alle bitterlich und fluchten ihrer inneren Zwietracht, denn die hatte es verursacht, daß die Königsherrschaft von Ani einst gefallen war. Sie fluchten auch den Griechen, die sich treulos dieser prächtigen Stadt bemächtigt und sie dann nicht vertheidigt hatten, aber weil sie sahen, daß keine Hoffnung mehr da war für eine neue Auferstehung, darum verzweifelten sie in ihrem Seufzen."

Ani ist dann doch noch wieder zu einiger Blüthe gekommen. Die gleichfalls bagratidische Dynastie von Georgien hielten zäh an dem Bestreben fest, den einstigen Königssitz ihres Geschlechts nicht in den Händen der Ungläubigen zu lassen. Viermal ist die Stadt noch im zwölften Jahrhundert von den georgischen Heeren den seldschukischen Emiren entrissen worden, die nach der Eroberung durch Alp Arslan die unvergleichliche Festung wieder hergestellt und ihren Sitz in ihr genommen hatten, aber vor der Zerstörung durch das große Erdbeben erlebte die armenische Kapitale noch einmal eine Verwüstung von Grund aus, und zwar 1239 durch Tschamargan, den Feldherrn Dschingis-Chans. Wie es die Art der Mongolen war, schickte Tschamargan vorher Boten nach Ani und forderte die Einwohner zur Uebergabe auf. Statt dessen wurden die Abgeordneten getödtet. Auf die Nachricht davon erschienen die Barbaren mit einer solchen Schnelligkeit vor der Stadt,

daß sie dieselbe noch unverproviantirt fanden und schlossen sie ein. Der Hunger begann zu wirken; Einzelne schlichen sich hinaus zu den Feinden und wurden freundlich behandelt. Daraufhin wagten es auch die Anderen, sich zu ergeben. Der Feldherr ließ sie alle vor die Stadt hinauskommen, vertheilte sie unter das Heer und gebot dann jedem Krieger, sich zu vergewissern, wer von den Gefangenen ein Handwerk verstünde. Diese sammt den jungen Frauen, Mädchen und Knaben sonderte man aus und hieb darauf die ganze übrige Masse auf einmal nieder, so daß jede Gruppe von dem Mongolenkrieger, auf dessen Theil sie gekommen war, abgeschlachtet wurde. Dann plünderten und verbrannten sie Ani und zogen ab, das grausige Leichenfeld zurücklassend. Bei dem Blutbade, das die Mongolen anrichteten, und auch schon früher, bei der Belagerung durch die Seldschuken, soll eine Menge Menschen in die Höhlen unter der Stadt geflohen und dort durch giftige Dünste, durch den Rauch an den Eingängen angezündeter Feuer und durch den Hunger umgekommen sein. Was dem Tode entrann, floh bis ans Meer und wurde dort von genuesischen Schiffen aufgenommen, welche die Flüchtlinge nach Kaffa (Theodosia, an der Straße von Kertsch) brachten; von dort gelangten viele nach Galizien zu ihren früher dorthin ausgewanderten Volksgenossen, andere wiederum nach Astrachan an der Wolgamündung und nach Trapezunt, wo sie Aufnahme fanden.

Wahrlich, der Ort, an dem wir waren, hatte Schreckliches gesehen! Und wie paßte der Augenblick

dazu, die düsteren Bilder aus der Geschichte dieses Landes wachzurufen und vor die Seele zu stellen. Ueber und um uns tobte und brüllte der Gewittersturm; durch die dicke Finsterniß stürzte der Regen fortgesetzt in Strömen herab und wurde vom Winde durch die klaffenden Thür- und Fensteröffnungen in die Kapelle gejagt, die uns barg; dazwischen in kurzen Pausen flog es von den Blitzen wie ein jäher, greller Feuerschein über die hochragenden Mauern des Bagratidenschlosses vor uns, daß die rothen Tuffwände und die gewaltigen, aus der Tiefe der Schlucht aufgemauerten Substruktionen des Baues wie mit flammender Lohe übergossen aufleuchteten, um im nächsten Augenblick ins Dunkel zurückzusinken. Es mochte jetzt die Zeit des Sonnenunterganges sein, aber seit einer halben Stunde war es schon so finster, wie am tief hereingebrochenen Abend; nur unsicher konnte man noch an der gegenüber liegenden Wand die schwarzen Oeffnungen der Höhlen von dem Gestein unterscheiden. Es war, als ob durch das Klatschen des Regens und das Rollen des Donners die Geister tief in den Felsen heulten und wimmerten, ja als ob das Stöhnen jener beiden pflichtvergessenen Feiglinge, die aus der Burg durch die unterirdischen Gänge entflohen waren, während der Feind am Sturme war, aus den Klüften hervordrang, wie sie dort unten von den Opfern ihres Verrathes gemartert wurden! Wieder blitzte ein greller Schein auf, in dessen Gluth das Thal des Aladschatschai, wo auf dem Grunde das Wasser jetzt als trüber brausender Strom dahinschoß, in Feuer zu stehen schien. Dort unten, zu unseren Füßen war die letzte Heldenthat,

der letzte große Sieg Altarmeniens geschehen, als Bahram Pahlavuni, der 80jährige Reichsverweser, im Jahre 1042 ein byzantinisches Heer in der Schlucht zusammenhieb. Darnach ging die Sonne Armeniens unter bis auf den heutigen Tag, und Finsterniß lagerte sich über dem Lande.

Mit dem Besuche Anis war ich für dieses Mal an das letzte Ziel meiner Reise gelangt. Was nun noch folgte, die Rückreise nach Tiflis, ein Besuch von Kutais und in den wunderbaren Klöstern Imerethiens, Mozamethi und Gelati, die Bahnfahrt durch die weite Ebene des wirbelnden Rion hinab zum Pontus nach Batum — das Alles war nur noch ein eiliges Durchfliegen des Landes, denn die Pflicht rief heimwärts. Hatte ich doch die Güte der verehrten Frau fast schon mißbraucht, die mich für viele Wochen von der gern erfüllten Aufgabe, junge Mädchen in Geschichte und Geographie und mancherlei anderen nützlichen Dingen zu unterrichten, beurlaubt hatte!

Zwei Tage schaukelte ich mich noch auf den blauen Wellen des „gastlichen" Meeres, im Angesicht der ewigen Schneekette des Kaukasus; dann trug mich das Dampfroß wieder dem Abendlande zu. Eines aber weiß ich: So Gott will habe ich nicht zum letzten Mal den Wein von Eriwan getrunken und den wackeren Männern am Fuße des Ararat die Hand geschüttelt.

Inhalt.

Druck von J. S. Preuß, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.